
VERLAG
FRITZ
MOLDEN

FRITZ OPFERMANN

KIEBERER IN OTTAKRING

VERLAG FRITZ MOLDEN
WIEN–MÜNCHEN–ZÜRICH–NEW YORK

1. Auflage

Verlegt von Molden Verlag Wien Gesellschaft m.b.H.

Schutzumschlag und Ausstattung: Hans Schaumberger, Wien
Schutzumschlagbild: Gerhard Trumler, Wien
Lektor: Wolfgang Teuschl
Technischer Betreuer: Franz Hanns
Schrift: Garamond-Antiqua
Satz: RSB Fotosatz Gesellschaft m.b.H., Wien
Druck und Bindearbeit: Wiener Verlag, Himberg
ISBN 3-217-01130-9

Inhalt

Kieberei

Ich bin ein Kieberer. Zu hochdeutsch: ein Wiener Kriminalbeamter. Und daß ich es gern bin, heißt noch lang nicht, daß ich mich als eine Art Jerry Cotton fühle mit lauter filmreifen Superfällen. Sicher, auch raffinierte Morde fallen in mein Ressort; aber ebenso alles andere, was im Strafgesetz vorkommt: vom Raub bis zum Mopeddiebstahl, vom Betrug bis zur unbedeutenden Rauferei, von der Fälschung bis zum letzten Exhibitionisten. Ich habe gegen den berühmten unbekannten Täter zu recherchieren, auch wenn er nur den berühmten kleinen Kratzer in ein Auto gemacht hat. Ich bin zuständig für Leumundserstellungen, selbst dann, wenn jemandem etwa der Titel „Medizinalrat" verliehen werden soll. Wenn sich eine Hausfrau beim Kochen in den Finger schneidet, und die Unfallstation macht die obligatorische Verletzungsanzeige, trete ich auf den Plan. Für Leichen aller Art bin ich zuständig. Für Geisteskranke: zuständig. Brände, Drohungen, Rauschgift: zuständig, zuständig, zuständig. Ich mache Vorführungen zu Gericht, kassiere Strafbeträge und werde, trotz meiner Spezialausbildung, als Lenkererheber eingesetzt.

Kiebereralltag.

Und doch habe ich in diesen 35 Jahren Dienst besser als jeder Romandetektiv erlebt, daß zwischen Menschen nichts unmöglich ist. Daß ein Kieberer in Wien, und speziell in Ottakring – dem 16. Gemeindebezirk –, oft mehr sein muß als ein Sherlock Holmes: Er muß vor allem Mensch sein und die Menschen kennen, ihre Sprache sprechen, mit ihren Gedanken denken können und insbesondere fähig sein, ihr Vertrauen zu gewinnen. Mit Hollywoodallüren ist kein Geständnis zu kriegen – viel eher schon mit dem „Schmäh"; Charme, Schmäh und Menschlichkeit, erst damit ist man ein echter Kieberer, und nicht bloß eine untaugliche Attrappe mit Pistole und Dienstlegitimation.

Und weil vielleicht nicht jeder Leser so wie unsereins Kieberer die Sprache unserer „Kunden" beherrscht, hab ich,

sicher ist sicher, am Schluß des Buchs ein Verzeichnis mit den Erklärungen der Dialektausdrücke angefügt.

Ausdrücke, so echt und bodenständig, wie die geschilderten Fälle echt und aktenkundig sind; verändert wurden bloß die Namen, Adressen und sonstigen persönlichen Daten der Betroffenen. Es soll durch dieses Buch schließlich niemand zu Schaden kommen – schon gar nicht, wenn er seine Strafe für etwas, dessen ich ihn überführt habe, abgebüßt hat.

Schließlich bin ich ziemlich stolz darauf, daß die meisten meiner „Schäfchen" mir nicht bös sind, im Gegenteil, mich sogar ab und zu besuchen und, was das Wichtigste ist, nur zum geringsten Teil wieder straffällig geworden sind.

Und weil ich als ehemaliger Ottakringer Gassenbub ja selbst auch alle Voraussetzungen mitgebracht hätte, irgendwann einmal im „Häfen" zu landen, beginne ich mit ebendieser Jugend, mit dem „Milieu"; deshalb, und weil meine berufliche Laufbahn schon auf die Kindheit zurückgeht – ein wahrgewordener Bubentraum:

Ich bin tatsächlich ein Kieberer geworden.

Aller Anfang . . .

Ich bin ein Ottakringer Gassenbub, verstehe es aber blendend, mich zu Hause und in der Schule so zu benehmen, daß mich niemand durchschaut und mir der wohlerzogene Bub abgekauft wird.

Meine Freunde und ich sind den ganzen Tag in Bewegung, äußerst geschäftig, überall dran und laut. Wenn wir es zu arg treiben und einer von uns läuft nicht schnell genug davon, bekommt er von den Erwachsenen eine mächtige Watschen. Aber darum können wir uns wirklich nicht kümmern, das ist ein Einzelschicksal, und niemand braucht einen Wachmann.

Egal, was wir spielen, ich bin immer der Detektiv. Andere Buben in meinem Alter lesen noch Märchenbücher, ich verschlinge haufenweise Detektivgeschichten.

Im wunderschönen Kongreßpark, gegenüber Sandleiten, suchen wir unsere Abenteuer. Mit Einbruch der Dunkelheit gehen wir Liebespaare belauschen. Es wäre zwar einfacher, erst einmal nachzusehen, ob sich überhaupt Liebespaare im Park befinden, aber nein, so profan wollen wir es nicht; letztlich sind die Liebespaare gar nicht so wichtig, im Anschleichen liegt unser ganzes Glück. Wir rutschen auf dem Bauch über den Rasen des Parks und bilden uns ein, von Feinden umgeben zu sein. Meiner Phantasie als Detektiv sind keine Grenzen gesetzt:

Einmal höre ich es hinter einem Gebüsch ganz deutlich stöhnen. Mein kriminalistischer Instinkt ist hellwach, ich vermute, da wird jemand umgebracht. Behutsam schleich ich näher, bieg leise die Äste auseinander, da seh ich schon die Bescherung. Ein Mann und eine Frau raufen im Gras und haben sich dabei eng umschlungen. Sie stöhnt, er stöhnt; mein erster Gedanke:

„Na servas, das muß weh tun!"

Aber warum tun sie es dann?

Wenig später weiß ich es.

Doch als Gassenbub ist man eben immer schon frühreif in mancher Beziehung, die den Erwachsenen gar nicht recht paßt.

So baut man in Ottakring zu dieser Zeit die riesige Wohnbauanlage Sandleiten; unzählige Cabskutscher sind hier beschäftigt – von ihnen lernen wir Schimpfwörter, die uns zu Vollprofis machen. Wehe, wenn wir loslegen, da bekreuzigen sich die alten Weiber und beten schnell einen Rosenkranz, denn ein Abschaum wie wir kann nur aus der Hölle kommen!

Zum Wochenende zieht es dann die Cabskutscher nach Erhalt ihres Lohnes in das Wirtshaus, um den Staub der Woche hinunterzuspülen.

Trotz Verbots unserer Eltern – wir sind auch da.

Nach dem ersten Viertel bekommen sie erst den großen Durst und schreien nach Karten, sie wollen schnapsen.

Um im Lokal daseinsberechtigt zu sein, kaufen wir uns gemeinsam ein Kracherl, an dem wir alle zuzeln, und wenn wir Glück haben, dürfen wir beim Schnapsen zusehen.

Spielt einer einen Buben aus, sagt der andere verächtlich: „Wer an Buam sticht, is a Warmer, i laß nach."

Der andere erwidert: „I stich alles, weil a Stich is a Walzer, und a Schas is a Schnalzer."

Gewinnt der eine, sagt der andere: „Na, aa scho a Wunder, du bist do a Maslitiker, a ausgsprochener Piatnikarschkräuler."

Die Antwort kommt überlegen: „Spielen muaßt können, net mit der Goschen, mit die Karten, du Weh du. Am Sunntag vurmittag um halber drei is in Oberlaa a Schnapserlehrgang, meld di an, Pleampel."

Noch blüht der Schmäh, doch die Vierterln machen langsam rauflustig. Der Wirt drängt die Raufenden auf die Straße, damit in seinem Lokal nichts beschädigt wird.

Wir eifern die Raufenden an, und die Mutigen unter uns versetzen ihnen abwechselnd einen „Schuß" in den Hintern.

Ist ein Raufer besonders schwach und liegt gleich auf dem Boden, rennt einer von uns in das Wirtshaus und schreit jämmerlich: „Leutln, i bitt euch, kummts außa, da derschlagt aner mein Vatern!"

Immer finden sich Beherzte, die gleich auf die Straße eilen und in die Rauferei eingreifen. Dadurch wird sie umfangreicher, und wir haben erreicht, was wir wollen.

So schnell eine Rauferei beginnt, so schnell ist sie meistens auch zu Ende. Alle ziehen wieder in das Gasthaus, einer

bezahlt einen Liter Wein, sie fallen sich um den Hals und johlen: „I bin halt a Weaner, i kann nix dafur . . ."

Nicht immer allerdings endet es so friedlich; bestimmt dann nicht, wenn die „Biene" Stanislaus Schwarz, ein gefürchteter Messerstecher, zufliegt. Obwohl er Lokalverbot hat, weist ihn der Wirt nicht ab, weil er sich fürchtet. Man weicht Stani eben tunlichst aus.

Einmal kennt ihn ein Gast nicht, es kommt zu einem Wortwechsel, zu Tätlichkeiten, Stani sticht ihn in den Bauch, die Därme quellen heraus.

Ich stehe daneben, sehe, wie der Mann schwer blutet, die Rettung kommt – ein erster Vorgeschmack auf die düsteren Seiten meines Berufs.

Zu Hause wird mein Vater nicht müde, mir zu erklären, daß Gasse und Schule zwei grundverschiedene Dinge sind. Wenn ich wirklich Detektiv werden will, dann muß ich zuerst in der Schule bestehen, um überhaupt im Leben bestehen zu können, sagt er. Ich weiß seinen Rat zu schätzen, lern brav, spreche in der Schule nur hochdeutsch, und keiner kommt auf die Idee, daß ich auch schimpfen kann wie ein Cabskutscher.

Bei alledem sehne ich meine Großjährigkeit herbei, um endlich ein Gesuch um Aufnahme in den Polizeidienst abgeben zu dürfen.

Mit 24 Jahren komme ich vom Krieg heim, zwar alt genug, ein Aufnahmegesuch einzubringen, doch vorläufig haben die Alliierten die Aufstellung einer Polizeibehörde noch untersagt. Es gibt nur einen Selbstschutz, von Freiwilligen ins Leben gerufen. Sie tragen eine Armbinde mit der Aufschrift: „Polizei". Ich aber warte auf eine offizielle Polizeibehörde, ich will ein „echter" Kriminalbeamter sein.

Vorerst habe ich Hunger, die amtliche Lebensmittelzuteilung reicht nicht aus, den Hunger zu stillen. Ich bin Buchhalter in einer Glaserei, erhalte ein gutes Gehalt und bekomme außerdem wöchentlich eine Lebensmittelzuteilung. Glas ist in jener Zeit fast wertvoller als Gold. Der Winter steht vor der Tür. Jeder möchte endlich Glas in seinen Fenstern haben, aber fast niemand kann es „sich richten".

Ich habe längst schon die Beobachtung gemacht, daß mein trinkfester Chef mit allen Wasserln der Besatzungszeit gewa-

schen ist. Von der Buchhaltung hat er keine Ahnung, aber er besitzt im Bezirk das größte Glaslager – und er hat die besten Beziehungen zur russischen Besatzungsmacht. So erhält er immer wieder außer seiner staatlichen Glaszuteilungsquote noch Glasausfolgescheine für die Brunner Glasfabrik.

Die Straßen sind zwar noch unsicher, aber wir fahren mit einem alten, museumsreifen Tatra, unserem Firmenfahrzeug, zweimal in der Woche nach Brunn. Der Chef sitzt neben mir und schnarcht, vom Vortag, wie üblich, noch randvoll. Ich als Antialkoholiker (ich bin leider oder Gott sei Dank auf Alkohol allergisch, so was gibts tatsächlich) leide unter der Schnapsfahne, die er mir ständig ins Gesicht pfaucht.

Wir fahren, um nach Brunn zu gelangen, durch die verschiedensten Besatzungszonen, man kann uns jederzeit anhalten, das Fahrzeug und uns gleich mit beschlagnahmen. Aber das stört meinen Chef nicht, er schläft friedlich; ich weiß, er vertraut auf seine „Wunderformulare": Er besitzt von jeder Besatzungsmacht ein Papier mit vielen Stempeln und Hoheitszeichen, das ihm bescheinigt, für den Aufbau Österreichs tätig zu sein und unter dem Schutz der Alliierten zu stehen. Ich halte alle seine Bescheinigungen der Papierqualität nach für falsch und zittere bei jedem Kontakt mit den Besatzern.

Auf das Zeichen eines russischen Soldaten müssen wir vor der Brunner Glasfabrik anhalten, er verlangt: „Papierra!"

Mein Chef schläft noch immer, ich rüttle ihn wach. Langsam dehnt und streckt er sich – seine Nerven möchte ich haben –, rülpst einmal kräftigst, reibt sich die alkoholfeuchten Äugerln und sieht endlich den Soldaten. Auf russisch ruft er ihm etwas zu, der Soldat hilft ihm aus dem Auto, und im nächsten Augenblick umarmen sie sich. Das Fabrikstor wird geöffnet, ich fahre zur Rampe.

Nun wird der Tatra beladen, daß die Achsen quietschen. Ich muß einen Schein unterschreiben, auf dem außer dem Datum nichts steht. „Wenn Sie keine buchhalterischen Unterlagen haben, können Sie auch nichts in das Wareneingangsbuch einschreiben. Hauptsache, wir haben das Glas. Immer korrekt bleiben." Sagt mein Chef dazu.

Mir ist nicht ganz wohl in meiner Haut. Noch dazu winkt mir ein anderer russischer Soldat, auszusteigen und ihm zu

folgen. Er schreit mich an, ich verstehe nur „zu Chef kommen".

Ich überlege: Soll ich davonrennen, denn sicher haben sie jetzt meinen Chef entlarvt, und nun holen sie mich. Aber der Soldat nimmt mich beim Arm und stößt mich vor sich her. Wir kommen durch eine große Halle, der Soldat öffnet eine Tür zu einem Büro. Zwischen zwei russischen Offizieren sitzt mein Chef. Aber nicht beim Verhör, sondern beim Suff.

Vor ihnen auf dem Tisch steht eine große Schüssel Gulasch. Kommißbrot gibt es jede Menge. Mein Hunger macht sich durch lautes Darmkollern bemerkbar, aus meinen Mundwinkeln saftelt es vor Appetit. Die den Tisch beherrschende Doppelliterflasche Wodka nehm ich nicht zur Kenntnis.

O Wunder, ich werd zum Essen eingeladen. Schon pampfe ich in mich hinein, was Platz hat, und es hat viel Platz, meinen Chef hör ich kaum sagen: „Machen S mir jetzt ja ka Schand!" Ich weiß nicht, was er meint. Kaum habe ich ein paar Bissen intus, springt einer der Offiziere auf, schreit etwas in den Raum, was ich nicht versteh, hebt sein volles Glas Wodka zur Brust und leert es in einem Zug. Ich laß mich nicht stören und esse weiter. Da springt schon der zweite Offizier gleichzeitig mit meinem Chef auf, und sie leeren ebenfalls ihre Gläser.

Ich denk mir: „Ist das eine unruhige Gesellschaft!" und nehm mir den zweiten Teller Gulasch, einen halben Kommißwecken hab ich schon verzwickt, als ich plötzlich das Gefühl nicht loswerde, angestarrt zu werden. Ich heb meinen Kopf, tatsächlich: vier Augen sehen mich erstaunt, die beiden meines Chefs entsetzt an. Ich versuch einen vagen Probegrinser, doch niemand grinst mit. Plötzlich geht mir ein Luster voller Licht auf, die Worte meines Chefs fallen mir ein: „Machen S mir jetzt ja ka Schand!" Mitsaufen heißt das, ein Antialkoholiker wie ich ist da fehl am Platz. Unsicher will ich mir noch ein Stück Brot zwischen die Zähne klemmen, da spür ich einen heftigen Fußtritt gegen mein Schienbein. Vor Schmerz spring ich auf, die Gabel fällt mir ins Gulaschreindl.

Die Russen halten meinen Wehschrei für einen Hochruf, ich nehm mein volles Glas, tret auf sie zu, deut eine Verbeugung an und stoß mit ihnen an. Vor meinem Chef deut ich nichts mehr an, stolpere absichtlich und schütt ihm dabei den ganzen

Wodka ins Gesicht. Die Russen brüllen vor Lachen, mein Chef bleibt ernst, er weiß genau, das war die Revanche für den Fußtritt.

Aber es hilft mir nicht viel, mein Glas wird wieder gefüllt, es ex zu leeren heißt die Parole. Da ich mich nicht umbringen will, such ich krampfhaft nach einer Lösung, um den scharfriechenden Wodka nicht trinken zu müssen. Da bemerke ich die nach hinten geneigten Köpfe der anderen, um den Wodka sicher hineinrinnen zu lassen, benütze sofort die Gelegenheit, reiß meinen Kopf ebenfalls nach hinten und schütte dabei den Wodka über meine rechte Schulter. Dann seh ich mein Glas andächtig an, wisch mir genüßlich den Mund und schrei „hoch, hoch!"

Die Russen spenden Applaus, mein Chef übt Zurückhaltung, ihm kommt die ganze Angelegenheit nicht geheuer vor. Er weiß, ich kann Alkohol nicht einmal riechen.

Leider habe ich nicht mit der Gastfreundschaft der Russen gerechnet. Schon wieder fahren sie in die Höh und leeren ihre Gläser auf einen Zug. Ich applaudiere nun meinerseits, schrei etwas wie Anerkennung und markiere den trinkfesten Burschen.

Das Gulasch ist weggeputzt, eine riesengroße Portion Eierspeis folgt. Danach bin ich wieder einmal an der Reihe, mein Glas zu leeren, warte auf das Zurückneigen der Köpfe, blinzle nach rechts und links, um den besten Augenblick zu erhaschen, blinzle dabei direkt in den Blinzler meines Chefs. Er sieht mir zu, wie ich den Wodka verschütte.

Er steht auf, hält eine Rede auf russisch, die Offiziere schreien, ich schrei mit, klatsche Beifall, klopf den Offizieren auf die Schulter, die klopfen zurück, und alles scheint in Ordnung. Die Offiziere lassen mir übersetzen, daß sie mir dafür danken, auf die Ehre der russischen Gastfreundschaft und auf ihr Wohl ein noch größeres Glas Wodka ex leeren zu wollen. Das hat ihnen mein Chef eingeredet, und dazu habe ich Trottel Beifall geklatscht und den Offizieren auf die Schulter geklopft. Ein Soldat bringt ein riesiges Glas, und ich bin überzeugt: Wenn ich das austrinke, bin ich tot. Also nehm ich mir vor, zuerst zu imitieren, dann einen kleinen Schluck zu machen und schließlich das Glas fallen zu lassen.

Das Glas wird vollgeschenkt.

Der Applaus erinnert mich, daß man auf meine Ehrenbezeugung wartet. Ich nehm das Glas in die Hand – und in meiner Aufregung mach ich alles verkehrt. Anstatt zuerst zu simulieren, mach ich zuerst einen Schluck, und sobald ich simuliere, rinnt mir der Wodka hinunter. Ich hab die Mundhöhle voller Wodka, will ihn aber nicht schlucken und bekomm keine Luft mehr, noch dazu verkutz ich mich und schlucke wider Willen noch einmal. Ein krampfhafter Husten setzt ein, und schließlich laß ich das Glas fallen. Ich fühl den Wodka in mir wie glühendes Eisen, kann ein heftiges Augenzucken nicht mehr korrigieren, hab keinen Orientierungssinn mehr, und plötzlich geht ein epileptisches Schütteln durch meinen Körper. Die Offiziere halten meine Zuckungen für Tanzbewegungen, umringen mich und tanzen mit mir. Ich werde von wodkafeuchten, bärtigen Russenlippen geküßt und küsse zurück. Alles in Trance. Völlig ohne Kontrolle trinke ich abermals Wodka, mir ist alles egal.

Die Offiziere halten Reden, ich auch. Sie stützen mich, ich will hoch hinaus und steig auf einen Tisch. Als ich mir den Mund zu voll nehme, strömt alles aus meinem Mund heraus. Gulasch, gemischt mit Brot und Eierspeis, gewürzt mit Wodka. Meine Freunde stehen im Platzregen eines heftigen Bröckerlhustens. Irgendwie freut es mich, daß ich mit dem ersten Strahl meinen Chef genau zwischen die Augen treffe. Dann wird es finster, und ich weiß nichts mehr von mir.

In meinem Bett, kaum fähig, den Kopf zu bewegen, komm ich wieder zu mir. Der Chef und die Offiziere haben mich nach Haus gebracht und meine Mutter mit Lebensmitteln versorgt.

Nach alledem gehe ich nicht mehr in das Büro und erhalte vom Chef, wahrscheinlich aus schlechtem Gewissen, ein dreifaches Gehalt Abfertigung.

Und endlich ist es auch soweit, die Bundespolizeidirektion Wien amtiert wieder. Schon ist mein Aufnahmegesuch unterwegs. Ich erhalte die Aufforderung, mich in der Bundespolizeidirektion Wien vorzustellen, werd untersucht, mach eine Aufnahmsprüfung und bestehe.

Als provisorischer Kriminalangestellter, so hießen damals die Kriminalbeamten, werde ich in den Dienst gestellt und –

wie konnte es anders sein – dem Bezirkspolizeikommissariat Ottakring zur Dienstleistung zugeteilt. Damit ist mein Kindheitstraum in Erfüllung gegangen, ich bin überglücklich. Mein Monatsbezug von bloß 150 Schilling stört mich überhaupt nicht, nur Kriminalbeamter wollte ich sein, und das war ich jetzt.

Ich melde mich zum Dienst

Das Polizeikommissariat Ottakring ist in dem Gebäude untergebracht, in das ich zur Volksschule gegangen bin. Der Schulwart von damals wohnt noch hier.

Er erkennt mich sofort, ruft seine Frau, beide schütteln mir lange die Hand. Mit Tränen in den Augen sagt er:

„Siehst, Mutti, der Fritzi hats gschafft. Erinnerst dich, wie er schon in der Volksschul gsagt hat, daß er Detektiv wird? Jetzt is es soweit. Viel Erfolg, Fritz!"

Gebeugt trippeln sie in ihre Wohnung. Mir ist ganz eigen zumute. Ich seh mich mit dem Schulranzen auf dem Rücken die Stiegen hinaufflitzen, weil ich immer etwas knapp dran war, obwohl – oder vielleicht weil – ich in unmittelbarer Nähe der Schule wohnte.

18 Jahre vorher, als ich dieses Haus betrat, fing für mich ein neuer Lebensabschnitt an. Ich war Volksschüler. Nun bin ich abermals in dieser Situation – und wieder Schüler.

Der Empfang beim Bezirksleiter ist kühl. Man überhört meinen Gruß, fragt: „Hat man Sie zum Spionieren geschickt?" Und nach einer Pause: „Sie sind nämlich der erste Beamte, der über das Polizeipräsidium kommt. Bis jetzt haben wir uns die Beamten selbst ausgesucht."

„Nein", sag ich, „zum Spionieren hat man mich nicht geschickt. Wenigstens bekam ich bisher keinen diesbezüglichen Auftrag, wenn Sie das meinen. Ich soll hier als Kriminalbeamter meinen Dienst versehen."

„So, so. Wo sind S denn aufgewachsen?"

„In Ottakring, in der Nausea- und Degengasse."

Das Gesicht des Bezirksleiters nimmt etwas freundlichere Züge an:

„Dort bin ich auch aufgewachsen, meine Mutter wohnt noch heute in der Nauseagasse. Wie wurden Sie denn genannt?"

Aha, der Herr Bezirksleiter ist ein ganz Schlauer, der will mich testen, ob ich ein „Zuagraster" oder ein geborener Ottakringer bin.

„Ich war der ‚Detektiv‘.“

„Und i war der ‚Tarzan‘. Was habts denn für einen Pfiff ghabt?“

„Den Pepionkelpfiff.“

„Und mir den ‚Tepperter-kumm-oba‘-Pfiff, ha, ha, ha.“

Das Eis ist gebrochen, der Bezirksleiter reicht mir die Hand, heißt mich herzlich willkommen.

Dann wird er wieder dienstlich und fordert mich auf, meine ganze Kraft einzusetzen, damit ehestens wieder Ruhe, Ordnung und Sicherheit hergestellt werden.

Ich komme zur Kriminalbeamtengruppe 2. Vier Gruppen gibt es insgesamt. Mein Gruppenführer, ein älterer Mann, macht mich aufmerksam, daß der Kriminalbeamte stets im Einsatz ist, für Freizeit bleiben nur wenige Stunden. In Ottakring ist immer was los, unser Dienst ist schwer. Jede Nacht wird eingebrochen, werden Passanten niedergeschlagen und beraubt. „Halt deine Augen offen, schau, hör und berichte – und du wirst ein guter Kriminalbeamter.“ Die anderen Gruppenkollegen stellen sich vor, insgesamt vier. Die Gruppe hat mit dem Gruppenführer sechs Mann. Ein Kollege führt mich durch das Kommissariat, macht mich bekannt, zeigt mir die Einrichtungen. Unsere Gruppe hat Journaldienst.

Es geht zu wie in einem Bienenstock. Ständig neue Anzeigen: Der eine wurde betrogen, der andere geschlagen, der nächste bestohlen. Dazwischen läutet ununterbrochen das Telefon. Trotzdem läuft alles wie am Schnürchen.

Bauchaufschlitzer

Es klopft an der Tür, herein wankt ein Mann. Sein Hemd hat er aus der Hose, darinnen trägt er etwas. Im kühlen Raum dampft es leicht. Seine ganze Haltung kommt mir bekannt vor. Aus einer tiefklaffenden Bauchwunde sind ihm die Därme herausgequollen, in seinem Hemd hat er sie aufgefangen.

So sahen die Männer aus, die „die Biene“ Stanislaus Schwarz in den Bauch gestochen hatte. Wieder rankt sich eine Wurzel aus meiner Jugend in die Gegenwart.

Der Mann gibt an, von einem Unbekannten vor einem Gasthaus in der Nähe des Johann-Nepomuk-Berger-Platzes grundlos in den Bauch gestochen worden zu sein. Vom Täter kann er keine Personsbeschreibung geben: Es sei alles so schnell gegangen.

Während zwei Kollegen zum Tatort unterwegs sind, bring ich den Verletzten in die Unfallstation des Wilhelminenspitals. Er wird sofort operiert. Der Arzt stellt fest, daß der Darm nicht verletzt ist. Wenn keine Komplikationen eintreten, kann der Mann in einer Woche nach Haus gehn. Da er nach der Operation noch schwach ist, bekomme ich vom Arzt keine Genehmigung zur Befragung. Morgen soll ich noch einmal vorbeischauen.

Einer Eingebung, ich weiß nicht woher, folgend, sehe ich mir die Kleider des Verletzten an. Ich finde weder in seinem Mantel noch in Sakko, Pullover oder Hemd die geringste Einstichspur. War der Mann nackt, als er gestochen wurde? Kaum anzunehmen. Hat er sich die Verletzung selbst zugefügt? Möglich, aber warum? In seinem etwas aufgerollten Pulloverärmel finde ich eine halbe Rasierklinge, darauf Blutspuren. Ich bitte den Arzt, die Blutgruppe zu bestimmen. Erst jetzt kehre ich ins Kommissariat zurück.

Meine Kollegen haben inzwischen festgestellt, daß weder der Wirt des bezeichneten Gasthauses noch die Gäste von einem Streit, geschweige denn von einer Messerstecherei etwas wissen. Auch in der Umgebung des Tatortes finden sich keine

Zeugen. Ich gebe meinen Spitalsbericht und schließe mit der Feststellung, daß sich der Mann seine Verletzung selbst zugefügt haben könnte. Gelächter meiner Kollegen. Sie frotzeln mich:

„Sicher hat er sich die Verletzung nur deswegen zugefügt, weil er sich seine Därme einmal aus nächster Nähe betrachten wollte. Gelt?"

Ich antworte: „Das Motiv ist mir auch nicht klar. Aber ich hab das Gefühl, daß ich auf der richtigen Spur bin."

Abermals Gelächter und der Hinweis, daß ich „eigentlich schon ein bisserl frühzeitig Gefühle zeige".

Vier von ihnen gehen mit dem Bezirksleiter bei Einbruch der Dunkelheit auf Bezirksstreife. Ich bin mit dem Gruppenführer allein. Er schickt mich nach Haus und bestellt mich für morgen, pünktlich sieben Uhr zum Amt. Er will mit mir ins Wilhelminenspital, um sich selbst zu überzeugen, ob wirklich keine Einstichspuren in den Kleidern des Verletzten zu finden sind.

Am nächsten Tag im Krankenhaus müssen wir warten, der Arzt operiert. Wir haben Zeit, und mein Gruppenführer schaut sich die Kleider des Verletzten an. Auch er findet keine Einstichspur.

Der Arzt kommt, er hat es wie immer brandeilig, im Vorbeigehen teilt er uns mit: „Das Blut auf der Rasierklinge stimmt mit der Blutgruppe des Patienten überein. Sie dürfen jetzt zu ihm." Schwups, und da ist er auch schon wieder verschwunden.

Wir betreten das Krankenzimmer: „Na, wie gehts?"

„Danke, schon viel besser."

Mein Gruppenführer überschlägt sich förmlich vor Freundlichkeit, und ich merke die Absicht.

„Wenn Sie unser Besuch stört, sagen Sie es, wir kommen halt ein anderesmal wieder."

„Nein, nein. Ich will ja, daß der Täter ausgeforscht wird."

Ich denk mir: Der Täter bist eh du selber!

„Na, wie hat der Täter ausgesehen", fährt der Gruppenführer fort.

„Ich muß Ihnen ehrlich sagen, ich kann keine Personsbeschreibung geben. Es ging alles viel zu schnell. Würde aber

sagen, er war ungefähr dreißig Jahre, eins-siebzig groß; schwarze Haare."

„Entschuldigen Sie bitte. Aber wie konnten Sie denn die Haare sehen? Sie sagten doch im Polizeikommissariat, der Täter hätte einen Hut aufgehabt."

Ich erinnere mich genau, daß der Verletzte nie von einem Hut gesprochen hat, und weiß: jetzt legt ihm der Gruppenführer die „Rutschen".

„Ja, beim Handgemenge ist ihm der Hut vom Kopf gefallen."

Hat ihn schon, registrier ich bei mir. Der Mann lügt.

„In dem von Ihnen beschriebenen Wirtshaus weiß aber niemand von der Messerstecherei."

„Ja, das glaub ich schon. Es hat sich ja alles vor dem Lokal abgespielt. Ich war ja nicht in dem Gasthaus."

„A so. Sie gingen auf der Straße, plötzlich tritt ein Fremder auf Sie zu und sticht Sie in den Bauch."

„Ja, genau so wars."

„Sie hatten keine Möglichkeit, sich zu wehren? Es kam nicht einmal zu einem Handgemenge?"

„Richtig. Es ging ja alles viel zu schnell."

„Nur: vorher sagten Sie etwas von einem Handgemenge, bei dem der Täter seinen Hut verlor . . ."

„Herr Inspektor, Sie fragen mich so viel, daß ich schon nicht mehr weiß, was ich gesagt hab und was nicht . . . Ich bin ja noch viel zu schwach."

Ganz einfach antwort ich ihm: „Immer bei der Wahrheit bleiben. Nur wenn Sie lügen, haben Sie Schwierigkeiten. Wie war das wirklich mit dem Hut?"

„Also beim Davonlaufen hat er ihn verloren. Ich hab noch gesehen, daß er ihn wieder aufgehoben hat."

„Bitte noch eine Frage, dann haben Sie schon Ruh von uns. Wo heben Sie Ihre Rasierklingen auf?"

Bei dieser Frage wird der Verletzte merklich unruhig.

„Rasierklingen aufheben? Na, zu Haus in der Tischlad."

„Warum halbieren Sie eigentlich Ihre Rasierklingen?"

„Halbieren??"

„Ja, halbieren. Eine halbe Rasierklinge haben wir in Ihrem aufgerollten Pulloverärmel gefunden."

„Warum durchsuchen Sie meine Kleider?"
„Das Blut auf der halben Rasierklinge weist Ihre Blutgruppe auf."
„Na und. Es wird doch noch mehr Menschen mit meiner Blutgruppe geben."
„Sicher", sag ich, „aber etwas anderes: Haben Sie sich nach dem Stich umgezogen, oder sind Sie gleich zu uns gekommen?"
„Natürlich bin ich gleich zur Polizei."
„Hm, hm. Dann wundere ich mich aber sehr, daß sich in Ihren Kleidern nicht die geringste Einstichspur findet."
„Also, Herr Inspektor, das versteh ich nicht."
„Aber ich, Verehrtester. Sie haben sich die Verletzung selbst zugefügt und vorher Ihr Hemd aufgemacht. Glauben Sie nicht, daß es für Sie besser wäre, endlich die Wahrheit zu sagen?"
„Das wäre für Sie wahrlich das Klügste", läßt sich mein Gruppenführer vernehmen.
„Na, wie wars?"
Schon bei unseren letzten Ausführungen hat es im Gesicht des Mannes gezuckt, und jetzt packt er endlich aus:
„Ich hab mir die Verletzung selbst zugefügt. Ich werd Ihnen alles erzählen: Ich war in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Eines Tages hatten wir im Lager Künstlerbetreuung. Ein Hypnotiseur trat auf. Ich bin freiwillig auf die Bühne und ließ mich hypnotisieren. Als ich wieder aufwachte, erzählten mir meine Kameraden, daß mich der Hypnotiseur schmerzunempfindlich gemacht hatte. Er stach mir eine große Nadel durch Wange, Zunge und Hand. Er ließ mich auf glühenden Kohlen tanzen. Ich hatte keine Schmerzen, man sah keine Verletzungen. Ich fühlte mich wohl, meine Kameraden waren begeistert.
Erst einige Zeit danach, schon in der Heimat, nahm die Lust, mir Verletzungen zuzufügen, immer mehr zu. Schauen Sie sich meine vielen Narben an. (Sein Körper ist mit Narben übersät.) Diesmal habe ich zu tief geschnitten. Konnte aber nicht aufhören. Erst als meine Därme aus der Bauchdecke traten, bekam ich es mit der Angst. Ich wußte, durch die Polizei komm ich am schnellsten in ärztliche Behandlung."
Der eilige Spitalsarzt kommt ins Zimmer. Wir berichten. Er meint, daß hier nur eine psychiatrische Behandlung helfen kann. Er wird für die Überweisung des Patienten sorgen.

Vorher testet er ihn aber auf seine Schmerzunempfindlichkeit. Macht einen tiefen Schnitt in den Daumen des Mannes, träufelt eine klare Flüssigkeit in die Wunde, daraus brodelt es. Der Patient verzieht keine Miene. Der Arzt scheint überrascht, doch schon wieder hat ihn die Eile gepackt, und ehe wir noch fragen können, was er in die Wunde getan hat, ist er verschwunden.

Beeindruckt verlassen wir das Krankenhaus.

Der Gruppenführer berichtet meinen Kollegen, daß ich mit meinem Gefühl recht behalten habe. Noch halten sie es für einen Zufall.

Bald werden sie, aber auch ich, anders darüber denken.

Dicksy

Meine Gruppe hat Journaldienst, und ich erhalte vom Gruppenführer meinen ersten Auftrag: eine Prostituierte in einem Stundenhotel auszuforschen, anzuhalten und zur weiteren Amtshandlung dem Kommissariat zu überstellen.

Sie ist angezeigt, einem Kunden hundert Schilling gestohlen zu haben. Der Anzeiger, ein sechzigjähriger, dürrer, etwa ein Meter fünfzig großer Mann, erkennt „Dicksy“ in unserer Prostituiertenkartei.

Alle, die in unserem Bezirk den Gassenstrich ausüben, sind in einer eigenen Kartei mit Lichtbild vorgemerkt.

Unser Gruppenführer hegt Zweifel, ob der Anzeiger auch die richtige Prostituierte erkannt hat, als er Dicksy aus der Kartei fischte. Sie ist nämlich an die eins-achtzig groß, über hundert Kilo schwer, der Anzeiger dagegen ein Zwerg. Der bleibt aber dabei, diese „Frau Dame“, so drückt er sich aus, sei die Täterin.

Dicksy will von mir wissen, warum ich sie auf das Kommissariat brächte. Ich bin schrecklich dienstlich und brumm sie an:

„Das werden Sie noch rechtzeitig genug erfahren!“

Sie meint: „Ui je, a Frischgflachter, hab i a Masl.“

Ich geb ihr keine Antwort und führ den Koloß anstandslos zum Kommissariat.

Dort grüßt sie freundlich, bemerkt den Anzeiger und fällt aus dem Rahmen: „Zwergl, bist du schuld, daß s mi abbrockt ham? – Herr Inspekta, der war vor aner Stund mei Gast, was is los?“

„Dicksy, du bist angezeigt, ihm einen Hunderter gmacht zu ham.“

„Na, so a Gemeinheit!“ fährt sie den Anzeiger an.

Der Gruppenführer versucht, sie einzubremsen.

„Na, weil s wahr is, a so a Frechheit, zu behaupten, i hab eahm hundert Schilling gstohlen. Herr Inspekta, der Liliputaner kummt und will mit mir unbedingt aufs Zimmer, hat aber ka Geld. I sag: ‚Paß auf, Zwergl, ohne Geld ka Musi, schleich

di!‘ Er geht aber net und macht ma den Vurschlag, sei neuche Aktentaschen einzusetzen. Er will wissen, was i verlang. I sag: ‚Für mi hundert Schilling, fuffzg Schilling kost des Zimmer.‘ I guater Lotsch bring eahm no zu unserm Portier, durt setzt er sei Taschen ein und kriagt 150 Schilling. Wann er a Geld hat, kann er si jederzeit die Taschen beim Portier wieder holen. – War s net so, du Giftzwerg, du schiacher?“

„Ja, Frau Dame, so war s.“

Ich frag ihn, warum er dann Anzeige erstattet habe.

„Aber meine Herrn, i bitt, verstehts mi do. I bin verheiratet, wann i ohne Taschen haamkumm, zerlegt mi mei Alte. Die Taschen brauch i glei, darum hab i die Anzeige gmacht. Die 150 Schilling zahl i dem Portier später.“

„Ja, lieber Herr, da können wir Ihnen leider nicht helfen, das müssen Sie sich mit dem Portier ausmachen. Jedenfalls haben Sie Dicksy grundlos verdächtigt. Sie können gehn.“

„Halt!“ schreit Dicksy und nimmt den Anzeiger beim Arm. „Zwergl, du gehst ma no net, erst erzähl i den Herrn, was du für a Perverser bist.“

„Bitte nicht, Frau Dame!“

Aber Dicksy legt schon los: „Stellen S Ihner vur, Herr Inspekta, wie i mit dem Liliputaner ins Zimmer kumm und scho neugierig auf sein Wohlturl bin, zeigt an net her. I glaub, den is gar kaner gwachsen. Er bitt mi, mi aufn Diwan zu knien, reißt ma wie wild mei Hoserl herunter (in dem „Hoserl“ hätte ich mitsamt meinem Gruppenführer Platz gehabt) und fahrt ma ganz geil mit seiner Zungen übern Hintern. Wann i in der Fruah scho gwußt hätt, daß i zu so an Gnaschtigen kumm, hätt i ma mei obligates Sitzbad derspart, weil der Zwergl hat mi eh überall abgschleckt. Dabei scheppern ihm vor lauter Gier die falschen Zähnt, daß i scho glaub, a Krokodil beißt mi in Arsch. Pardon, in Hintern.“

„Aber nicht, Frau Dame!“ entsetzt sich der Anzeiger und verläßt schnellstens den Amtsraum.

Dicksy lächelt mir zu und sagt: „Se san ma sympathisch, besuchen S mi amal im Gschäft, für Sie mach i alles aus Liebe.“

Brust gehoben, Bauch eingezogen, mit dem Hintern wakkelnd, im Schritt wiegend, wälzt sie sich, ihrer Unwiderstehlichkeit bewußt, aus dem Journalzimmer.

Der Gruppenführer glaubt, mir eine Erklärung schuldig zu sein: „Weißt, junger Kollege, das ist halt so ein Kapitel mit den Prostituierten. Am besten ist, du bist mit allen freundlich. So erfährst du viel. So mancher Fall konnte überhaupt nur geklärt werden, weil eine Prostituierte den nötigen Zund gab. Laß dich aber nie mit ihnen intim ein, sonst bist geliefert."

Mein Maria-Lourdes-Blick und mein anzügliches Grinsen irritieren ihn sichtlich, und er ändert sofort die Tonart: „Aber was red ich da so gschwollen daher. Kurz und gut, puder nie a Hur. So, jetzt geh nach Haus, der Dienst war heut lang genug für dich."

Ich schlafe gut und träume seltsamerweise von der Dicksy.

. . . oder ich schieß!

Der Schleichhandel blüht, schwerste Strafandrohungen können daran nichts ändern.

Vertraulich wird uns mitgeteilt: Ein gewisser Hrdlitschka aus der Feßtgasse 11 soll einen Sack Mehl in sein Haus getragen haben.

Mehl steht in der Schleichhandelparade auf Platz 1.

Mit einem Kollegen eile ich zur angegebenen Adresse.

Hrdlitschka ist wohl erstaunt, doch nicht erschrocken. Auf unsere Frage nach dem Sack Mehl führt er uns in sein Kabinett. Die Wohnung besteht aus Vorzimmer, Küche, Zimmer und Kabinett. Dort liegt auf einer Dezimalwaage der Sack Mehl.

„Sehr schön, Herr Hrdlitschka, das Mehl werden wir beschlagnahmen, und Sie gehen auf längere Zeit ins Häfen."

„Da bin ich anderer Meinung, das Mehl gehört den Russen. Ich bin bei ihnen als Dolmetscher beschäftigt. Ich glaub, die werden etwas dagegen haben, daß man mich einsperrt."

„Ihre Meinung in Ehren, aber das Mehl wird beschlagnahmt, und das Häfen bleibt Ihnen nicht erspart. Und jetzt schaun wir uns einmal etwas näher in Ihrer Wohnung um."

In einem Kuckucksuhrkasten finden wir ein Leinensäckchen; darinnen dünne Goldplättchen; Gewicht zirka ein Kilogramm.

Hrdlitschka verfärbt sich und wird gesprächig:

„Meine Herrn, hier zeig ich Ihnen meine Ausreisepapiere, heute um 20 Uhr verlasse ich Österreich auf immer. Ich reise in die Tschechoslowakei, wo ich mir eine Existenz gründen will."

„Als Schleichhändler?"

„Nein, die Russen haben mir eine Stelle als Dolmetsch zugesichert. Ich bin ja tschechischer Staatsbürger, alle meine Verwandten leben in Prag. Das Gold ist meine Grundlage zum Hausbau, ich will heiraten. Wenn Sie das Gold beschlagnahmen, kann ich mich aufhängen. Schaun Sie, ich geb ja zu, daß ich im kleinen Umfang Schleichhandel betrieben hab. Aber das

Mehl gehört wirklich den Russen. Um 15 Uhr kommen sie und holen es sich.

Wissen Sie was, ich mach Ihnen ein Angebot: Ich gebe Ihnen erstens eine Liste von Großschleichhändlern. Und zweitens sag ich Ihnen, wer in der Nacht von gestern auf heute in einem Briefmarkengeschäft in Meidling einen Tresoreinbruch verübt hat. Das heißt, ich liefere Ihnen nicht nur die Täter, sondern auch das gesamte Diebsgut.

Darf ich mir dafür mein Gold behalten?"

„Das kann ich leider nicht entscheiden. Bitte kommen Sie mit zum Bezirksleiter."

Ich bringe Hrdlitschka zum Bezirksleiter. Ein Kollege bleibt in seiner Wohnung.

Der Bezirksleiter und ich wägen genau ab:

Gehen wir auf sein Angebot nicht ein, haben wir einen Mehlschleichhändler – und eventuell einen „Wickel" mit den Russen. Denn Hrdlitschka ist wirklich Dolmetsch bei ihnen.

Steigen wir dagegen ein, bekommen wir möglicherweise eine Liste von Großschleichhändlern und die Kassenschränker mitsamt dem Diebsgut.

Wir kommen überein, daß ich zunächst einmal feststelle, was das für ein Tresoreinbruch war und ob er überhaupt stattgefunden hat.

Ein Anruf bei den Kollegen in Meidling läßt die gleich in die Höhe gehn:

„Ja, wieso wißt ihr von dem Einbruch? Wir haben ihn doch noch gar nicht zirkuliert! Wir kommen gleich zu euch aufs Kommissariat, schließlich wurden Briefmarken im Werte von 100.000 Friedensschilling gestohlen."

„Kollege, schad um den Weg, wir wissen auch nur, daß ihr an einem Großeinbruch arbeitet. Sollte sich bei uns eine Spur zeigen, rufen wir sofort an."

Gott sei Dank, den habe ich abgeschüttelt.

Der Bezirksleiter sagt zum Hrdlitschka:

„Das Gold können Sie behalten, wenn Sie uns mitteilen, wer die Tresoreinbrecher sind und wo wir das Diebsgut finden. Wir erwarten außerdem von Ihnen eine genaue Liste über die Großschleichhändler. Und bei der Übergabe des Mehls an die Russen sind meine Beamten dabei. Einverstanden?"

„Danke, Herr Bezirksleiter, einverstanden. Ich werd Sie nicht enttäuschen. Zuerst zu den Einbrechern:

Der Wulz-Lange hat den Bären (Tresor über 150 kg, darunter „Janker“) niedergrissen (zuerst angebohrt und dann von einem Bohrloch zum anderen den „Reißer“ in Tätigkeit gesetzt).

Der Bauer-Schackl hat die Hacken ausgschmiert.

Und der Höchst-Karli war auch dabei. Der geht zur Zeit mit Pistole und sagt: ‚Wann s mi verschütten, beißen s alle ins Gras!‘ “

Wir kannten sie, es waren schwer vorbestrafte, vor nichts zurückschreckende Kasseneinbrecher.

„Wie gesagt, um 15 Uhr kommen die Russen, für 16 Uhr hab ich die Haberer mit den Briefmarken bestellt. Ich soll sie nämlich für sie verklopfen. Morgen um 9 Uhr bekommen sie ihr Geld, 45.000 Schilling.“

„Moment, erstens haben die Marken einen Wert von 100.000 Schilling . . .“

„Entschuldigen, Herr Inspektor, wenn ich Sie unterbrech, aber Sie vergessen mein Risiko. Und der, der die Briefmarken kauft, will ja auch was verdienen. Bei einem Wert von 100.000 sind 45.000 Schilling ein guter Preis.“

„Na schön, aber was bedeutet das, daß die drei morgen um 9 Uhr ihr Geld von Ihnen kriegen sollen, wenn Sie doch heute um 20 Uhr Österreich verlassen?“

„Ja, also, wissen Sie, es ist sicher nicht sehr schön, was ich Ihnen jetzt sag, aber es ist die Wahrheit. Ich hätte die Briefmarken nicht verpaßt (verhehlt), ich hätt sie mir behalten. Morgen um 9 Uhr bin ich schon in der Tschechoslowakei, und die Trottel können mir den Hobel ausblasen. Leider ist es anders gekommen, aber zu Ihnen bin ich ehrlich.“

Nachdem alles besprochen ist, geh ich mit Hrdlitschka in seine Wohnung. Mein Kollege ist schon gespannt, was wir ausgeschnapst haben. Ich informiere ihn. Da das Haus Feßtgasse 11 zwei Eingänge hat, einen in der Feßtgasse, den anderen in der Grüllemayergasse 1, bekomme ich noch zwei Kollegen zugeteilt, die beide beobachten. Mit einem Schmäh quartieren sie sich in Parterrewohnungen ein, damit sie auf der Straße nicht auffallen. Sie übersehen beide Hauseingänge und

können, wenn es notwendig sein sollte, durch das Parterrefenster gleich auf der Straße sein.

Hrdlitschka wohnt ebenfalls ebenerdig.

Es ist kurz nach Mittag, eine lange Wartezeit steht uns bevor.

Es wird schließlich 15 Uhr. Von den Russen keine Spur.

15.30 Uhr, noch immer keine Russen.

„Herr Hrdlitschka, sollten Sie nicht die Wahrheit gesagt haben, wird sofort der Urzustand wiederhergestellt; Mehl und Gold beschlagnahmt, und Sie marschieren ins Häfen."

„So glauben Sie mir doch, ich hab die Wahrheit gesagt."

Um 15.45 Uhr kommt der Wulz-Lange, sieht mich, sagt: „Wo die Kieberei is, muaß i net sein", dreht sich um und will wieder fort.

Ich hindere ihn daran, und er muß im Zimmer Platz nehmen.

„Des erlauben S Ihna aa nur, weil S wissen, daß i a Vurbestrafter bin."

„Langer, gib a Ruah und halt die Goschen", pariert mein Kollege.

Um 16.10 Uhr klopft es an der Tür, und herein kommt ein russischer Offizier mit zwei Soldaten. Hinter ihnen der Höchst-Karli mit einem Koffer in der Hand.

Der Wulz-Lange schreit: „Karli, Kieberei!"

Karli flitzt durch die Küche, durch das Vorzimmer, ist schneller als ich und hält von außen die Wohnungstür zu.

Die Tür besteht aus Drahtglas, ich sehe Karl schemenhaft. Er hat den Koffer abgestellt, hält mit einer Hand die Türklinke, mit der anderen greift er in seine Manteltasche.

Ich schrei: „Mach sofort die Tür auf oder ich schieß!"

„Schiaß, du Trottel", antwortet er.

Schon kracht mein Schuß, er sinkt nieder. Ich reiß die Tür auf, er liegt vor mir auf dem Boden, die rechte Hand noch immer in der Manteltasche. Ich greif hinein und entwinde seiner verkrampften Hand eine Pistole.

Er röchelt: „Du Gfraßt, wannsd an Augenblick langsamer bist, puff i di nieder."

Sein Kopf sinkt zurück, er ist bewußtlos.

Es ist mein erster „Waffengebrauch" als Kriminalbeamter, ich bin nervös, vergesse völlig den Koffer und hab nur im Sinn,

so schnell als möglich zu der Rettungsstation am Johann-Nepomuk-Berger-Platz zu kommen. Dort weise ich mich aus und sage, daß ich einen angeschossen habe. Arzt und Rettungswagen sind im Einsatz, ich muß warten.

Endlich ist es soweit, wir rasen zum Tatort. Schon von weitem bemerken wir eine riesige Menschenmenge vor dem Haus. Der Arzt, zwei Sanitäter mit einer Tragbahre und ich eilen hinein – vom Verletzten nichts zu sehen. Die Tür des Hrdlitschka ist versperrt, meine Kollegen sind verschwunden.

Der Arzt hat bereits einen neuen Einsatz, läßt mich allein.

Ich frage die Leute vor dem Haus: „Was ist passiert?"

„Gschossen is worn, alle san s aufs Russenauto und davongfahrn."

Mir ist nicht ganz wohl, und ich begebe mich so schnell als möglich zum Kommissariat. Dort begrüßt man mich mit großem Hallo, und der Kollege, der zuletzt mit mir in der Wohnung des Hrdlitschka war, berichtet:

„Ein unheimliches Glück haben wir gehabt, bald wär alles schiefgegangen und es hätt ein Blutbad gegeben: Du schießt und bist weg. Der Wulz-Lange sagt den Russen, wir sind Räuber. Die stürzen sich auf mich, nehmen mir die Dienstpistole weg. Gott sei Dank ist der Hrdlitschka so anständig und informiert sie. Der Wulz bekommt fürchterliche Hiebe, mir gibt man die Dienstpistole zurück. Schon ist alles in Ordnung, da stürzen unsere Kollegen, die das Haus beobachtet haben, mit der Pistole in der Hand in die Wohnung und rufen: ‚Hände hoch!' Die Russen, in der Meinung, es handelt sich um Komplizen vom Wulz, reißen ihre Militärpistolen heraus, und im letzten Augenblick, bevor es zu einer Schießerei kommt, wirft sich der Hrdlitschka dazwischen und klärt die Russen auf. Wir waren alle heilfroh, auch die Russen. Sie haben uns in ihrem LKW zum Kommissariat gebracht."

„Was ist denn mit dem Karli, den ich angeschossen hab?"

„Komm mit, wir führen dich zu ihm, er ist im Amtsarztzimmer."

Karli unterhält sich mit dem Amtsarzt. Ich kann mich nicht beherrschen und sag: „Jessas, Karl, bin ich froh, daß dir nichts passiert ist."

„Aber net mehr wie i, i hab schon glaubt, Sie ham mi haamdraht."

Karl hat in der Herzgegend eine fünfschillingstückgroße, blutunterlaufene Stelle, es wär ein Herzschuß gewesen. Er hat durch das Geschoß zwar einen furchtbaren Schlag in die Herzgegend erhalten, doch das Geschoß, so wird mir von Experten berichtet, hatte eine zu geringe Anfangsgeschwindigkeit und wurde außerdem noch von dem Drahtglas gebremst, so daß es nicht mehr in den Körper eindrang.

Das Projektil finde ich später im Hausflur der Feßtgasse 11 und schenke es dem Karli zum Andenken.

In dem sichergestellten Koffer, den Karli bei sich trug, finden wir Briefmarken im Wert von 20.000 Schilling. Das Verhör geht weiter, der dritte Täter, der Bauer-Schackl, wird ebenfalls verhaftet. In der Folge finden wir bei verschiedenen Hausdurchsuchungen weitere Briefmarken im Wert von 30.000 Schilling. Somit haben wir erst die Hälfte des gesamten Diebsgutes sichergestellt. Die Täter bleiben jedoch dabei, nicht mehr Briefmarken gestohlen zu haben. Der Anzeiger „reibt auf", ist ihre Meinung, das heißt, der Anzeiger habe eine höhere Schadenssumme angegeben, um eine größere Versicherungszahlung zu erschwindeln.

Das ist aber nicht der Fall: Der Anzeiger ist unterversichert.

Was wir nach und nach herausbringen, ist:

Die Täter hatten schon vor dem Einbruch ausgemacht, daß Hrdlitschka für sie die Briefmarken verkaufen sollte. Da sie aber vertraulich in Erfahrung gebracht hatten, daß er ausreisen würde, waren sie vorsichtig und wollten ihn ihrerseits betrügen.

So kam der Wulz-Lange, um nachzusehen, ob alles in Ordnung war. Wenn er sich binnen einer halben Stunde nicht beim Karli meldete, sollte dieser mit einem Teil der Briefmarken nachkommen. Wulz und Höchst wollten Hrdlitschka mit der Pistole bedrohen und den Preis für die Briefmarken in Gold kassieren. Sie wußten nämlich vom Goldschatz des Hrdlitschka und hatten vor, ihm das Gold abzunehmen und überdies die Briefmarken zu behalten.

Hätten wir nicht eingegriffen, wäre Hrdlitschka der betrogene Betrüger gewesen.

Nun wollen die Täter unbedingt von uns erfahren, wie wir ihnen auf die Spur gekommen sind.

Wir versprechen, ihnen alles zu sagen, wenn sie uns dafür die fehlenden Briefmarken besorgen.

Sie schwören aber Stein und Bein, keine Briefmarken mehr zu haben.

Wulz, Höchst und Bauer werden nach Abschluß der Amtshandlung gemäß § 177 ff. StG. der Staatsanwaltschaft Wien zur Anzeige gebracht und dem landesgerichtlichen Gefangenenhaus eingeliefert. Sie erhalten 3 bis 5 Jahre schweren Kerker.

Die Schleichhändler forschen wir ebenfalls aus, und auch sie wandern auf einige Zeit ins Zuchthaus.

Jahre vergehen. Ich denke nicht mehr an die Amtshandlung. Da kommt mir eines Tages in der Nauseagasse ein Herr entgegen, elegant gekleidet, an einer roten Leine führt er einen Foxterrier. Er lüftet seinen Hut, grüßt freundlich.

Etwas verwundert ziehe auch ich meinen Hut und erwidere den Gruß.

„Herr Inspektor, kennen S mi nimmer?"

„Entschuldigen Sie bitte, bekannt kommen Sie mir zwar vor, doch ich weiß im Augenblick wirklich nicht . . ."

„Aber i bin doch der Höchst-Karli!"

„Ja Karli, du bist ja gschalnt wie der Großfürst!"

„Is s a Wunder, Sie haben doch damals, Sie wissen schon, nur Briefmarken um 50.000 Schilling gfunden . . . Meine Verehrung, Herr Inspekta!"

„Wiedersehn, Karli."

„Naa, des bitte net, nur net nachtragerisch sein!"

Der Österreicher

Nachtdienst.

Gegen Mitternacht hör ich vom Gang her Schreien, Türzuschlagen, Laufschritte, nochmals Türzuschlagen und Streiten auf der Straße.

Ich schau nach. Sehe aufgeregte, diskutierende Sicherheitswachebeamte, unter ihnen ihr Wachkommandant mit hochrotem Gesicht. Er ist sehr korpulent, bekommt zuwenig Luft und schnauft: „Das darf nicht wahr sein, das ist mir in meiner ganzen Dienstzeit noch nicht passiert, eine solche Frechheit!"

Ich erfahre, daß kurz vorher die Türklingel des Wachzimmers betätigt worden ist . . .:

Ein Polizist, der „Aufbleiber", öffnet die Tür.

„I bin a Östarreicher, hup, und als Östarreicher kann i, hup, hinscheißen und hinbrunzen, wo i wü. Mach die Tür auf und laß mi eini", verlangt ein Betrunkener.

„Geh haam", antwortet der Polizist.

Der Betrunkene klingelt wieder:

„I bin a Östarreicher . . ."

Er kommt nicht zu Ende mit seinem Spruch, der Polizist mahnt ihn ab und droht mit dem Häfen, wenn er nicht gleich verschwindet.

Kurz darauf: Es klingelt schon wieder. Die polizeilichen Drohungen fruchten nichts, der Betrunkene ist hartnäckig.

Läutet noch einmal.

Jetzt stürmt der Wachkommandant persönlich hinaus.

„Aha, aner mit Silber und Stern, du sollst es aa wissen: I bin a Östarreicher und scheiß . . ."

Da brüllt ihn der Wachkommandant an:

„Schleich di endlich, geh scheißen!"

„Jetzt brauch i nimmer, i bin eh schon von oben bis unten angschissen. Und des is dei Schuld. Weil als Österreicher derfert i aa am Kommissariat . . . Außerdem beschwer i mi beim Holaubek. Dann kannst du scheißen gehn. Hoffentlich gehts dir dann so wie mir. Sers, Mistelbacher."

Die Braut des Erzengels Gabriel

In einem Brief, unterschrieben von allen Mietern des Hauses Wien 16, Parglgasse 4, wird uns mitgeteilt, daß die 83jährige Witwe Johanna Benda sich für die Braut des Erzengels Gabriel hält.

Während der Nacht geht sie mit einer brennenden Kerze durch das Haus und ruft: „Ich bin die Braut des Erzengels Gabriel, öffnet eure Türen schnell!"

Niemand öffnet die Tür, die Braut droht, alle Hausparteien zu erschlagen und den Kindern die Augen auszustechen.

Tagsüber versucht sie, gewaltsam in fremde Wohnungen einzudringen. Sie ist von der Idee besessen, der Erzengel Gabriel halte sich dort versteckt.

Wiederholt entfacht sie auf ihrem Küchenboden Feuer. Ein Wohnungsbrand kann nur durch das rasche Eingreifen der Nachbarn verhindert werden.

Die Benda ist also gemein- und selbstgefährlich; die Hausparteien ersuchen um ihre Einweisung in eine geschlossene Anstalt. Sie leben in ständiger Furcht und Unruhe.

Samstag vormittag geh ich mit einem Kollegen hin.

Es herrscht wieder einmal große Aufregung, die Benda hat Tücher angezündet und im Stiegenhaus vom dritten Stock in das Erdgeschoß geworfen.

Gefolgt von einigen Hausparteien, gehen wir zur Wohnung der Benda. Die Tür ist verschlossen, durch den Briefschlitz seh ich die Alte, nur mit einem Nachthemd bekleidet, rücklings auf dem Brett ihres offenen Küchenfensters sitzen. Durch gutes Zureden versuch ich, sie zum Aufsperren zu bewegen:

„Frau Benda, wir sind gute Freunde, bitte machen Sie Ihre Tür auf."

Keine Antwort.

„Frau Benda, wir haben einen Brief für Sie."

Nichts.

„Frau Benda, wir kommen vom Erzengel Gabriel. Wir müssen Ihnen etwas Wichtiges mitteilen."

Geräusche hinter der Tür. Ich höre, daß die Benda vom Fensterbrett steigt und nun dicht vor uns steht.

„Frau Benda, der Erzengel Gabriel hat eine Botschaft für Sie."

„Sooo, eine wichtige Botschaft? Der Ungetreue war die ganze Nacht nicht zu Haus. Will er mich um Verzeihung bitten?"

„Ja, Frau Benda. Bitte öffnen Sie Ihre Türe."

„Nein. Wenn der Erzengel Gabriel von mir etwas will, soll er durchs Schlüsselloch kommen. Strafe muß sein."

Sie setzt sich wieder aufs Fensterbrett.

Es besteht Gefahr, daß sie aus dem offenen Fenster in die Tiefe fällt. Wir verständigen die Feuerwehr.

Binnen weniger Minuten ist sie da. Ich erklär dem Kommandanten die Situation. Er läßt unter dem Küchenfenster ein Sprungtuch spannen. Mir gibt er einen Feuerwehrmann mit, an die zwei Meter groß und dementsprechend breit. Der soll die Wohnungstür öffnen. Ich informiere ihn, daß sie versperrt ist. Er lächelt mich mitleidig an und meint: „Meinen Schultern hat noch keine Tür standgehalten."

Im dritten Stock nimmt er sich einen Anlauf, rennt über den ganzen Hausgang, ich hinter ihm her. Mit voller Wucht wirft er sich gegen die Wohnungstür und drückt dabei gleichzeitig die Klinke. Die Tür fliegt auf, der Feuerwehrmann macht einen Hechtsprung in die Küche, und die ganze, geballte Kraft, die er zum Aufsprengen der Türe verwenden wollte, entlädt sich an dem gegenüber stehenden Küchenkasten. Der Anprall ist furchtbar.

Der Kasten springt aus allen Fugen, und der Feuerwehrmann steckt mit seinem Helm zwischen den Holztrümmern. Ich weiß nicht, soll ich zuerst den Feuerwehrmann aus seiner mißlichen Lage befreien oder mich auf die kichernde Alte stürzen, die vom Fenster her ruft: „Warum so viel Schwung, die Tür is eh schon längst offen. Aber da kann der heilige Florian auch nicht helfen, ich bleib die Braut des Erzengels Gabriel."

Bevor ich sie noch fassen kann, läßt sie sich rücklings aus dem Fenster fallen und fällt und fällt in das Sprungtuch der Feuerwehr. Ehe sie bewußtlos wird, verklären sich ihre Züge, und sie strahlt:

„Jetzt, mein lieber Erzengel Gabriel, hab ich dir verziehen, weil du mit mir durch die Luft geflogen bist.“

Der im Kasten steckende Feuerwehrmann macht mir die heftigsten Vorwürfe. Er ist der Meinung, ich hätte ihn falsch informiert. Er läßt sich nicht überzeugen, daß die Wohnungstür vorhin noch versperrt war. Er läßt sich von mir auch nicht helfen, würdigt mich keines Blickes, murmelt nur etwas von Genick brechen, Unverantwortlichkeit und Nichtbesitz von Pflichtgefühl.

Aber die Feuerwehr bekam ihn wieder.

Es war einmal ein Pferd

In der Ottakringer Straße, im alten Ort, steht ein altes, verfallenes, ebenerdiges Haus. Aus dem Keller dringen unheimliche Geräusche. Es klingt nach Kettengerassel, Gestampfe und fürchterlichem Fluchen.

Das Haustor ist offen, wir gehen hinein und stehen in einem desolaten Hof. Die Wohnungen sind vom Hof aus zu erreichen, Stiegenhaus gibt es keines. Durch ein windschiefes Gestell, das früher einmal eine Tür war, geht es in den Keller. Keine Stufen. Der Erdboden ist feucht und glitschig.

Ein weiteres Vordringen in den Keller wird durch eine morsche Bretterwand unmöglich gemacht. Dahinter muß aber noch ein Raum sein. Von dort kommen die Geräusche.

Unsere Augen gewöhnen sich allmählich an das Halbdunkel. Durch die Ritzen und Fugen der Bretterwand sehen wir in den dahinterliegenden Raum. Undeutlich können wir die Konturen zweier Männer wahrnehmen. Der eine hat einen revolverähnlichen Gegenstand in der Hand, der andere offensichtlich einen Dolch. Auf dem Boden liegt ein dunkler Körper, mit einer Kette an einen Balken gefesselt.

Sollten wir einem Mord auf die Spur gekommen sein?

Mit einem Ruck sprengen wir die morsche Wand, poltern mit Getöse in den Raum und rufen: „Hände hoch, Kriminalpolizei!" Erschrocken weichen zwei Männer zurück.

Dem einen nehm ich einen Schlachtschußapparat aus der Hand, der andere liefert meinem Kollegen einen beidseitig geschliffenen Dolch ab. Die Leiche entpuppt sich als eben geschlachtetes Pferd. Mit viel Geschrei, Waffengefuchtel und Hin- und Hergestoße schüchtern wir die beiden ein, um ihnen eventuelle Fluchtgedanken gleich auszutreiben. Der Keller wird versperrt, das Pferd bis zur Abholung durch das Marktamt liegengelassen, die beiden Männer dem Polizeikommissariat wegen Verdachts des Scheichhandels überstellt. Die Strafsanktion dafür ist sehr hoch, beide sind also bemüht zu beweisen, daß sie keine Schleichhändler sind.

Der eine, Wickerl, der in dem Haus wohnt, erklärt:

„Wie ich heut früh ausm Fenster in den Hof schau, was siech i? A Pferderl. I denk, des is sicher den Russen entlaufen. Die Russen haben eh Pferderln gnua, denk i, also versteck i s derweil im Keller. Dann überleg i: Soll i zur Polizei gehn?"

„Na geh", unterbrech ich ihn.

„Leider bin i net gangen, Herr Inspekta, wär ma viel derspart blieben. Also: Da kummt zufällig mei Freund, der Ferdl, der in meiner Näh wohnt, vorbei. I derzähl ihm alles. Na, und mir beschließen, daß ma des Würschtl schlachtn. Aber net, um Schleichhandel zu betreiben, mir nehmen uns nur a jeder a paar Kilo zum Eigenbedarf. Den Rest woll ma an Spital geben, damit die armen Kranken aa was ham."

„Oh, ihr guten Menschen", pfauch ich sie an, „zufällig habt ihr dann ein Schlachtschußapparaterl und einen Dolch bei euch, nichts als Zufälle. Wer nimmt euch denn das ab? Sagt doch endlich die Wahrheit, und ich versprech euch, ihr steigt mit einem blauen Aug aus."

„Sehr lieb von Ihnen, Herr Inspekta, Sie maanens sicher guat mit uns. Aber mir ham die Wahrheit gsagt. Das Pferderl is ma wirklich zuaglaufen."

„Na gut, wie ihr wollt. Ab mit euch in den Arrest, ihr braucht Zeit zum Nachdenken."

Wir berichten dem Bezirksleiter, er ist erfreut: Bei so etwas fällt immer eine Kleinigkeit für die Polizeiküche ab. Das Marktamt wird verständigt, um Abholung des Pferdes wird ersucht. Die weitere Amtshandlung steht unter der Führung des Bezirksleiters. Wir treffen die Marktamtsbeamten, den Veterinär und den Pferdefleischhauer, dem das Pferd zugewiesen wird, am Tatort. Schon als wir den Hof betreten, hab ich, ich weiß nicht warum, ein ungutes Gefühl.

Und als wir schließlich in den Keller kommen, möcht ich am liebsten im Erdboden versinken: Anstatt des Pferdes finden wir nur den Schädel, der uns anzugrinsen scheint, und die vier Hufe. Zwischen den Hufen steckt ein Zettel mit den Zeilen:

„Das Pferd zu tragen war sehr schwer
aber jetzt geben wir es nicht mehr her.
Es war zwar eine Riesen Plagerei
doch wir scheißen auf die Polizei."

Die Beamten des Marktamtes und der Pferdefleischhauer zerfransen sich vor Lachen.

Wir sind entsetzt, der Bezirksleiter enttäuscht. Wir haben uns alle schon vor einem knusprigen Braten sitzen sehen. Und jetzt ist das Pferd weg, und uns bleibt zum Hineinbeißen höchstens der eigene Hintern.

Die Marktamtsbeamten machen die Sache noch schlimmer, sie stänkern, schütteln sich vor Lachen und bitten den Bezirksleiter, sie das nächste Mal erst dann anzurufen, wenn er sich überzeugt hat, daß das, was sich üblicherweise bei einem Pferd zwischen Schädel und Hufen befindet, auch vorhanden ist. Ha, ha, ha, brüllen sie schon wieder los.

Uns trifft jeder Lacher ins Herz. Der Bezirksleiter läßt uns stehn und zieht verärgert davon.

Im Kommissariat grinsen uns die Kollegen entgegen, der Bezirksleiter hat schon verkündet, was wir für Wunderkieberer sind.

Wir schwören, die Scharte auszuwetzen.

Die Roßschlächter werden neuerlich einvernommen, bleiben aber bei ihrer Version und leugnen hartnäckig. Beide sind unheimliche „Steher".

Um von denen ein Geständnis zu bekommen, muß ich mir schon etwas Besonderes einfallen lassen . . . Weiß schon: Ich werde ein Gespräch mit der russischen Kommandantur fingieren. Am anderen Ende des Drahtes, zwei Zimmer entfernt, ist ein Kollege.

Zu den Beschuldigten sage ich: „Na gut, wenn ihr nicht wollt, seid ihr selber schuld."

Ich tu so, als wählte ich die Nummer der russischen Kommandantur.

„Bitte, hier ist das Bezirkspolizeikommissariat Ottakring, darf ich den Dolmetschleutnant sprechen? . . . Ja? Herr Dolmetschleutnant? Entschuldigen Sie bitte die Störung. Auftragsgemäß melde ich Ihnen, daß wir zwei Männer in Haft haben, die ein Pferd aus dem Besitz der russischen Besatzungsmacht eingefangen und geschlachtet haben. Sie besitzen einen verbotenen Schlachtschußapparat und einen beidseitig geschliffenen Dolch."

Den Hörer halte ich etwas von mir weg, damit die beiden

hören können, wie der angebliche Dolmetschleutnant explodiert. Mein Kollege macht seine Sache sehr gut, man muß ihn für einen Russen halten. Dann bin wieder ich an der Reihe.

„Nach Sibirien, sagen Sie? Jawohl, sofort der Kommandantur überstellen. Bitte, wann geht der Transport? Verstanden, morgen um 7 Uhr. Nein, keine Sprecherlaubnis mehr für Angehörige. Danke, Herr Dolmetschleutnant."

Ich leg den Hörer auf, die beiden sind eingeschrumpft wie alte Zitronen. Geduckt sitzen sie da und stieren vor sich hin.

Ich leg noch ein Schäuferl nach: „Das habts notwendig ghabt, jetzt kommts nach Sibirien, und was auf verbotenen Waffenbesitz steht, ist euch eh klar. Dagegen ist der Pferdeschleich ein Lapperl."

Wie von der Tarantel gestochen fährt der Ferdl in die Höh.

„Naa, naa, wegen a paar Kilo Roßfleisch geh i net nach Sibirien, i hab Familie. I sag alles:

Der Wickerl war gestern bei mir in der Wohnung und hat erzählt, er hat a Pferd zum Niederhaun. I soll ihm helfen, er gibt mir fünf Kilo Fleisch dafür. Das Pferd hat er mitm Schlachtschußapparat haamdraht, i hätts zerlegen solln, weil i bin a glernter Fleischhauer. Der Dolch ghört auch ihm. Nachdem der Idiot vergessen hat, das Haustor abzusperrn, is alles schiefgangen. Das Pferd ghört an Freund vom Wickerl, der hat si s bestimmt gholt."

„Na, Wickerl, was sagst du dazu?" frag ich den andern und klopf ihm auf die Schulter.

Er schreit auf: „Greif mi net an! Du bist a schöner Patriot, mi bringst nach Sibirien! Mi kannst am Arsch lecken, i red nix."

„Paß auf, Wickerl, du Trottelkind: Das Pferd muß her, dann mach ich mit den Russen alles rückgängig."

„Und des soll Ihna wer glauben?"

„Wickerl, mein Wort drauf!"

„Na ja, bleibt ma eh nix anders über. Mei Haberer is der Gustl, a Altwarntandler. Neben an Ottakringer Frachtenbahnhof hat er sein Lagerplatz."

Der Lagerplatz ist versperrt, wir übersteigen den Zaun und nähern uns einem alten Schuppen. Die Schuppentür steht offen, der gesuchte „Gustl" ist eben damit beschäftigt, Pferdefleisch,

das auf einer Hobelbank liegt, zu verpacken. Zwei Männer sind ihm dabei behilflich.

Auf „Hände hoch, Kriminalpolizei!“ halten sie in ihrer Tätigkeit ein. Gustl fragt scheinheilig: „Was is denn passiert? Es geht ja zu wie in an Kriminalfilm.“

Wir spielen ganz auf wild und drohen, beim geringsten Fluchtversuch zu schießen. Das gesamte Fleisch wird auf das Fuhrwerk vom Gustl geladen, die Beteiligten sitzen auf, und ab geht die Post zum Kommissariat.

Ohne Zwischenfall kommen wir an und melden dem Bezirksleiter. Wohlwollend klopft er uns auf die Schulter: „Ich habs ja gewußt, auf meine Beamten kann ich mich verlassen.“ Dann ruft er das Marktamt an: „Ich möcht Ihnen nur mitteilen, daß das, was sich bei einem Pferd zwischen Schädel und Hufen befindet, von meinen Beamten sichergestellt wurde. Wir wollten Ihnen nur den Abtransport erleichtern, denn jetzt ist das Fleisch tranchiert, in Portionen geschnitten und verpackt. Sehen Sie, so arbeitet die Polizei.“

Beim Verhör gibt es mit Gustl noch einige Schwierigkeiten, er wird erst kleinlaut, als wir ihm die Antwort auf sein Gedicht geben:

„Euch zu erwischen, war für uns nicht schwer,
für lange Zeit gibt euch der Häfen nicht mehr her.
Es war für uns nicht die geringste Plagerei,
es lebe hoch die Polizei.“

Jetzt gibt der Gustl endlich zu, das Pferd auf dem Land einem Bauern gestohlen und dem Wickerl zum Verarbeiten gegeben zu haben. Vom Besuch der Polizei informiert, habe er es – zum leichteren Transport ohne Schädel und Hufe – auf seinen Lagerplatz gebracht.

Und er verspricht hoch und heilig, nie wieder zu dichten.

Da erst fingiere ich im Beisein aller Beteiligten abermals ein Telefonat mit der russischen Kommandantur, streit mich mit dem „Dolmetschleutnant“ herum und „erkämpfe“ schließlich, „auf meine Verantwortung“, die Übergabe der Beschuldigten in österreichischen Gewahrsam.

Sie küssen mir fast die Hände, weil sie nicht nach Sibirien verschickt werden. Fast schäme ich mich, soviel ehrlichen Dank entgegennehmen zu müssen.

Die Mumie

Der Maurer Emil Snachiel ist als chronischer Trinker bekannt. Streitigkeiten mit seiner Frau, die oft in Tätlichkeiten ausarten, gehören bei ihm zur Tagesordnung. Die Hausbewohner kümmern sich nicht mehr drum, sie wissen: Der Emil ist wieder besoffen.

Als einige Tage lang der obligate Lärm ausbleibt, ja auch Frau Snachiel im Haus nicht gesehen wird, fragt man Emil nach ihrem Verbleib.

Emil ist niedergeschlagen, traurig, gibt zu, daß ihn seine Frau verlassen hat. Sie ist zu ihrer Mutter aufs Land gefahren, sagt er. Sie will sich scheiden lassen, sagt er. Nächste Woche ist Sühneverhandlung, sagt er. Das Gewissen der Hausbewohner ist beruhigt, ihre plötzlich aufgeflammte Anteilnahme an den Snachiels ist erloschen: Klar, die Snachiel hats eben bei dem Säufer nicht mehr ausgehalten. Recht geschieht ihm.

Dann geht Emil wochentags in seinem Sonntagsanzug aus dem Haus. Heut hat er die Sühneverhandlung im Justizpalast, raunen die Leute. Er hofft noch immer, daß sein Reserl vernünftig sein wird und sich nicht scheiden läßt, sagt er zu ihnen.

Am Nachmittag schleicht ein völlig verzweifelter Emil in das Haus: Sie hat sich scheiden lassen!

Mit Mühe hält er die Tränen zurück: „Na ja, Kinder ham wir eh keine, ich werd mir schon wieder jemanden finden."

So mancher, der Emil das Allerschlimmste gewünscht hat, empfindet nun Mitleid mit ihm.

Emil leidet offensichtlich, läßt seinen Tränen freien Lauf, schluchzt: „Jetzt, wo ich mir das Saufen abgewöhnt hab!"

Nach Monaten gelangt er an den seelischen Tiefpunkt, überall sieht er seine Frau, alles in seiner Wohnung erinnert ihn an sie. Er will seine Wohnung tauschen. Und er findet einen Tauschpartner, der allerdings die Bedingung stellt, den desolaten Keller, der zur Wohnung gehört, zu betonieren.

Aber Zement, Sand und Werkzeug hat Emil ohnehin schon

lange in den Keller geschafft, er wollte das ja schon seit Monaten erledigen, ist aber bis heute nicht dazugekommen. Am Montag will er nun wirklich mit der Arbeit beginnen.

In der Nacht von Samstag auf Sonntag wird Emil jedoch bei einem Geschäftseinbruch erwischt und dem landesgerichtlichen Gefangenenhaus eingeliefert.

Sein Tauschpartner, der schon in der Wohnung wohnt und nur darauf gewartet hat, daß das Kellerabteil betoniert wird, erfährt davon und beschließt, die Betonierarbeiten selbst durchzuführen.

Seine Frau, hochschwanger, räumt gemeinsam mit ihrer Mutter das Gerümpel aus dem Keller. Es geht gegen Mittag, die beiden Frauen sind mit dem Aufräumen fast fertig, es liegt da nur mehr ein Haufen Bretter.

Als sich die Frau bückt, um ein Brett aufzuheben, erstarrt sie, ist nicht fähig zu schreien. Aus dem hölzernen Durcheinander streckt sich ihr eine mumifizierte menschliche Hand entgegen. Sie wird ohnmächtig.

Die Hausparteien versammeln sich haufenweise im Keller. Die Mutter der jungen Frau verständigt die Polizei.

Zu den verantwortungsvollsten Arbeiten des Kriminalbeamten gehört die Spurensicherung am Tatort. Durch unvorsichtiges, planloses Hantieren und mangelnde Aufmerksamkeit können wertvolle Spuren unwiderruflich zerstört und der Erfolg der ganzen Untersuchung, der oft von den ersten Maßnahmen abhängt, gefährdet werden.

Unserer Kommission gehören der Amtsarzt, der Gerichtsmediziner, der Fotograf und der Daktyloskop an. Leitende Beamte des Sicherheitsbüros sind ebenfalls da.

Als wir nun alle Hausbewohner im Keller finden, wissen wir gleich, mit der Spurensicherung wird es traurig aussehen. Es dauert geraume Zeit, bis wir die Neugierigen hinauf in das Parterre gedrängt haben, wo sie eifrigst schwatzen und nicht zu bewegen sind, ihre Wohnungen aufzusuchen.

Sorgfältig sichern wir Spurenfragmente, von denen anzunehmen ist, daß sie nicht von den Hausparteien stammen, und räumen behutsam Brett für Brett weg. Und schließlich legen wir einen Leichnam frei.

Es handelt sich um eine etwa 25jährige, in ein Leintuch

gewickelte Frau. Ansonsten ist sie nackt, um den Hals trägt sie ein Tuch, mit dem sie offensichtlich erwürgt worden ist.

Weitere Spuren von Gewalteinwirkung sind an ihrem Körper nicht festzustellen. Der Gerichtsmediziner ist der Meinung, daß der Leichnam durch das Einwickeln früher als üblich mumifiziert ist und man deshalb nichts gerochen hat.

Wer ist die Tote?

Der Hausvertrauensmann wohnt schon seit zwanzig Jahren im Haus und schreit, als er die Leiche sieht, entsetzt auf: „Jessas, des is die Frau Snachiel."

Eine Anfrage im Justizpalast ergibt: Eine Scheidungsklage oder eine Verhandlung Snachiel gegen Snachiel hat nie stattgefunden. Der schlaue Emil hat alle getäuscht.

Gott sei Dank befindet er sich noch in Strafhaft.

Bei seiner Einvernahme gibt er an:

„Ich bin froh, daß Sie schon da sind. Ich hab Sie eigentlich schon früher erwartet. Ich werd Ihnen alles erzählen.

Die ganze Zeit find ich keine Ruhe mehr, und wenn Sie nicht gekommen wären, hätt ich in den nächsten Tagen dem Anstaltsleiter alles berichtet. Es muß aus mir heraus. Damals, wie es passiert ist, war ich tagtäglich betrunken und hatte täglich Streit mit meiner Frau. Sie hat viel mit mir mitgemacht, oft hab ich sie auch geschlagen.

Ich erinner mich genau, eines Tages bin ich wieder stockvoll nach Haus gekommen. Ich war gut aufgelegt und hab ausnahmsweise nicht mit meiner Frau gestritten, wollt lieb zu ihr sein. Sie war einverstanden, wir sind ins Bett, aber bei mir hat sich nichts gerührt. Meine Frau hat gelacht: ‚Das kommt vom vielen Saufen! Ich werd mir einen Freund anschaffen!' Ich habs immer wieder probiert, sie hat mir sogar geholfen, aber hoffnungslos – kein Ständer. Ihr hat auf einmal vor mir geekelt. Sie hat sich umgedreht und wollte schlafen.

Beleidigt bin ich aus dem Bett, hab ein auf dem Sessel liegendes Halstuch genommen und ihr um den Hals geschlungen. Sie wehrte sich verzweifelt, aber je mehr sie sich wehrte, umso fester zog ich zu, wollte ihren Widerstand brechen. Als sie die Gegenwehr aufgab, streichelte ich sie, fing mit ihr zum Schmusen an, dachte, jetzt ist sie müd, bis ich bemerkte, daß sie sich nicht mehr rührte. Sie war tot.

Mit einem Schlag war ich nüchtern. Was jetzt? Mir die Pulsadern aufschneiden, mich aufhängen?

Dann hab ich meine Frau in ein Leintuch gerollt und in den Keller geschafft. Kurz nach Mitternacht hab ich sie auf meiner Schulter in den Keller getragen, immer in der Angst, Hausparteien könnten mich sehn.

Wie ich zur Kellertür komm, wird es plötzlich in einer Wohnung licht. Der Herr Mistinger geht aufs Klo. Ich steh wie angewurzelt da und rühr mich nicht. Meine unheimliche Last wird immer schwerer und schwerer und beginnt mir nach und nach von der Schulter zu rutschen. Ich schieb sie wieder hoch, in Schweiß gebadet. Der Mistinger bleibt verdammt lang am Häusl. Soll ich wieder zurück in meine Wohnung, soll ich schnell weitergehen?

Endlich kommt der Mistinger heraus. Kaum ist er verschwunden, schleich ich mich zur Kellertür. Diese Minuten werde ich nie vergessen.

Meine Frau ist mir beim Kelleraufsperren hinderlich, ich leg sie auf den Boden. Wie ich die Kellertür aufmach, hör ich, daß jemand das Haustor sperrt. Ich schleif meine Frau auf die Kellerstiegen, ich hab keine Kraft mehr, sie zu heben, und spring hinterher. Zum Schließen der Kellertür komm ich nicht mehr, das Herz pocht mir im Hals. Da kommt schon das Ehepaar Ruzicka vorbei, ich erkenn sie an der Stimme. Um Gottes willen, sie bleiben stehn. Jetzt bin ich geliefert!

Die Ruzicka sagt: ‚Schau, de schlamperten Hund ham d Kellertür offenlassen, des sag i murgen in Hausmaster.‘ Bum, schmeißt sie die Kellertür zu.

Mich reißt's, ich stolper über meine Frau, fall über die Kellerstiegen hinunter, dabei hau ich mir fürchterlich den Schädel an. Im Unterbewußtsein ist mir, als hörert ich meine Frau kichern. Jetzt packt mich die Angst, ich fürcht mich vor meiner Frau, ich trau mir kein Licht machen, meine Hände zittern, kaum kann ich das Vorhängeschloß zu unserem Kellerabteil öffnen.

Meine Frau ist wieder ins Rutschen gekommen. Mit letzter Kraft schaff ich sie in unser Kellerabteil. Ich versteck sie vorerst unter einem Stapel Holz, morgen werd ich sie einbetonieren, denk ich mir. Kein Mensch soll sie finden.

Unbemerkt komm ich wieder in meine Wohnung, mir tut die Beule auf dem Schädel weh, an den Händen hab ich Hautabschürfungen.

Ein paar Tage später erzähl ich den Hausparteien, daß mich meine Frau verlassen hat, sich scheiden lassen will. Und ich spiel ihnen die Komödie mit der Verhandlung vor.

Alles klappt bestens. Aber immer, wenn ich anfangen will, meine Frau einzubetonieren, ist mir, als haltert mich eine unbekannte Macht davon ab.

Ich kann mich nicht aufraffen, den Keller zu betreten. Von einem Tag zum anderen verschieb ich die Arbeit. Oft nehm ich mir mit Gewalt vor: ‚Heut betonierst sie ein.'

Es ist letzten Endes nicht dazu gekommen.

Ich hab zwar meine Wohnung schon getauscht gehabt und meinem Nachfolger versprochen, den Keller zu betonieren. Material und Werkzeug waren ja schon unten, und ich selber war jetzt felsenfest entschlossen.

Aber noch vorher bin ich nach einem Geschäftseinbruch verhaftet worden.

Ich war bis zu diesem Zeitpunkt nicht vorbestraft, hatte noch nie eingebrochen. Und wenn Sie mich fragen, warum ich ausgerechnet bei einem Lederwarengeschäft die Auslage einschlug, ich weiß es nicht. Ich wußte auch nicht, was ich stehlen sollte, hatte genug Zeit davonzulaufen und blieb doch stehn.

Ich war wie in Trance, als ich plötzlich in der Auslage die Krokotasche sah, die sich meine Frau immer gewünscht hatte. Noch kurz vor ihrem Tod waren wir vor dieser Auslage gestanden.

Ich kam nicht einmal zu mir, als die Funkstreife schon da war, von Passanten verständigt. Ich bin felsenfest überzeugt davon, daß meine Reserl sich dagegen gewehrt hat, einbetoniert zu werden.

In meiner bisherigen Haftzeit hab ich schon hundertmal alles nochmals überdacht und weiß, daß auch mein Leben verpfuscht ist, ich werd meinem Reserl bald nachfolgen.

Ich bereue meine Tat von ganzem Herzen, aber leider ist es zu spät. Hätt mir nicht im Traum einfallen lassen, daß ich eines Tages mein Reserl zur Mumie mach."

Buben prasseln besser

„Is dort der Herr Inspekta?“

„Ja.“

„Eine alte Engelmacherin hat bei der Hilfsarbeiterin Martha Kirtens, 16., Friedrich-Kaiser-Gasse 130, die im vierten Monat schwanger war, eine Abtreibung gemacht . . .“

Ehe wir reagieren können, legt die Anruferin auf.

Wir müssen uns auch mit vertraulichen Anzeigen befassen.

Im Meldeamt stellen wir fest: Martha Kirtens ist 32 Jahre alt, geschieden, zur Zeit alleinstehend. In den Karteien der Ärzte im Bezirk scheint ihr Name nicht auf, auch nicht in der gynäkologischen Abteilung des Wilhelminenspitals.

Sie verläßt täglich gegen 9 Uhr früh, desolat gekleidet, unfrisiert und ungepflegt, ihre Wohnung und begibt sich in eine Branntweinschenke. Sie wurde auch des öfteren beobachtet, wie sie im Dorotheum, Zweigstelle Ottakring, Kleider, Schuhe und Bettwäsche verpfändete. Noch vor einem Monat war sie als Hilfsarbeiterin beschäftigt, hatte einen Lebensgefährten und lebte in geordneten Verhältnissen. Dann aber hat sie der Mann verlassen, und seither verfällt sie dem Alkohol.

Meine Kollegen eruieren weiters, daß sie mit einer Freundin, der Hausbesorgerin Schrumeck aus der Friedmanngasse, heftigen Streit gehabt hat, der schließlich in Tätlichkeiten ausartete. Die Frauen hatten gewaltsam getrennt werden müssen. Die Ursache des Streites ist nicht bekannt.

Wir besuchen Frau Schrumeck und geben vor, sie sei wegen Raufhandels angezeigt worden.

Sie schaut uns überrascht an. Mit rotem Kopf antwortet sie:

„Da hat mich bestimmt diese Schlampen, diese versoffene Hur, die Kirtens, angezeigt.“

Da wir noch mehr erfahren wollen, nicken wir.

Nun gerät sie derart in Wut, daß sie schier zu zerspringen droht.

„Dieses Miststück“, bricht es aus ihr heraus, „mit mir soll sie sich ja nicht spielen, ich bring sie ins Kriminal!“

„Und machen die Anzeige, daß sie sich ein Kind abtreiben ließ“, ergänze ich trocken.

Ihr fällt der Mund, der eben noch weit offen stand, mit einem Ruck zu.

Ich nütze die Situation:

„Aber, liebe Frau, damit sagen Sie uns nichts Neues. Das haben Sie schon am Telefon erwähnt. Warum haben Sie eigentlich aufgelegt, ohne Ihren Namen zu sagen? Na ja, macht ja nichts. Wie Sie sehen, haben wir Sie auch so gefunden. Jetzt kommen Sie bitte mit uns. Im Kommissariat unterhalten wir uns weiter.“

„Herr Inspekta, bitte machen Sie mich nicht unglücklich. Ich hab zwei Kinder und einen braven Mann. Ich sag Ihnen alles, was ich weiß, nur bitte, nehmen Sie mich nicht mit.“

„Na schön, wenn Sie alles erzählen. Aber ich mach Sie aufmerksam, sollten Sie etwas verschweigen, sind Sie dran.“

„Nein, nein, ich will alles sagen, bitte nehmen Sie Platz.“

Wir setzen uns in ihrer Küche.

„Die Kirtens ist vor drei bis vier Wochen, so genau weiß ich das nicht mehr, zu mir gekommen. Sie war verzweifelt, ihr Lebensgefährte hat sie mit einem Bauch sitzenlassen. Zuerst hat sie das Kind austragen wollen. Aber vor 14 Tagen hat sie beim Branntweiner eine alte Engelmacherin kennengelernt. Die hat ihr's abgetrieben. Die Kirtens hat mir leid getan. Ich hab sie öfters eingeladen und ihr zu essen gegeben, und ich war auch bei ihr. Bis dann das passiert ist.“

„Was ist denn passiert?“

„Na, mit meinem Mann. Ich bin übers Wochenende mit den Kindern aufs Land gefahren zu meiner Mutter; ich hol immer für die ganze Woche Lebensmittel für die Familie. Der Kirtens hab ich vertraut und sie ersucht, während meiner Abwesenheit für meinen Mann zu kochen. Er hat Nachtdienst gehabt und nicht mit uns fahren können.

Ich Trampel bring der Kirtens noch Eier, Butter, Landbrot und ein gutes Henderl mit! Ich hab ja keine Ahnung gehabt.“

„Wovon?“

„Na, was sich bei mir in der Wohnung abgespielt hat, während ich weg war. Aber mein braver Mann hat's mir gleich erzählt, daß sich ihm diese Hur genähert hat. Wie er grad in der

Küche nackert vor dem Waschbecken gestanden ist, ist die Kirtens herein. Sie hat gleich seinen Schwanz in die Hand genommen. Na, Herr Inspekta, Sie können sich's ja denken, sie wollt sich ihm hingeben. Aber er hat sie abgelehnt. Das Teufelsweib hat ihn verführen wollen. Mein Mann hat mir verboten, sie nochmals in unsere Wohnung zu lassen.

Am nächsten Tag hab ich sie mir aber ausgeborgt. Beim Branntweiner hätt ich sie am liebsten erwürgt. Die Gäste haben uns getrennt. Aus dem Telefonhütterl hab ich dann die Polizei angerufen."

„Wie heißt denn die Engelmacherin?"

„Das weiß ich nicht, auch nicht, wo sie wohnt. Ich weiß nur, daß alle Rumerl zu ihr sagen, weil sie nur Rum trinkt."

„Frau Schrumeck, wir werden Ihre Angaben überprüfen, wenn alles stimmt, legen wir die Anzeige wegen Raufhandels ad acta. Wenn Sie aber etwas verschwiegen haben, sind Sie fällig."

Wir haben mehr erfahren, als wir uns erhofft hatten.

Jetzt ist die Kirtens reif, wir fliegen bei ihr an.

Wir treffen sie zeitig in der Früh in ihrer Wohnung. Der Trick mit der angeblichen Anzeige wegen Raufhandels hat so gut geklappt, daß wir ihn nochmals anwenden. Nur drehen wir jetzt die Sache so, daß Kirtens der Meinung ist, Schrumeck hätte sie angezeigt. Ich füg noch hinzu: „Na, und was Sie mit dem Mann Ihrer Freundin aufgeführt haben, gehört sich auch nicht."

War sie bis jetzt eher gleichgültig, so erwacht sie nun plötzlich aus ihrer Lethargie:

„Mit dem Hausbesorger? Gehn Sie, der hat mich doch überfallen! Seine Frau hat mich gebeten, für ihn zu kochen. Ich steh beim Herd, er greift mir unter den Rock. Ich wehr ihn ab, seine Frau ist doch meine Freundin. Er wird aggressiv, reißt mir fast die Bluse vom Leib und greift auf meine Brust. Ich ersuch ihn aufzuhören, sonst erzähl ich alles seiner Frau. Er droht, wenn ich ihn nicht laß, wird er dafür sorgen, daß ich nie mehr in die Wohnung darf. Ich bleib trotzdem hart. Er ist sehr erregt und will mir sein Glied in die Hand drücken, damit ich ihn befriedig. Aber das lehn ich ab. Jetzt bekommt er es mit der Angst und bietet mir Geld an, wenn ich seiner Frau nichts

sag. Ich nehm sein Geld nicht und versprech, seiner Frau nichts zu erzählen.

Am Tag darauf, es war Montag, stürzt sie wie eine Furie beim Branntweiner herein und schreit, ich hätt ihren Mann verführt. Wären mir die Gäste nicht zu Hilfe gekommen, ich glaub, die hätt mich erwürgt.

Was ihr Mann über mich erzählt hat, weiß ich nicht. Ich habe Ihnen jedenfalls die Wahrheit gesagt."

„Noch nicht die ganze Wahrheit", sag ich.

„Wieso?"

„Weil Sie Ihrer Freundin auch noch erzählt haben, daß Sie sich ein Kind abtreiben ließen."

„Ja, gesagt hab ich's wohl, nur gestimmt hat's nicht."

„Warum haben Sie gelogen?"

„Ich weiß nicht mehr."

„Aber ich weiß: Sie haben nämlich nicht gelogen, sondern tatsächlich von einer alten Engelmacherin eine Fehlgeburt herbeiführen lassen. Ich laß Sie jetzt vom Polizeiarzt untersuchen, der kann genau feststellen, ob Sie entbunden haben oder nicht. Außerdem weiß ich dann auch, was ich von Ihren Beteuerungen, Sie hätten hinsichtlich des Hausbesorgers die Wahrheit gesagt, halten kann."

Während dieses Gesprächs ist sie völlig nüchtern, schaut mich mit Tränen in den Augen an und haucht:

„Ich will die Wahrheit sagen."

Sie wirkt irgendwie erleichtert, ihr Gesicht klärt sich, und man sieht, daß sie eine hübsche Frau ist, daran ändert auch ihre Ungepflegtheit nichts.

„Ja, ich hab mir ein Kind nehmen lassen", schluchzt sie.

„Der Kindesvater ist Ihr ehemaliger Lebensgefährte?" frage ich.

„Ja."

„Wie heißt er?"

Sie hebt den Kopf, und aus ihren Augen blickt der Weltschmerz unzähliger unglücklich gebliebener Frauen.

„Seinen Namen werde ich nie sagen, egal, was mit mir passiert."

„Wie Sie wollen, Frau Kirtens. Erzählen Sie bitte, wie sich alles zutrug."

„Da gibt's nicht viel zu erzählen. Wie mich mein Lebensgefährte nach einer Aussprache verlassen hat, um zu seiner Frau zurückzugehen, war ich von ihm im zweiten Monat. Ich hab's ihm nicht gesagt. Er wollte, daß ich ihn freigeb, weil ihn seine Kinder und seine Frau brauchen; da hab ich ihn freigegeben. Daß ich dabei seelisch gestorben bin, geht nur mich etwas an. Zuerst hab ich mich in die Arbeit gestürzt, mein Kind sollte nicht in Not und Elend zur Welt kommen. Dann ist mein Wille, es durchzustehn, immer schwächer geworden, ich hab meine Arbeit verloren und mich in den Alkohol geflüchtet. Wenn ich mir meinen Lebensgefährten in den Armen seiner Frau vorstelle, zerbricht in mir die Welt. Immer deutlicher ist mir bewußt geworden, daß ich den Abschied nicht überwinden kann. Am liebsten wär ich gestorben, ich wollte Selbstmord begehen, aber dazu war ich noch zu feig. Ich bin immer mehr dem Alkohol verfallen.

Bei einem Branntweiner hab ich dann eine alte Frau kennengelernt. Alle sagen Rumerl zu ihr. Sie muß gespürt haben, daß mich etwas bedrückt, und hat mich zu sich eingeladen.

Dort erzähl ich ihr meinen ganzen Jammer, fest entschlossen, mich aufzuhängen. Da hält mir die Alte vor, daß ich dazu kein Recht habe: ‚Erst müßte das Engerl in den Himmel kommen.' Sie gießt mir einen Rum ein, mir ist schon alles egal. Die Rumerl streichelt mich und bittet: ‚Schenk mir dein Engerl!'

Sie starrt vor Schmutz und ist volltrunken. Der Raum, in dem sie haust, ist eine Dreckhöhle, es stinkt fürchterlich. Ich denk, wenn die mir einen Eingriff macht, sterb ich sicher. Da ich das will, entschließ ich mich, ihr mein Engerl zu schenken.

Sie gibt mir was zum Trinken, ich zieh die Hose aus, heb meinen Rock und leg mich auf ein diwanähnliches Gestell. Sie spreizt mir die Beine und führt mir etwas ein. Es tut weh, mir ist es egal.

‚So', sagt sie, ‚das laßt jetzt drinnen, und wenn Blutungen einsetzen, kommst sofort zu mir.'

Ich wank nach Haus. Bin kaum fähig, mich auf den Beinen zu halten. Daheim seh ich, daß mir die Alte eine Häkelnadel eingeführt hat. Ich geh drei Tage nicht auf die Straße und warte auf den Tod.

Der kommt nicht, aber Blutungen setzen ein.

Ich hol die Alte vom Branntweiner, und wir gehen in ihre Wohnung.

Sie zieht mir die Häkelnadel aus dem Unterleib und macht mir einen Eingriff. Im halbbewußtlosen Zustand fühl ich einen feuchten, kalten Klumpen aus mir fallen. Ich bin erleichtert. Die Alte fordert mich ununterbrochen zum Pressen auf. Ich kann schon nicht mehr. Da rutscht wieder etwas aus mir heraus.

Sie lacht und sagt: ‚Das war jetzt die Nachgeburt.'

Dann zeigt sie mir den Fötus. Ein Bub wär's gewesen. An den Handerln hat er schon Finger, an den Fußerln Zehen. Er hat Ohren, Nase, Mund; für mich ein fertiger Mensch.

Ich weiß nicht, soll ich traurig oder glücklich sein.

Die Alte bringt mir schon wieder was zum Trinken. Sie ist eifrigst bemüht, das ganze Zeug verschwinden zu lassen. Dauernd murmelt sie vor sich hin: ‚Nur die Seele kommt in Himmel, und die muß erst befreit werden.'

Ich will aufstehn, sie läßt mich nicht. Sie macht Feuer, ich bemerk erst jetzt, wie kalt es im Raum ist. Als das Feuer richtig auf lodert, wirft sie das Ganze in den Ofen.

Sie setzt sich zu mir, hält meine Hand, hebt ihren Zeigefinger und sagt: ‚Hörst es, Buben prasseln besser, Mäderln machen nur einen Zischer. Ich dank dir für dein Engerl, das nun auch meinen Platz im Himmel sichert.'

Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht mehr, ich hab mich sofort hinlegen müssen, so schwach war ich. Das ist alles, und ich mein, der Herrgott hat mich nur überleben lassen, damit ich Buße tu. Ich werd's ihm danken. Ich will ein anständiger und ordentlicher Mensch werden. Vielleicht gibt's für mich doch noch ein kleines Glück auf dieser Welt."

„Frau Kirtens, Sie schaffen es bestimmt. Kommen Sie, ich muß Sie vom Polizeiarzt untersuchen lassen."

Der bestätigt, Kirtens habe vor ungefähr zwei Wochen entbunden.

Der Amtsarzt und ich gehen zur Engelmacherin. In der von Kirtens beschriebenen Branntweinschenke finden wir sie. Erst, als ich ihr ein Doppelstamperl Rum spendiere, kommt sie mit uns.

Sie betrachtet uns nicht und sagt vor sich hin: „Mir kann

nichts passieren. Meine Engerln reservieren mir den schönsten Platz im Himmel."

Der Raum, in dem sie haust, spottet jeder Beschreibung. Der Gestank ist unerträglich. Spuren zeigen, daß die Alte unter sich läßt. Überall an den Wänden ist altes, dreckiges Papier zu Hauf aufgestapelt. In einer Ecke steht ein total verflohter Diwan. Mich beißt es. Der Amtsarzt scheint immun zu sein, bis jetzt hat er sich noch nicht gekratzt.

In einer schmutzigen Schachtel finden wir die ominöse Häkelnadel. Sie wird sichergestellt. Der Arzt fragt die Alte nach einer Kartei. Der Begriff ist ihr fremd. Sie sagt: „Die braven Frauderln, alle ham s mir ihre Engerln geschenkt."

„Wieviel Engerln waren es denn?"

„Oh, viele, viele, Buben und Mäderln."

„Haben Sie Verwandte?"

„Nein, nur meine Häkelnadel. Mit der öffne ich den Engerln die Himmelstür. Ich bin jetzt 85 Jahre alt. Vor ungefähr zehn Jahren ist ein Himmelsgeist zu mir gekommen. Er hat gesagt, ich muß Engerln aus unglücklichen Frauen herausnehmen und verbrennen. Nur durch das Feuer geläutert, kommen die Seelen in den Himmel."

Die Frau ist geisteskrank. Eine Gefahr für unglückliche werdende Mütter.

Trotz umfangreicher Recherchen können wir nicht feststellen, wieviel Abtreibungen sie durchgeführt hat; wissen nicht, ob immer alles gut ausgegangen ist.

Sie wird dem Irrenhaus eingeliefert.

Unter Kollegen

Oft kommt's zwar nicht vor, aber es kommt vor: Wir haben Sauregurkenzeit. Nichts ist los. Keine Amtshandlungen, keine Anzeigen. Natürlich, Aktenkram gäb's genug zu erledigen, aber dazu hat keiner Lust.

Wir führen also Schmäh.

„Prost Mahlzeit", erzählt ein Kollege, „den gestrigen Inspektionsdienst werd ich nicht so schnell vergessen. Da war ich im ‚Roten Apfel' in der Grundsteingasse, wo die ‚G'mütlichen Schuhplattler' ihren Vereinsball abgehalten haben.

Also, ich sitz am Honoratiorentisch, und der Obmann sorgt direkt rührend für mich, da kann man gar nichts sagen. Auch die Damen sind äußerst nett zu mir. Naja, und in vorgerückter Stunde ist dann Damenwahl. Die Frau Obmann bittet mich zum Tanz; der süße Fratz wiegt nur unwesentlich über hundert Kilo. Ihr Brustumfang ist gigantisch. Nicht zum Umfassen. Zu meinem Unglück spielen sie einen Walzer. Vom Zuschauen allein werd ich schon schwindlig. Ununterbrochen dreht sich die Frau Obmann mit mir. Bei mir dreht sich auch alles. Die Leut, der Saal, die Tische und Sessel. Ich krieg schon den Brechreiz. Wie ein hilfloses Kind häng ich in den Armen meiner Tänzerin. Mein Kopf sinkt auf ihren monströsen Busen. Ihr scheint das zu gefallen, und sie drückt ihre Brust extra zusammen. Um mich wird's Nacht."

Wir brüllen vor Lachen.

„Das ist aber gar nicht zum Lachen, so einen Brustwickel müßt ihr erst einmal gehabt haben! Na, wie dann der Walzer Gott sei Dank aus ist, biete ich der Frau Obmann meinen Arm und bring sie zum Ehrentisch zurück. Ich hab einen ganz schönen Knieschnackler. Ich Idiot verbeug mich, bekomm das Übergewicht, und wenn mich die Frau Obmann nicht im letzten Augenblick beim Ärmel erwischt, hau ich den Tisch um. Ich sag euch's, Walzer tanz ich so schnell keinen mehr."

Ein Kollege unterbricht: „Ich hab geglaubt, du tanzt jeden Tag Walzer."

„Wie kommst denn auf so was?“

„Na, weil du jeden Tag schwindlig bist.“

„Sehr witzig, ich hab schon mehr gelacht. Aus, ich erzähl euch nichts mehr.“

„Geh, sei net fad, erzähl weiter.“

„Also gut, hört zu, jetzt kommt ja erst der Einfahrer.

Beim Tango bin ich dann wieder groß da. Mit Wiege- und Karreeschritt bringe ich die meist nicht mehr ganz taufrischen Schuhplattlerinnen in Stimmung. Eine gefällt mir besonders gut. Sie ist allein da. Hat eine Bombenfigur, wird so an die dreißig sein, und ein Blick in ihren Blusenausschnitt weckt in mir die tollsten Gefühle. Ein Gustospatzerl, ganz meine Kragenweite. Beim Tanzen kontert sie sehr geschickt auf meine heimlichen Drücker . . .

Also kurz und gut, der Morgen graut, die ersten Gäste verlassen das Lokal, und die Schöne hat mich nach Schluß der Veranstaltung in ihre Wohnung eingeladen. Ich schwelge in Vorfreude. Dann sind die letzten Gäste auch gegangen. Der Obmann tuschelt mit seiner Frau und winkt mir.

‚Ja, bitte, Herr Obmann?‘

‚Herr Inspektor, es ist mir ja peinlich. Aber ich muß es Ihnen sagen.‘

‚Ja, was denn?‘

‚Wissen Sie, die Frau, mit der Sie sooft getanzt haben. Na ja, die Frau, also die Frau ist keine Frau. Die Frau ist der Herr Wessely. Der narrische Hund trägt immer Weiberkleider.‘

Ich krieg einen roten Schädel.

‚Aber Herr Inspektor, Sie brauchen sich doch nicht zu genieren, dem Wessely sind schon viele hineingefallen.‘

Ich bedank mich und verschwind durch den Hinterausgang . . .

Stellt euch vor, ich und ein Transvestit! Fast hätt ich geschmust mit ihm!“

Wie der Kollege jetzt gehäkelt wird, kann man sich leicht vorstellen.

Mitten in die schönste Unterhaltung hinein läutet das Telefon. Ich muß zum Bezirksleiter.

Vor ihm auf dem Schreibtisch liegt meine Personalakte.

Was hab ich ausgefressen?

Er bittet mich, Platz zu nehmen. Erwähnt meine Erfolge, mein gutes Abschneiden in den verschiedenen Kursen und vergißt auch nicht die vielen Dekrete und Belobigungen der Dienstbehörde.

Ist mir alles nicht neu. Was will er?

„So habe ich mich entschlossen, Sie ab sofort zum Gruppenführer der Gruppe 4 zu bestellen. Es ist dies eine Auszeichnung, und ich hoffe, Sie werden auch fürderhin erfolgreich sein und mich nicht enttäuschen. Nehmen Sie die Bestellung an?"

Bevor ich antworte, zuckt es mir durch den Schädel, daß einerseits der Aufstieg zum Gruppenführer wichtig ist, aber andererseits die Kriminalbeamten der Gruppe 4 nicht sehr erfolgreich sind.

Was soll ich tun? Ich versuche einen Schachzug:

„Herr Bezirksleiter, ich danke Ihnen für das in mich gesetzte Vertrauen. Ich werde Sie bestimmt nicht enttäuschen. Aber es gibt im Kommissariat noch andere tüchtige Kriminalbeamte. Sie hätten das Zeug in sich, erfolgreich zu sein. Leider sind sie nicht optimal aufgeteilt und verlieren so an Schlagkraft und Wirksamkeit. Ich glaube – natürlich nur, wenn Sie mit diesem Vorschlag einverstanden sind –, mit einer Neuaufteilung wäre allen gedient."

Der Bezirksleiter überlegt kurz, greift zum Telefon und bittet den Leitenden zu sich. Durch diese Spontanhandlung bringt er mich in die Zwickmühle. Seine Reaktion kommt mir zu schnell, ich wollte eigentlich vorher versuchen, den Leitenden Kriminalbeamten auf diese Idee zu bringen. Ich weiß nicht, wie der auf meinen Vorschlag reagieren wird. Er könnte ja meinen Plan, die besten Kriminalbeamten in meine Gruppe zu bekommen, durchschauen. Nun sitz ich in der Klemme und lasse – wie immer in solchen Fällen – das Problem erst einmal auf mich zukommen. Und es kommt in Gestalt des Leitenden Kriminalbeamten.

Zu meinem Glück läutet bei seinem Eintreffen das Telefon beim Bezirksleiter, und ich zieh ihn ins Vorzimmer. Dort hab ich grad so viel Zeit, um ihm ins Ohr zu flüstern, daß der Bezirksleiter anscheinend von einer Neuaufteilung der Kriminalbeamtengruppen besessen ist. Es wäre klug von ihm, wenn er auf diese Idee einsteigen würde.

Natürlich hüte ich mich zu sagen, daß der ganze Plan von mir stammt.

Der Bezirksleiter ruft uns: „Wenn ich telefonier, braucht niemand das Zimmer zu verlassen. Ich hab keine Geheimnisse."

Und fragt den Leitenden, wie man die Kriminalbeamtengruppe noch schlagkräftiger gestalten könnte.

Wie aus der Pistole geschossen, meint mein braver Leitender: „Ja, Herr Bezirksleiter, darüber hab ich mir auch schon den Kopf zerbrochen und würde meinen, eine Blutauffrischung in der Form einer Neuaufteilung wär nicht schlecht."

Der Bezirksleiter klopft ihm kollegial auf die Schulter: „Sehn Sie, genau das ist auch meine Meinung."

Die beiden Strategen machen sich ans Werk. Ich stör sie nicht. Bin nur bedacht, die Kriminalbeamten zu bekommen, die ich haben möchte. Ab und zu gebe ich Ezzes wie: „Eigentlich wollten Sie ja schon immer, daß der und der Kriminalbeamte in einer Gruppe sind." Oder: „Also, ich bin ganz weg, wie genau Sie die einzelnen Beamten kennen." So krieg ich schließlich die besten Kieberer des Kommissariats und werd nicht Chef der Gruppe 4, sondern der Gruppe 2.

Jetzt gilt es, sie zu einem festen Ganzen zusammenzuschweißen. Abneigungen, Neid oder Intrigen gleich im Keim zu ersticken. Bei uns soll sich jeder auf jeden verlassen können. Und das gelingt mir auch: Bald ist meine Gruppe über die Bezirksgrenzen hinaus bekannt. Von der Unterwelt erhalten manche Kollegen sogar Spitznamen, und das will was heißen.

„Zauberer" etwa ist ein hochintelligenter Bursche, er versteht es immer wieder, eine Spur aufzureißen. Ist beim Verhör erfolgreich. Spricht die Sprache der Unterwelt, kennt ihre Zeichen und hat die Gabe, sofort Kontakt mit seinem Gegenüber zu bekommen. Man vertraut ihm. Er hat die besten „Zunde". Beherrscht alle Schliche der Verbrecher. Ist er einmal in einer verzwickten Situation, zieht er sich mit einer Bravour sondergleichen heraus und bleibt immer Herr der Lage. Dabei hat er Humor, ist überall gern gesehn. Seiner Überredungskunst widersteht keiner. Seine Tricks sind Legende.

So etwa erinnere ich mich . . .:

Bezirksleiterrapport. Namenslisten sind aufgelegt worden,

damit ja alle pünktlich kommen. Alle sind schon da, auch der Chef selber – nur der Zauberer fehlt.

Der Rapport dauert schon 20 Minuten, da wird zaghaft an die Tür geklopft. Herein wankt der Zauberer mit einem gewaltigen Kopfverband, durch den an der Stirnseite leicht Blut sickert. Er kann sich kaum auf den Beinen halten und meldet dem Bezirksleiter:

„Entschuldigen Sie bitte mein Zuspätkommen. Ich wurde am Weg zum Kommissariat – dabei war ich heute besonders früh dran, weil ich den Herrn-Bezirksleiter-Rapport nicht versäumen wollte – von einem Fahrzeug niedergestoßen. Die Rettung brachte mich ins Wilhelminenspital, wo man eine Schädelprellung und eine leichte Gehirnerschütterung feststellte. Ich sollte stationär behandelt werden, doch ich wollte den Rapport des Herrn Bezirksleiters nicht versäumen und ließ mich nur verbinden. Der Rapport scheint mir wichtiger."

Der Bezirksleiter ist gerührt.

Kurz darauf klingelt das Telefon. Ein Dr. Pichler vom Wilhelminenspital ist am Apparat, er will den Bezirksleiter sprechen; macht diesen darauf aufmerksam, daß der Patient sofort ins Bett gehöre. Mit einer Gerhirnerschütterung sei nicht zu spaßen.

Der Bezirksleiter versichert ihm, sofort für den Abtransport zu sorgen. Lobt nochmals den Zauberer und gibt mir den Auftrag, ihn nach Hause zu bringen.

Zauberer wehrt sich. Er will dem Rapport beiwohnen. Gekränkt gibt er schließlich nach, und ich chauffiere ihn heim. Unterwegs frag ich ihn über den genauen Unfallshergang aus und habe ihn bald ganz schön in der „Zwicken". Er ersucht: „Geh, laß mich in Ruh – zu Haus erzähl ich dir alles."

In seiner Wohnung bittet er mich, den Kopfverband abzuwickeln. Ich wickle und wickle, und als ich den ganzen Verband abgewickelt habe, sehe ich – nichts.

Der Zauberer grinst mich an, und da ich nicht mitgrinse, meint er:

„Geh, sei nicht bös – schau, ich hab verschlafen und weiß doch, wie happig der Bezirksleiter auf seinen Rapport ist. Was hätt ich denn tun sollen? Gestehn, daß ich verschlafen hab? Da hätten wir uns was Schönes anhören können. So hat er

mich gelobt und war um mich besorgt. Nur schad um den Rotwein, den ich auf den Verband geschüttet hab."

Jetzt grins auch ich, und er ist sichtlich erleichtert.

„Und der Dr. Pichler?" frag ich ihn.

„Ja, den gibt's wirklich! Nur hat nicht er, sondern ein Freund, den ich informiert hab, angerufen."

Typisch Zauberer.

Dann gibt es da noch den „Professor".

Er ist ein Vollmaturant, spricht Französisch, Englisch, Kroatisch und ist ein exzellenter Mathematiker.

Seine Verhöre beginnt er beispielsweise so: „Nach der herrschenden Lehre gibt es überall eine Kausalität. Ich werde Ihnen demonstrieren, in welchem Zusammenhang Sie mit der Tat stehen. Alles läßt sich mathematisch beweisen; ob Sie nun lügen oder nicht."

Oder er fängt an: „Homo homini lupus." Wird er dann verständnislos angestarrt, doziert er: „Das heißt auf deutsch, der Mensch ist dem Menschen ein Wolf – und Sie sind auch so ein Wolf."

Er sammelt unermüdlich Beweismaterial, sortiert es, wertet es.

Nur beim Zauberer hat er mit seinen Theorien und Wahrscheinlichkeitsberechnungen keinen Erfolg. Wenn sie etwa Karten spielen, übersieht der Professor stets, daß der Zauberer mit sechs statt mit fünf Karten spielt, Karten, die längst gefallen sind, austauscht und manchmal zwei statt einer Karte abhebt. Und gesteht der Zauberer nachher seinen Schwindel, glaubt ihm der Professor nicht. Einen Professor kann man nicht bemogeln.

Ein besonderes Urviech ist auch „Pratzerl".

Eher klein, schmächtig, besitzt er aber eine ungeheure Hand- und Fingerkraft. Wenn er mit seinen Fingerkuppen auf den Schreibtisch trommelt, vermeint man Hammerschläge zu hören. Er ist ein Draufgänger, furchtlos, unheimlich schnell in seinen Bewegungen und Entschlüssen. Manchmal zu schnell, und ich muß ihn bremsen.

Das Lachen muß ich mir immer verkneifen, wenn der Professor Pratzerl belehrt. Etwa:

„Pratzerl, merk dir: Eine Welle des Hasses und der Gewalt fließt durch die Menschen."

„Ja, weil s den Hahn net abdreht ham."
„Pratzerl, kusch, und lern endlich was. Die Welt scheint verkehrt gepolt. Einer ist dem anderen ein Wolf."
„Ohne Beißkorb?"
„Pratzerl, sei net teppert, bilde dich. Fast auf der ganzen Welt ist Krieg. Kein Staat vertraut dem anderen. Die Menschen fallen übereinander her und vernichten sich. Gründe zum Ausbruch eines Krieges werden konstruiert, erfunden. Dafür Millionen investiert und dann durch Waffenlieferungen an beide Parteien Milliarden verdient."
„Jö, Professor, du bist gscheit!"
„Ja, Pratzerl, und die Menschen leben in einer Art Trancezustand und sind nicht fähig beziehungsweise reif, die dreckigen Geschäfte einer gewissen Gesellschaftsklasse auf beiden Seiten zu durchschauen, und lassen sich weiterhin in Kriege hetzen."
„Wie lange noch, Professor?"
„Pratzerl, das weiß niemand."
„I schon, Professor. Das dauert so lang, bis unsere Gruppe auf die gewisse Gesellschaftsklasse einen Zund kriegt, dann reiß ma s nieder."
„Pratzerl, du bist so primitiv. Schad um jedes Wort, das man dir schenkt."
„Professor, du sagst, i bin primitiv. Aber i sag dir, würde die ganze Welt die Wunderwaffe IBUCKI besitzen, sofort wär Frieden."
„IBUCKI? Nie gehört. Was ist das für eine Wunderwaffe, Pratzerl?"
„Na, i mi bucki, du mi lecki."
„Ha, ha, ha."
Noch zwei weitere Kollegen gehören zu meiner Gruppe. Sie haben keinen Spitznamen, sind aber ebenso tüchtig, eifrig und erfolgreich wie die anderen.
Es ist eine wahre Freude, mit ihnen allen Dienst zu versehen.

Der Ehering

Maria Kratochwill und Hans Kopp sind überglücklich: nur noch 72 Stunden bis zu ihrer Hochzeit.

Und zur selben Zeit klopft es an der Wohnungstür der Brautmutter, Rosa Kratochwill.

Ein junger, gutaussehender Mann übergibt ihr einen Brief: „Der ist von Ihrem zukünftigen Schwiegersohn, dem Herrn Kopp."

Frau Kratochwill liest:

Liebste Schwiegermama!
Bin eben dabei, für Maria einen besonders wertvollen und schönen Ring zu kaufen. Mir fehlen jedoch S 1.000,–. Bitte übergib meinem Arbeitskollegen, den Überbringer meines Briefes, die S 1.000,–. Am Abend geb ich Dir das Geld zurück, kann jetzt leider nicht selber kommen. Mein Arbeitskollege war so nett, für mich den Weg zu machen. Bitte sage aber der Maria nichts von dem Ring, soll eine Hochzeitsüberraschung sein.
Viele Bussi,

Dein dankschuldiger Schwiegersohn
Hans

Die verständnisvolle Schwiegermama übergibt dem Arbeitskollegen die verlangten tausend Schilling und läßt ihren Schwiegersohn schön grüßen: er könne ganz beruhigt sein, die Maria erfährt nichts.

Am Abend kommt dann der Schwiegersohn und kann sich nicht erklären, warum ihm seine Schwiegermama dauernd zuzwinkert.

Als Maria einen Augenblick lang das Zimmer verläßt, kann sich die liebe Schwiegermama nicht mehr zurückhalten:

„Na, hast den Ring bekommen?"

„Welchen Ring?"

„Geh, ärger mich nicht. Du hast mir doch einen Brief geschrieben, und ich hab dir den Tausender sofort geschickt."

Da Maria wieder ins Zimmer kommt, schweigt die Mutter. Maria hat aber etwas gehört und fragt: „Was ist mit einem Tausender?"

„Ach, nichts, Maria."

„Nein, nein, liebe Schwiegermama, die Maria soll es auch wissen: Ich hab dir keinen Brief geschickt, und ich weiß auch nichts von den tausend Schilling. Maria, bitte hör jetzt zu. Ich glaube, die Mama hat uns etwas zu sagen."

„Ach, Kinder, ihr bringt mich ganz durcheinander. Hans, du hast mir extra noch geschrieben, der Maria nichts zu sagen."

„Mama, ich bitt dich, ich hab dir schon einmal gesagt, ich hab dir keinen Brief geschrieben, also was gibt's?"

„Na schön, dann will ich euch sagen, was es gibt: Von dir, Hans, bin ich enttäuscht, aber bitte. Du peinigst mich ja direkt, mein Versprechen nicht zu halten."

Maria sieht Hans an, der zuckt die Schultern.

„Heut vormittag", beginnt die Schwiegermama, „hat mir ein junger, netter Mann, ein Arbeitskollege vom Hans (dabei sieht sie Hans strafend an) einen Brief gebracht. Da, bitte."

Maria liest den Brief, gibt ihn Hans und sagt:

„Mama, das ist nicht die Handschrift vom Hans."

Hans bestreitet ganz entschieden, den Brief geschrieben oder irgend etwas davon gewußt zu haben. Immerhin versteht er jetzt, warum ihm seine Schwiegermutter zugeblinzelt hat.

Keiner von ihnen kann sich erklären, wieso der Mann von der bevorstehenden Hochzeit und von ihren Familienverhältnissen wissen konnte, wenn er doch offenkundig allen dreien fremd ist.

Über den Vorfall wird noch lange gesprochen, dann schlägt Hans vor, die Anzeige zu erstatten. Seine Schwiegermama ist augenscheinlich einem Betrüger aufgesessen.

Ich nehme die Anzeige entgegen.

Frau Rosa Kratochwill glaubt, daß sie den jungen Mann an Hand eines Lichtbildes nicht mehr erkennen würde, sie sei viel zu aufgeregt. Ich beruhige sie und verspreche, mich zu melden, sobald wir den jungen Mann ausforschen.

Nun beratschlagen wir und überlegen: Wie kann der Täter die bevorstehende Hochzeit, den Namen der Brautleute und Namen und Adresse in Erfahrung gebracht haben?

Pratzerl ist der Meinung, durch Freunde oder Bekannte des Brautpaares. Freilich ist er dann das Risiko eingegangen, durch eben diese Personen an Hand seiner Personsbeschreibung erkannt zu werden.

Jedenfalls gehe ich mit Pratzerl in das Haus der Brautmutter, dort können wir erheben, daß sich schon vor einigen Tagen ein junger, gutaussehender Mann nach der Brautmutter und den Brautleuten erkundigt hat.

Die Personsbeschreibung paßt auf den unbekannten Täter.

Tags darauf werden neuerlich Betrugsanzeigen erstattet, und wir lernen weitere Brautmütter und Brautleute kennen.

Der Betrüger hat wieder zugeschlagen.

Die Briefe werden verglichen, es ist ein und dieselbe Handschrift. Der Text ist der gleiche, nur die Namen sind verschieden. Und auch hier hat sich einige Tage vorher ein junger Mann nach der Brautmutter erkundigt.

Wieder stehen wir vor der Frage: Woher hatte der Betrüger Namen und Adressen seiner Opfer?

Plötzlich glaube ich es zu wissen.

Natürlich, vom Standesamt! Wo doch das Aufgebot acht Tage lang im Magistratischen Bezirksamt aushängt. Hier kann der Betrüger alles Wissenswerte finden; dann noch eine kleine Erkundigung im Wohnhaus, und schon kann er zuschlagen.

Ich begebe mich sofort in das Standesamt Ottakring. Dort hängt auf dem Gang die Tafel mit den bestellten Aufgeboten. Ich plaziere mich so, daß man möglichst wenig von mir merkt, ich aber alles übersehen kann.

Ich richte mich auf eine lange Wartezeit ein, doch ich habe Glück. Schon nach einer Stunde kommt ein junger Mann, sehr beschwingt, stellt sich vor die Aufgebotstafel und schreibt alles ab.

Er ist so vertieft, daß ich schon neben ihm stehe und ihm zuschaue, ohne daß er von mir Notiz nimmt. Erst als ich ihn frage, warum er sämtliche Aufgebote abschreibt, blickt er kurz auf, lächelt mich an und sagt: „Das ist mein Hobby." Worauf ich ihm ins Ohr raune: „Ich hab auch ein Hobby, Kriminalpolizei, kommen Sie mit."

„Ja, aber was hab ich denn verbrochen, Herr Inspektor?"

„Das sag ich Ihnen im Kommissariat."

„Bitte schön, Herr Inspektor, den Gefallen mach ich Ihnen, aber innerhalb kürzester Zeit werden Sie sich bei mir entschuldigen, und ich verlange jetzt schon, daß Sie mich dann dafür auf ein ausgiebiges Mittagessen einladen."

Ich geh auf seinen Ton ein und nehme seine Forderung an, er drückt mir als Verpflichtung die Hand.

Er wirkt so sicher, daß ich schon bezweifle, den Richtigen erwischt zu haben.

Am liebsten würde ich mich entschuldigen und ihn wegschicken, aber da ich ihn nun einmal mitgenommen habe, gehen wir halt aufs Kommissariat. Der junge Mann ist unterwegs weiterhin freundlich, strahlt mich an und meint:

„Herr Inspektor, ein Brathenderl auf Ihre Kosten wird mir großartig schmecken."

In meinem Büro halte ich ihm die Betrugsanzeigen vor, er lacht:

„Herr Inspektor, das wird ein teures Mittagessen, ich bin nämlich kein Betrüger, sondern ein Reporter vom Bezirkswochenblatt und schreib für meine Zeitung die Hochzeiten heraus. Sie wissen ja: ‚In Ottakring heiratet . . .' So, jetzt kennen Sie mein Geheimnis, gehn wir jetzt essen?"

„Einen Moment noch, bitte, darf ich Ihre Presselegitimation sehn?"

„Sie sind ganz schön hartnäckig, Herr Inspektor, aber ich erfülle Ihnen gern Ihren Wunsch."

Er greift in alle Taschen seines Sakkos.

„Leider, Herr Inspektor, ich hab meine Legitimation nicht bei mir."

„Macht ja nichts, Herr Reporter, geben Sie mir halt die Telefonnummer Ihrer Redaktion."

„Ja, warten Sie, wir haben eine neue Telefonnummer bekommen, aber auf Nummern bin ich ein Kren, ich weiß die Nummer nicht."

„Na, Gott sei Dank haben wir ein Telefonbuch, da finden wir die Nummer bestimmt . . . So, da ist sie ja schon."

Ich rufe an und verlange die Personalabteilung.

Herr Peter Krones, so heißt der von mir Angehaltene, ist dort nicht bekannt.

Ich bedank mich und seh ihn an.

Zum ersten Mal stellt er sein Lächeln ein, senkt seinen Kopf und sagt:

„Jetzt bin ich wohl der Lüge überführt, aber ich bin trotzdem nicht der Betrüger, den Sie suchen. Ich hab mich nur ausgeredet, weil ich wirklich keinen Grund weiß, warum ich mir die Aufgebote abschreibe. Eine Spinnerei halt."

Daraufhin lasse ich die Geschädigten verständigen und verlange von Krones seine Abschriften der Aufgebote. Ich vergleiche seine Handschrift mit den Briefen und weiß, ich hab einen guten Fang gemacht.

„Herr Krones, die Briefe da haben auch Sie geschrieben, gelt!"

Er lächelt schon wieder:

„Wollen wir sagen, meine Schrift ist ähnlich, Herr Inspektor."

„Herr Krones, ich glaube, mit dem ausgiebigen Mittagessen auf meine Kosten wird nichts, aber ich verspreche Ihnen dafür eine warme Häftlingskost auf Rechnung des Staates."

Von den Geschädigten wird Krones sofort erkannt, sie sagen unabhängig voneinander aus: Jawohl, das ist der Betrüger.

Und erst jetzt ist auch Krones zu einem umfassenden Geständnis bereit.

Er ist einschlägig vorbestraft, hat noch eine Strafe von sechs Monaten ausständig und wird nun abermals wegen Verbrechens des Betruges zur Anzeige gebracht. Diesmal erhält er drei Jahre Zuchthaus unter Androhung des Arbeitshauses.

Bevor er in den Grünen Heinrich steigt, sagt er noch zu mir:

„Eins wird vielleicht für Sie noch interessant sein, Herr Inspektor: Ich bin immer nur zu Brautmüttern gegangen und hab es nie erlebt, daß eine ihrem zukünftigen Schwiegersohn die verlangten tausend Schilling nicht geschickt hätte."

Die Lochlinser

Seit Wochen wird aus einem Stundenhotel in Ottakring Bettwäsche gestohlen. Der Geschäftsführer erstattet die Anzeige gegen unbekannte Täter.

Ich spreche mit dem Hotelpersonal und mit den Prostituierten, finde aber keinerlei Anhaltspunkte, die zur Ausforschung des unbekannten Täters führen könnten. Der Portier versichert, daß Zimmer an Einzelpersonen nicht vermietet würden: „Nur an unsere Madln mit ihren Gästen." Entweder bezahlen die das Zimmer, oder sie genieren sich und haben schon vorher dem „Madl" das Geld gegeben, und sie zahlt.

„Ich schreib den Gast, wie es Vorschrift ist, ins Fremdenbuch."

„Geh, Schurl, red net teppert! Alle tragst doch net ein", unterbricht ihn eine Prostituierte. „Bring den Inspekta auf ka falsche Spur, wir wollen ja den Dieb wirklich derwischen."

„Sag, hast an Klopfer", fährt er auf, „i will ja selber, daß der Dieb bald derwischt wird."

„Gut, Schurl, dann sag aber alles."

„Hab ich doch."

„Naa, von die Lochlinser hast no nix gsagt."

„Aber des san doch lauter ältere, ehrenwerte Gschäftsleut. Für die leg i mei Hand ins Feuer."

„Na, du traust di was!"

„Moment, wo sind da Lochlinser?" frag ich.

Sauer lächelnd erklärt mir der Hotelportier: „Irgendwer hat da einmal in die Hotelzimmertüren Löcher bohrt. Wenn man durchschaut, fallt der Blick genau aufs Bett."

„Ja, und wir", meldet sich die Prostituierte wieder, „müssen uns dann immer so stellen und legen, daß der Lochlinser genau sieht, wie wir es mit dem Gast machen. Manchmal hab i das Gfühl, es schaut mir einer hinten hinein bis zu die Mandeln. Für jede Nummer mit Lochlinserbeteiligung zahlt uns der Schurl separat an Fuffziger. Aber i bin überzeugt, oft wird zugschaut, und der Schurl brennt nix."

„Na, du hast s notwendig, grad du verdienst bei mir sehr schön. Oft hast du keinen Gast ghabt, aber ich Lochlinser. Dann hab ich dir umsonst ein Zimmer gegeben und dich zahlt."

„Richtig! Dafür reißen si aber aa deine Linser um mi, weil i biet ihnen immer Superqualitäten für ihr Geld. Wann i s vor der Tür stöhnen hör, leg i denen an Fick hin, daß ihnen sogar die Haarwurzeln zittern."

Ich unterbreche: „Paßts lieber auf, wer die Bettwäsch hinausträgt. Irgendwie muß sie der Dieb doch aus dem Hotel schaffen. Wer verläßt eigentlich zuerst das Zimmer, der Gast oder das Madl?"

Das Mädel erklärt: „Männer san ja immer feig. Auf der Straßen sprechen s uns an und schicken uns voraus ins Hotel, damit s ja niemand mit uns sieht. Und fortgehn tun wieder wir als erste, der Mann muß sich no restauriern und kommt dann allein ausm Hotel, damit niemand auf die Idee kommt, daß er bei uns war.

Im Zimmer, ja, da san s anders. Überall fummeln s uns ab, verlangen die unmöglichsten Sachen, und wenn s fertig san, täten s uns am liebsten in Luft auflösen. Wie gsagt, der Gast kommt nach, als wär er nur zufällig im Hotel gwesen."

„Da müßt ihr halt, wenn ihr merkt, daß ein Gast nicht sofort nachkommt, gleich das Zimmer kontrollieren! So, und jetzt seh ich mir noch die Löcher an, die da angeblich irgendwer gebohrt hat."

In jeder Tür befindet sich, geschickt in einer Ecke der Türfüllung angebracht, ein Loch. Der Blick fällt direkt auf das Bett. Um das Loch zu entdecken, muß man die Tür schon sehr genau betrachten. Aber welcher liebestolle Gast, der mit einem vielversprechenden „Madl" vor der Hotelzimmertür steht, nimmt sich die Zeit, vorher die Tür zu untersuchen!

Bevor ich das Hotel verlasse, setze ich dem Hotelportier eine Frist von drei Tagen, die Türen in Ordnung zu bringen; ansonsten würden die Hoteleigentümer von mir verständigt werden. (Ganz vergrämen will ich ihn nicht, weil er mir als „Zund" brauchbar erscheint.) Sollte abermals Wäsche gestohlen werden, bitte ich, mich zu verständigen.

Drei Tage rührt sich nichts, oder man legt auf meinen Besuch im Hotel keinen Wert.

In den Abendstunden des vierten Tages besuche ich den Hotelportier, der seine Freude über das Wiedersehen sicher nur heuchelt. In der Zwischenzeit hat er alle Türen auf seine Kosten in Ordnung bringen lassen. Ich überzeuge mich und finde, daß der Tischler gute Arbeit geleistet hat.

Ich halte mich gerade in der Portierloge auf, da kommt die Prostituierte herein, die mir von den Lochlinsern erzählt hat. Ihr hübsches Gesichterl ziert ein blaugeschlagenes Auge.

Ehe ich noch etwas fragen kann, meint der Portier:

„Von der Stiegen is s gfallen."

Ich erblicke in dem geschwollenen Auge eher die Handschrift des Portiers und sage: „Sollten Sie nochmals über die Stiege fallen, werde ich den Schuldigen finden", und starre dabei den Portier an. Der beschwichtigt mich sofort: „Nein, nein, Herr Inspekta. Net, was Sie glauben. Die Hexi is doch meine Verlobte!"

Hexi bestätigt dies und erklärt mir stolz, daß sie jetzt nicht mehr den Gassenstrich auszuüben brauche. Der Schurl will das nicht. Nur wenn ihr Schurl einen besonderen Gast hat, geht sie mit diesem auf das Zimmer.

Liebe geht seltsame Wege.

Eben will ich die Verlobten verlassen, da schlendert ein Mann durch die Hotelhalle zum Ausgang. Ich laufe ihm nach und bring ihn in die Portierloge.

Es ist der „Zigeuner-Bácsi", eine polizeibekannte Persönlichkeit mit vielen Vormerkungen.

Auf meine Frage: „Was machst denn da?" bleibt er mir die Antwort nicht schuldig. „Na, was macht man in einem Stundenhotel? Dreimal dürfen S raten, Herr Inspekta! Meß hab ich keine lesen lassen."

Schurl bestätigt, daß der „Herr" kurz vor meinem Eintreffen mit einem Madl aufs Zimmer gegangen ist. Der Herr kommt öfters, gibt immer ein gutes Trinkgeld, für den kann er bürgen.

Ich glaube, für ein gutes Trinkgeld hätte der Portier nicht nur gebürgt, sondern alle Eide geschworen.

Mir fällt auf, daß Bácsi in letzter Zeit verdammt dick geworden ist. Sein Bauch ist eine Wucht, und ich sag ihm das.

„Um mir das zu sagen, halten Sie mich auf? Ich werd mich beschweren."

Plötzlich schreit Hexi: „Jö, schaun S, Herr Inspekta, was dem Bladen ausm Hosentürl schaut!“

Es sieht aus wie ein Hemdzipfel, Hexi zieht daran und zieht und zieht dem Zigeuner-Bácsi ein um den Leib gewickeltes Leintuch aus dem Hosentürl.

Bácsi will davonlaufen, stolpert aber über das Leintuch, über die inzwischen herabgerutschte Hose und fällt nieder.

Sofort tritt ihm Schurl rein zufällig auf den Schädel, wo er stehenbleibt, bis ich ihm sage, er möge doch heruntersteigen.

Der Vorfall wird von Hexi und Schurl mit lautem Schimpfen begleitet. Der Lärm lockt die anderen Postituierten an. Halbnackt kommen sie aus den Zimmern. Hexi klärt sie auf, und gemeinsam schlagen sie auf den am Boden Liegenden ein.

Nach einer kleinen Kunstpause, ich putze mir etwas umständlich die Nase, biete ich dem Gekreisch Einhalt und bringe Bácsi ins Kommissariat. Bei einer Durchsuchung seiner Wohnung kann das restliche Diebsgut sichergestellt werden.

Am nächsten Tag besuchen mich Hexi und Schurl im Kommissariat und teilen mir mit, daß sie sich nun offiziell verlobt haben. Schurl erklärt mir, er sei ab nächster Woche in einem anderen Bezirk Hotelportier – mit der Bitte, ich möge mich nicht dorthin versetzen lassen.

Mord auf der Schmelz

Eine klirrend kalte Jännernacht. Im unverbauten Teil der Schmelz wird eine unbekannte Frauenleiche mit schweren Kopfverletzungen gefunden.

Die Frau wurde, stellt der Polizeiarzt fest, vermutlich mit einem harten, stumpfen Gegenstand erschlagen.

In der Nähe des Tatortes liegt ein grauer Herrenhut, Größe 57; auf dem Schweißband sind die Initialen „M. V." eingeprägt. Ob er mit der Tat in Zusammenhang steht, kann nicht erhoben werden, daher wird er vorerst einmal sichergestellt.

Wenig später erfahren wir, daß es sich bei der Toten um die 27jährige Verkäuferin Agnes Herold aus der Gansterergasse 13 in Ottakring handelt. Laut Meldezettel allein lebend.

Im Zuge der weiteren Erhebungen erfahre ich die Adresse eines Onkels. Er ist im Besitze ihrer Wohnungsschlüssel.

Er kann es nicht fassen: Seine Nichte ermordet! Sie hatte doch überhaupt keine Feinde! War immer so vorsichtig. Er vermag sich nicht zu erklären, was sie in der Nacht auf der Schmelz wollte.

In der Wohnung der Ermordeten sieht es fürchterlich aus. Erbrochenes in der Küche, sämtliche Kästen und Läden durchwühlt. Noch nie habe es in der Wohnung so ausgeschaut; das müssen Einbrecher gewesen sein, meint der Onkel. Es fehlen der Radioapparat, der Schmuck, ihr erspartes Geld und alle Anzüge ihres Mannes, der sich noch immer in Kriegsgefangenschaft befindet. Selbst die Bettwäsche ist gestohlen worden.

Der Onkel beschreibt das Diebsgut genau.

Wir nehmen überall Fingerabdrücke, vergessen auch nicht die des Onkels zu Vergleichszwecken. Ein Kollege besorgt die Prints der Leiche.

Die Wohnungstür weist keinerlei Spuren von Gewaltanwendung auf. Es wurde eindeutig nachgesperrt. Wie wir vom Onkel erfahren, gibt es nur zwei Wohnungsschlüssel. Einen hat er, den anderen seine Nichte. Bei ihr haben wir aber keinen gefunden.

Die „7 goldenen W“ schreien nach Antwort:

Was hat sie veranlaßt, bei Nacht die Schmelz aufzusuchen? Wo wurde sie ermordet? War der Auffindungsort der Leiche der Tatort?

Wann wurde sie ermordet? Womit wurde sie ermordet? Warum wurde sie ermordet?

Wer ist der Täter?

Im Wohnhaus können wir nichts Zweckdienliches in Erfahrung bringen, außer daß die Herold nur den einen Wunsch hatte: ihr Gatte möge bald aus der Kriegsgefangenschaft heimkommen.

Aus dem Frührapport der Sicherheitswache entnehme ich, daß gegen 3 Uhr ein Wachebeamter Ecke Gansterergasse und Ottakringer Straße drei Burschen angehalten hat, die einen großen Wäschebinkel trugen; zur Ausweisleistung aufgefordert, hatten sie diesen gegen den Wachebeamten geschleudert und waren geflüchtet. Nähere Personsbeschreibung gibt es keine von ihnen, nur das: sie sind etwa 17 bis 20 Jahre.

Mir kommt das mit der Wäsche bekannt vor. Ich bitte den Onkel der Ermordeten zu uns, und richtig: Er identifiziert die Bettwäsche seine Nichte.

Es waren also drei Täter.

Ich gehe nochmals in das Wohnhaus der Ermordeten; ihre Wohnungsnachbarn bleiben dabei, keine verdächtigen Geräusche gehört zu haben.

Schließlich befrage ich noch ein zirka 90jähriges Mutterl, vor dem man mich allerdings gewarnt hat: „Die Alte ist doch schon total verkalkt . . .“

Sie ist fast blind und taub, will aber in den letzten Tagen einen Burschen gesehen haben, wie er in die Wohnung der Herold ging; einmal an einem Nachmittag, als sie das Gangklo aufsuchte, und ein zweitesmal auf dem Weg zur Bassena. Sie glaubt, ihn sogar zu kennen, weil seine Eltern einmal im Hause gewohnt hätten. Mehr kann sie uns nicht sagen.

Etwas skeptisch nehme ich ihre Angaben entgegen, wassere aber trotzdem im Meldeamt nach – und auf einmal werde ich hellhörig:

Vor etwa acht Jahren hat tatsächlich eine Familie Martin Vukyr im Haus der Herold gewohnt. Aus dem Meldezettel ist

ersichtlich, daß sie einen Sohn Namens Martin hatte, der jetzt 17 Jahre alt sein müßte.

M. V.!

Ich würde die 90jährige, angeblich so Verkalkte, am liebsten küssen.

Schon bin ich mit zwei Kollegen unterwegs. Den Hut nehm ich mit. Familie Vukyr wohnt zur Zeit in Hernals. Bevor wir anfliegen, erheben wir, daß Martin Vukyr sen. als Stoßspieler bekannt ist, keiner geregelten Beschäftigung nachgeht und von Gelegenheitsarbeiten lebt.

Als ich an die Tür klopfe – die beiden Kollegen sind in der Nähe –, öffnet Frau Vukyr. Kaum habe ich „Kriminalpolizei" gesagt, unterbricht sie mich und fragt:

„Wissen S schon was von meinem Sohn?"

„Ja, was soll ich denn wissen, Frau Vukyr?"

„Na, ich hab doch bei Ihnen die Abgängigkeitsanzeige gemacht. Der Martin ist seit Tagen nicht nach Haus gekommen."

Ich klär sie auf, daß ich von einem anderen Kommissariat komme und eigentlich Martin sprechen wollte.

Als ich ihr den Hut zeige, erschrickt sie: „Das ist ja der Hut von meinem Mann, den hat zuletzt der Martin getragen. Ist ihm was passiert?"

„Ich weiß es nicht, Frau Vukyr, helfen Sie uns, den Martin so schnell als möglich zu finden. Geben Sie uns die Adressen seiner Freunde."

Ich schreib eine lange Liste mit Adressen und Namen auf und ersuche Frau Vukyr, uns sofort zu verständigen, sollte ihr noch etwas einfallen oder Martin zurückkommen.

Ein Kollege wird zur Beobachtung der Eltern des Martin abgestellt. Wir wissen ja nicht, ob ihnen der Aufenthaltsort ihres Sohnes nicht doch bekannt ist und sie ihn mit Lebensmitteln versorgen.

Die Abgängigkeitsanzeige vom Kommissariat Hernals kommt zur Mordakte.

Am nächsten Tag zeitig in der Früh ziehn wir los, die Adressen sind unter den Kollegen aufgeteilt, und die Leerkilometer nehmen ihren Anfang.

Zwar kennen alle Martin Vukyr. Aber niemand weiß, wo er

sich momentan aufhält. Manche haben ihn schon jahrelang nicht gesehen.

Endlich sagt uns ein ehemaliger Schulkollege: „Ich hab gehört, er soll sich bei einem gewissen Heinz Seidel in der Abelegasse aufhalten. Im Haus ist ein Zuckerbäcker, gegenüber ein Kino."

Das Haus finden wir bald; Heinz Seidel wohnt im zweiten Stock.

Ich klopf an die Tür, es rührt sich nichts.

Meine Kollegen wollen weiter die noch ausstehenden Adressen abklopfen und dann hierher zurückkommen. Aber ich ersuch sie, noch zu warten. Ich fühl, es ist wichtig. Und sie bleiben, denn sie kennen mich und haben vor meinen Spontaneinfällen die größte Hochachtung.

Es dauert auch keine fünf Minuten, da kommen zwei Burschen durch die Taubergasse und betreten das Haus. Ich laß ihnen Zeit, dann geh ich ihnen nach und bitte die Kollegen: „Sollte ich in fünf Minuten nicht zurück sein, kommt mir sofort nach. Die Türnummer ist euch ja bekannt."

Wieder klopf ich an die Tür des Seidel. Es wird wieder nicht geöffnet. Ich höre aber, daß jemand in der Wohnung ist. So pumper ich nochmals und ruf: „Geh, Heinz, mach auf!"

Es nähern sich Schritte, die Tür wird geöffnet. Ich trete mit der größten Selbstverständlichkeit in die Küche, als würd ich hier wohnen. Heinz läßt sich bluffen, und ich geh gleich weiter ins Zimmer. Links von der Zimmertür liegt auf einem Bett ein verwahrloster, unrasierter Bursch. Daneben steht der zweite Mann von vorhin, Petkorny heißt er, wie ich später erfahre.

Mir klopft das Herz, ich geb mich aber völlig unbefangen und sprech den Burschen im Bett gleich mit Martin an:

„Martin, bist teppert? Was kommst denn net zhaus? Brauchst was zum Essen oder zum Anziehn?"

Dabei gleiten meine Augen flink durch die Wohnung und entdecken auf einem Kasterl den exakt beschriebenen Radioapparat der Herold. Jetzt weiß ich genau, da bin ich goldrichtig. Wo nur meine Kollegen bleiben? Daß fünf Minuten so wahnsinnig lang sein können.

Martin hat mich schon wiederholt gefragt, wer ich bin, wieso ich weiß, wo er „lahnt".

Seine Freunde kommen mir bedenklich näher, und ich trete die Flucht nach vorne an: „Paß auf, Martin. Dein Vater hat beim Stoß an gsunden Schnitt gmacht, du sollst zhaus kommen."

O je, da bin ich aber stark ins Fettnäpfchen getreten, denn Martin fährt auf und brüllt mich an: „Mei Vater und mei Muatter können mi in Arsch lecken, zsammgschuastert hams mi, aber mei ganzes Leben lang ham sa si net um mi gschissen, de Arschlöcher. De solln scheißen gehn und du glei mit eahna, schleich di, i wü di nimmer sehn."

Die Burschen machen Anstalten, sich auf mich zu stürzen, da klopft es endlich an der Tür. Ich renn aus dem Zimmer, so schnell wie jetzt hab ich noch selten eine Wohnungstür geöffnet.

Mit meinen Kollegen stürm ich zurück und schrei: „Hände hoch, Kriminalpolizei!"

Petkorny fährt in seine Manteltasche, doch wir sind schneller und nehmen ihm einen Revolver ab. Er ruft: „I hätt euch alle niederpufft."

Bei der Hausdurchsuchung können wir das gesamte Diebsgut und auch die Wohnungsschlüssel der Herold sicherstellen.

Unter dem Bett des Vukyr finde ich eine 30 cm lange, zwei Finger starke Eisenstange.

Auf meine Frage: „Hast sie damit erschlagen?" grinst mich Martin an und sagt: „I net, a Grieche wars."

Die drei Burschen werden dem Kommissariat überstellt, die noch auf der Adressentour befindlichen Kollegen zurückgerufen. Beim weiteren Gespräch zeigt sich Vukyr trotz seiner Jugend als „Steher" übelster Sorte. Ist frech, ordinär und gemütsroh. Auf die Frage, ob ihm die Eisenstange nicht zu schwer gewesen sei, gibt er eine für ihn typische Antwort: „Na, mit aner dünneren hätt ihr der Grieche ja net amal den Scheitel richten können."

Er bleibt dabei, mit einem griechischen Gastarbeiter auf der Schmelz gelauert zu haben.

„Mir ham wolln a Reiberl machen. Der Grieche hat die Eisenstangen ghabt. Wia a Frau über die Schmelz kommen is, hat si der Grieche angschlichen und hat s niedergschlagen. I hab mi buckt, damit i s abstier, da hab i gsehn, es is die Herold.

Jetzt hab i ihr die Wohnungsschlüssel abgnommen und bin mit n Griechen in ihr Wohnung. Weil i hab ja gwußt, wo s wohnt."

„War sonst noch jemand bei euch?" will ich wissen.

Er bleibt dabei, nur mit dem Griechen unterwegs gewesen zu sein. Ich halte ihm vor, daß er mit der Bettwäsche von einem Wachebeamten aufgehalten worden ist.

Er grinst: „Ja, an des erinner i mi, dem hab i den Wäschbinkel am Schädel gschmissen."

„Martin, ich bin froh, daß du dich wenigstens daran erinnerst. Aber der Wachebeamte hat gemeldet, daß er drei Burschen angehalten hat."

„Dann war der Schmier bsoffen, weil mir warn nur zwaa", lacht er wieder.

Martin wird immer verstockter, frecher, ich fühl seinen Wurstigkeitsstandpunkt. Zynisch, frech und ordinär sein, das ist seine Welt, da ist er nicht zu biegen.

Ihn aus dieser Welt herauszulocken ist mein Ziel, und ich nehm ihn jetzt ganz anders.

„Martin, sag, was hast du für eine Schulbildung?"

„Vier Volks, vier Haupt."

„Warum hast du keinen Beruf erlernt?"

„Weil sich niemand um mich gekümmert hat. Mein Vater ein Spieler, meine Mutter ihm hörig, ich immer der letzte Dreck. Ich hab nur Watschen kriegt und war für sie der größte Trottel. Dabei hab ich gute Zeugnisse ghabt."

„Ja, Martin, das ist ja großartig, wie schön du plötzlich sprechen kannst. Geh komm, unterhalten wir uns weiter wie gebildete Menschen."

„Wanns Ihna a Freud macht!"

„Nicht rückfällig werden. Du bist ja gar nicht der Beißer, für den du dich ausgibst. Du bist nur verbittert. Sag die Wahrheit, und du hast den richtigen Startschuß für ein neues Leben."

Auf dieser neuen Gesprächsbasis wird er unsicher, und seine eigene, fast hochdeutsche Aussprache verwirrt ihn. Hier ist von Härte, Frechheit, Ordinärsein keine Rede, und er kann sich nicht hinter seinen Pülchermanieren, die er erstklassig beherrscht, verstecken.

Er wird nachdenklich und sagt:

„Ein neues Leben brauch ich nicht mehr zu beginnen, die Gschicht kostet mir eh die Birn."

Ich kläre ihn auf, daß bei seiner Jugend die Höchststrafe zehn Jahre beträgt. „Mach ein umfassendes Geständnis, führ dich in der Haft gut auf, und du kannst mit einem Drittel Strafnachlaß rechnen. Wenn alles klappt, bist du mit 24 Jahren wieder frei. Zeit genug, ein neues, anständiges Leben zu beginnen. Komm nach deiner Haftentlassung zu mir, ich werd dir weiterhelfen."

Er fängt zu schlucken an und ist sichtlich bewegt.

Ich stoße sofort nach:

„Geh, Martin, spuck die Wahrheit aus, steckt dir eh schon im Hals, dann brauchst nimmer schlucken. Bedenk, daß du grad jetzt an einem Wendepunkt angekommen bist. Dein weiteres Leben entscheidet sich in diesem Augenblick. Lügst du, geht es unweigerlich in den Abgrund, bleibst du ein Verbrecher, der immer wieder straffällig wird. Sagst du die Wahrheit, kommst du vielleicht aus dem ganzen Dreck heraus; hast die Möglichkeit, ein anständiger Mensch zu werden. Bleib also in deinem Interesse bei der Wahrheit."

Seine Augen bekommen einen eigenartigen Glanz. Man sieht, in seinem Inneren tobt ein Kampf. Er fragt: „Kann ein Mörder überhaupt ein anständiger Mensch werden? Ich hab sie erschlagen, das mit dem Griechen war ein Schmäh."

„Martin, schau, ein jeder Mensch kann Fehler machen. Mach reinen Tisch, und dir wird leichter sein."

„Also, Herr Inspektor, das war so:

Eines Tages gehe ich durch die Gansterergasse und seh die Frau Herold. Die kenn ich schon seit meiner Kindheit. Wir haben im selben Haus gewohnt. Ich hab ihr damals oft Besorgungen gemacht und dafür was zum Naschen gekriegt. Meine Eltern sind dann ausgezogen, und ich bin der Herold jahrelang nicht begegnet.

Später dann hab ich sie auf ihre Einladung hin zweimal besucht. Sie war deprimiert, weil ihr Mann immer noch in Kriegsgefangenschaft war. Sie hat mir seine Anzüge, ihr erspartes Geld und ihren Schmuck gezeigt und mit mir geplaudert. Ich hab mich sehr wohl gefühlt in ihrer Gesellschaft. Man könnte fast sagen, ich hab sie verehrt. Einige Zeit

danach hab ich mit meinen Eltern einen furchtbaren Krach gehabt: Mein Vater hatte beim Stoß einige Tausender gewonnen, und ich hab ihn um ein paar Schilling gebeten, weil ich mir von einem Freund übertragene Schuhe kaufen wollte; meine haben Löcher gehabt, und ich hab in den Zehen erbärmlich gefroren. Es war kurz vor Weihnachten, und ich hab mir gedacht, den Wunsch kann er mir doch nicht abschlagen. Aber er hat nur gesagt: ‚Geld kriagst kaans, aber wann dar wirklich kalt in die Zechen is, brunz i dar in die Schuach, des macht warm!'

Meine Mutter hat dazu nur gelacht. Ich hätt sie beide am liebsten erschlagen. Ich bin ausgezogen, bin beim Heinz untergekrochen. Der Petkorny hat Lebensmittel besorgt. Dort haben wir Pläne geschmiedet, wie wir zu Geld kommen können.

Na, und eines Tages geh ich, wie gesagt, durch die Gansterergasse – und der Plan ist da: Die Herold ist alleinstehend, hat Geld, Schmuck und die vielen Anzüge von ihrem Mann. Der Petkorny meint, wir können alles verklopfen. Je mehr wir darüber sprechen, desto fester wird mein Entschluß, sie umzubringen und zu berauben. Aber nicht in ihrer Wohnung – das ist mir zu gefährlich. Ich werd sie halt unter irgendeinem Vorwand an einen geeigneten Ort locken.

Bei einem Altwarenhändler Ecke Ottakringer Straße und Taubergasse besorg ich mir eine Eisenstange; weil sie mir zu lang ist, laß ich sie von einem Schlosser in der Weißgasse abschneiden."

Die Angaben des Martin werden überprüft, sind richtig, die Geschäftsleute erkennen ihn wieder.

Martin fährt fort: „Die Eisenstange haben Sie bei mir gefunden."

Ich unterbrech ihn, einer plötzlichen Eingebung folgend, und mach ihn darauf aufmerksam, daß auf der Eisenstange kein Blut zu sehen ist.

„Das Blut hab ich abgewaschen."

„Geh, Martin, fang nicht wieder zum Lügen an."

Meine Kollegen schauen mich erstaunt an, wissen nicht, was ich will. Gott sei Dank bleiben sie ruhig.

„Martin, der Roststaub und die Eisenspäne vom Abschnei-

den der Stange sind so gleichmäßig auf ihr verteilt, da hat niemand etwas abgewaschen. Sei doch kein Lügner, hast du dir nicht geschworen, anständig zu werden?"

„Also gut, Herr Inspektor, ich geb's zu, ich hab die Eisenstange nicht abgewaschen. Ich hab die Herold auch nicht erschlagen, die Stange war zu unhandlich, ich hab sie in der Tasche nicht richtig verstecken können, sie wär immer aufgefallen. Ich hab die Herold erschossen."

Jetzt habe sogar ich Mühe, meine Fassung nicht zu verlieren; meine Kollegen sehen auch nicht gerade geistreich drein. Bis jetzt waren wir doch auf Grund der Aktenlage der Meinung, die Herold sei erschlagen worden!

Ich laß mir die Überraschung nicht anmerken und antworte: „Siehst, Martin, das weiß ich schon lang, darum hab ich dir das mit der Eisenstange nicht abgenommen. Wie bist du denn zu dem Revolver gekommen? Es ist der, den wir dem Petkorny abgenommen haben, gelt?"

„Ja, ich hab ihn vom Scheangerl – wie der wirklich heißt, weiß ich nicht – um 250 Schilling gekauft."

„Wo wohnt denn der Scheangerl?"

„Das weiß ich auch nicht, aber er verkehrt Tag und Nacht in dem kleinen Café neben dem Engelmann, dort hat er mir den Trommler übergeben." Scheangerl wird geholt. Er zittert wie Espenlaub, als er erfährt, daß mit „seinem" Revolver ein Mord begangen wurde. Er hatte die Waffe im Pezzlpark gefunden und, da sie rostig war, dem Martin verkauft.

Ich unterhalte mich mit Martin weiter, und er beschreibt mir die Tatausführung:

„Na ja, eines Tages geh ich mit dem Puffer in der Tasche kurz vor Haustorsperre zur Herold. Spiel außer Atem, tu furchtbar nervös und erklär ihr, daß ich vom Westbahnhof direkt zu ihr gelaufen bin. Ein Verwundetentransport ist angekommen, erzähl ich ihr, und ihr Mann ist dabei. Sie soll rasch zu ihm kommen, bevor er in ein Lazarett eingeliefert wird. Sie ist wahnsinnig aufgeregt, erbricht, ihre Hände zittern, sie kann sich kaum den Mantel anziehen, das Kopftuch binden. Immer wieder fragt sie mich, ob ihr Mann schwer verletzt ist. Nein, sag ich, nicht sehr schwer. Sie will mit der Straßenbahn zum Westbahnhof fahren, aber ich red ihr ein, daß wir zu Fuß

schneller dort sind, denn der Verwundetentransport steht etwas außerhalb der Bahnhofshalle. Sie glaubt mir alles, denkt nur an ihren Mann und kommt mit.

Auf der Schmelz tu ich, als müßt ich mir den Schuhriemen binden, laß sie ein paar Schritt vorausgehn und schieß ihr von hinten in den Kopf.

Sie ist gleich umgefallen und hat sich nimmer gerührt. Dann hab ich ihr die Wohnungsschlüssel abgenommen. Beim Davonlaufen hab ich meinen Hut verloren; aber ich hab es einfach nicht fertiggebracht, noch einmal umzukehren und ihn aufzuheben. Der Petkorny und der Heinz haben in der Abelegasse auf mich gewartet. Zu dritt sind wir in die Wohnung der Herold und haben sie ausgeräumt. Wir waren ganz leise und haben Handschuhe angehabt, wegen der Fingerabdrücke. Zweimal haben wir gehen müssen, um alles wegzuschaffen. Beim zweiten Mal hat uns der Wachmann aufgehalten, Sie wissen ja; ich hab ihm den Wäschebinkel auf den Kopf geschmissen, und wir sind davongelaufen."

Martin hält sich die Hand vors Gesicht und sagt:

„Die arme Herold, mit dem Liebsten, was sie im Leben gehabt hat, mit ihrem Mann, hab ich sie in den Tod gelockt. Mir graust vor mir."

„So, Martin, unterschreib jetzt die Niederschrift, da, unter dem ‚v.g.g.' (vorgelesen, geschrieben, genehmigt), mit Vor- und Zunamen . . . Gut. Jetzt gehts wieder in den Arrest, später unterhalten wir uns weiter."

Petkorny und Seidel sind nach einigem Widerstreben ebenfalls geständig.

Als ich eben mit einem Kollegen in das Gerichtsmedizinische Institut fahren will, meldet der Arrestantenposten, Martin wolle uns sprechen.

Er empfängt uns wie ein reißender Wolf: „Ihr Arschlöcher, mi könnts net übernehmen! Spielts die guaten Menschen, und in Wirklichkeit drahts mi ein. Bei mir net, i widerruf alles!"

Er bleibt unansprechbar.

Wie kommt es plötzlich zu diesem Wandel?

„Hat es etwas gegeben?" frag ich den Arrestantenposten.

„Eigentlich nicht, nur der Martin hat mich gefragt, ob in seinem Fall die Höchststrafe wirklich nur zehn Jahre beträgt.

Ich wollt ihn für euch weichklopfen und hab ihm gesagt, daß man ihn um einen Kopf kürzer machen wird."

Ich laß den Mann stehen, er weiß nicht, was er angerichtet hat.

Im Gerichtsmedizinischen empfängt uns ein Prosekturgehilfe. Er ißt eben ein Schmalzbrot. Was ihn nicht hindert, uns in die Leichenkammer zu führen. Dort steckt er sein Brot zwischen die Zähne, um beide Hände frei zu haben, und zieht das Liegeblech aus dem Eiskasten.

Vor uns liegt Herold.

Der Prosekturgehilfe nimmt sein Schmalzbrot in die linke Hand und fährt mit dem rechten Zeigefinger in den Schußkanal. Das Projektil ist oberhalb des rechten Ohres in den Schädel eingedrungen und im Kopf steckengeblieben. Ausschußspur ist keine vorhanden. Nur an der linken Schläfenseite befindet sich eine kleine Beule.

Der Prosekturdiener klemmt sein Schmalzbrot wieder zwischen die Zähne, versorgt das Blech, schließt den Eiskasten, wischt sich den Zeigefinger an seinem Mantel ab, nimmt das Schmalzbrot wieder in die rechte Hand und ißt weiter. Mahlzeit.

Bei den Effekten der Leiche befindet sich auch das Kopftuch, es zeigt deutlich die Einschußspur.

Wie ist es bloß möglich, daß im Polizeiamtsarztattest von Schädelverletzungen unbestimmten Grades, herbeigeführt durch einen vermutlich harten, stumpfen Gegenstand, zu lesen war, während es sich doch um einen Kopfschuß handelte? Ich kann es mir nur so erklären, daß bei der Untersuchung der Leiche am Tatort der ganze Kopf blutverschmiert und das Blut auf der Wunde eingefroren und verkrustet war. Dadurch war der Einschuß wahrscheinlich nicht zu sehen.

Erstaunlich nur, daß der Täter ursprünglich sein Opfer tatsächlich mit einer Eisenstange, einem „harten, stumpfen Gegenstand", erschlagen wollte.

Im Gerichtsmedizinischen wußten sie wohl, daß es sich um einen Kopfschuß handelte, nahmen aber an, wir wüßten das auch. Unsere Annahme war aber die erwähnte Eisenstangentheorie. Lauter Annahmen . . . Und keiner überzeugte sich, da jeder seine Annahme als Tatsache voraussetzte.

Soweit, so schlecht. Aber ich stehe neuerlich vor dem Problem Martin. Wie kann ich den Teufel, der wieder in ihm ist, austreiben, ohne das Gesetz zu verletzen?

Schließlich ersuche ich die Prosekturdiener, um Mitternacht mit dem Mörder der Herold kommen zu dürfen. Sie willigen ein. Ein solches Vorgehen steht zwar nicht direkt in der Strafprozeßordnung, es steht aber auch nicht drin, daß ich dem Täter sein Opfer nicht zeigen darf. Ich bin überzeugt, der Gesetzgeber würde mich verstehn und nicht böse sein.

Im Kommissariat ist Martin weiterhin unansprechbar, frecher und ordinärer als je zuvor.

Gegen Mitternacht tauchen wir alle in seiner Zelle auf. Legen ihm Handschellen an. Sprechen kein Wort. Bringen ihn ins Gerichtsmedizinische.

Wiederholt fragt er: „Wo bringts mi hin?", erhält aber keine Antwort. Beklommen geht er über den Gang der Prosektur. Setzt sich auf eine Bank, zieht die Schultern ein und murmelt: „Der Geruch macht mi fertig."

Plötzlich erscheinen zwei Prosekturdiener, nehmen Martin in die Mitte, und unser kleiner Zug begibt sich in das Eishaus der Totenkammer.

Einer der Prosekturdiener öffnet die Eiskastentür. Ihr Quietschen und Knarren ist das einzige Geräusch im Raum.

Das Liegeblech wird herausgezogen, und die Herold starrt mit weit geöffneten Augen auf Martin.

Der steht wie angewurzelt. Die Prosekturdiener schieben ihn näher zum Liegeblech der Leiche.

Uns allen ist unheimlich zumute.

Er ist keine zehn Zentimeter mehr von der Leiche entfernt. Die Prosekturdiener drängen weiter.

Martin ist kreideweiß, zittert und sagt: „I kanns nimmer sehn, laßts mi außi!"

Ich antworte ruhig: „Und sie war immer so gut zu dir, Martin."

Er wankt hinaus.

Auf dem Weg zum Kommissariat herrscht wieder eisiges Schweigen.

Bevor ich ihn in die Zelle bringe, spann ich im Journalzimmer einen Bogen Papier in die Maschine.

„So, Martin, du willst dein Geständnis widerrufen. Ich höre."

Da ich keine Antwort erhalte, seh ich auf – das ist nicht mehr der Martin, den wir kannten. Das Gemeine, Ordinäre ist nicht mehr vorhanden. Er sieht aus wie ein Kind, das sich plötzlich allein auf der Welt weiß und Angst hat.

Er stammelt unter verhaltenem Schluchzen:

„Ich dank Ihnen, daß Sie mir gezeigt haben, was ich angestellt hab. Warum kann ich nicht mein Leben für das der Herold geben? Ich will nichts widerrufen, ich allein bin der Mörder."

„Martin, schau, hier zeig ich dir das Strafgesetz. Kannst selber nachlesen, daß die Höchststrafe in deinem Alter zehn Jahre beträgt."

„Schade", gibt er mir zur Antwort.

Martin erhielt die Höchststrafe, wurde im Gefängnis lungenkrank und frühzeitig entlassen. Geheiratet hat er nie, Kinder hatte er auch keine.

Straffällig wurde er nicht mehr.

Fahrerflucht

Waldemar Wensky, Vertreter, erstattet die Anzeige:

„Heute nacht wurde mir mein Pkw, Marke Skoda, rot lackiert, in Wien 16, Wurlitzergasse – Effingergasse gestohlen. Das Fahrzeug war versperrt."

Der Autodiebstahl wird zirkuliert.

Der Wagenkommandant der Funkstreife „Otto" meldet:

„In der Nacht war in der Oberwiedengasse ein Verkehrsunfall. Ein Volkswagen wurde total beschädigt. Der schuldtragende Lenker beging Fahrerflucht."

Wir begeben uns zum Unfallsort. Einige rote Lacksplitter und Teile eines Scheinwerferglases stellen wir sicher. Die stummen Zeugen könnten von einem Skoda stammen.

Pratzerl und Zauberer fahren in die Autofirma Tarbuk. Die Experten bestätigen unseren Verdacht. Splitter und Teile des Scheinwerferglases gehören zu einem Skoda.

Ich hab so das Gefühl, bei dem Fahrerfluchtauto könnte es sich um das gestohlene Auto handeln.

Um weiterzukommen, müßte der gestohlene Pkw aufgefunden werden. Am Nachmittag ist es soweit. Der Wagen wird in der Linzer Straße beschädigt, aber fahrbereit aufgefunden. Die Schlüssel stecken im Zündschloß.

Könnte es sich um eine fingierte Diebstahlsanzeige handeln? Sollte die Fahrerflucht verschleiert werden?

Der Anzeiger hat doch angegeben, sein Fahrzeug versperrt abgestellt zu haben. Woher dann die Schlüssel? Außerdem wohnt er in der Possingergasse. Sein Fahrzeug hatte er angeblich in der Effingergasse, Ecke Wurlitzergasse, 20 Gehminuten von seinem Wohnort entfernt, abgestellt. Warum? Wollte er zu Fuß nach Hause gehen?

Wensky wird verständigt: Er könne sich sein Fahrzeug bei mir abholen.

Er kommt freudestrahlend. Bringt eine Doppelliter-Weinflasche für den Auffinder. Seine Gabe wird von mir dankend abgelehnt.

„Herr Wensky, bitte zeigen Sie mir Ihren Autoschlüssel."
„Ich muß gestehen, den hab ich im Fahrzeug steckenlassen."
„Aber Sie sagten doch, Ihr Wagen war versperrt abgestellt."
„In meiner begreiflichen Aufregung hab ich mich halt geirrt. Irren ist doch menschlich. Oder? Haben Sie sich noch nie geirrt?"
„Herr Wensky, mich brauchen Sie nicht zu apostrophieren. Erzählen Sie mir lieber, wie sich alles zugetragen hat."
„Das war so: Ich war auf der Heimfahrt. Bei der Effingergasse wird mir schlecht. Ich stell mein Fahrzeug ab und geh ein paar Minuten spazieren. Als ich zurückkomm, ist mein Wagen nicht mehr da. Weil ich ja nicht weit gehen wollte, hab ich auch die Wagenschlüssel steckenlassen."
„Und ist Ihnen dann besser geworden, Herr Wensky? Ich meine, die Wurlitzergasse ist ja keine ideale Spazierstrecke."
„Warum nicht? Spazierengehn kann ich, wo ich will. Das bleibt wohl mir überlassen. Und daß mir schlecht wurde, dafür kann ich nichts. Es waren ja nur ein paar Minuten. Die haben aber schon genügt, mir mein Auto zu stehlen. Wir haben wirklich eine gute Polizei. Die paßt auf das Eigentum der Bürger gut auf. Aber von unseren Steuern leben, das ja!
Bitte, Ihnen mach ich keinen Vorwurf. Darf ich jetzt mein Fahrzeug übernehmen?"
„Moment noch, Herr Wensky. Ich sage es Ihnen ganz offen: Ich bin der Meinung, daß Sie Ihre Diebstahlsanzeige nur fingiert haben, weil Sie nach einem Unfall in der Oberwiedengasse Fahrerflucht begangen haben."
„Gehn S, hören S auf. Ich weiß nicht einmal, wo die Oberwiedengasse ist. Außerdem, wie kommt mein Fahrzeug in die Linzer Straße? Als ich es in der Wurlitzergasse abgestellt hab, war es noch unbeschädigt. Wenn ich einen Unfall verschulde, melde ich diesen auch. Was wollen Sie überhaupt von mir? Zwingen Sie mich nicht, den Beschwerdeweg zu beschreiten. Ich habe Verbindungen genug, um Ihnen unangenehm zu werden."
„Herr Wensky, der Beschwerdeweg steht Ihnen jederzeit offen, und Ihre Verbindungen lassen mich kalt. Wir wissen genau, warum Sie nach dem Unfall davongefahren sind: Laut Zeugenaussagen waren Sie sternhagelvoll und sind am Unfallort

herumgetorkelt. Ihre Begleiterin konnte Sie kaum stützen. Darum haben Sie auch erst am nächsten Tag die Diebstahlsanzeige erstattet, weil Sie sich zuerst Ihren Rausch ausschlafen mußten."

„Also, das ist die größte Gemeinheit, die mir je untergekommen ist. Ich war nicht betrunken, und eine Begleiterin hatte ich auch nicht im Wagen, als ich gegen den abgestellten VW . . .

Ich Trottel. Jetzt haben Sie mich ganz schön einfahren lassen. Und ich steig Ihnen auf die Tanz ein!"

„Sie haben recht, Herr Wensky. Ich hab mich geirrt. Sie sagten doch: Irren ist menschlich. Die Zeugen, die ich meinte, haben in einem anderen Fall ausgesagt. Nicht in Ihrem. Da gibt es nämlich keine Zeugen, nur Ihr angefangenes Geständnis. Also, wie war's, Herr Wensky?"

Er schüttelt seinen Kopf. Kann es nicht fassen, daß er mir „eingestiegen" ist.

„Herr Inspektor, Sie hätten Schauspieler werden sollen. Na schön. Bsoffen war ich nicht. Ich geb aber zu, daß ich die Kurve von der Wilhelminenstraße in die Oberwiedengasse zu schnell gefahren bin. Ich komm ins Schleudern, mein Fahrzeug prallt auf einen dort abgestellten VW. Nach dem Anprall schlittert mein Wagen in einen Drahtzaun. Ich leg den Rückwärtsgang ein, die Räder blockieren. Ich geb mehr Gas, mein Wagen macht einen Ruck, und ich beschädige einen Lichtmast. In meiner Angst kümmere ich mich weder um den VW noch um den Lichtmast und fahr davon. In der Linzer Straße habe ich meinen beschädigten Wagen abgestellt. Ich Idiot hab in der Aufregung den Starterschlüssel im Zündschloß vergessen. Recht geschieht mir."

Stotti

Walter Chladek, sechstes Kind eines Schuhmachergesellen in Ottakring, stottert. Mit Ach und Krach hat er die Pflichtschulen hinter sich gebracht und erlernt nun, in die Fußstapfen seines Vaters tretend, ebenfalls dessen Handwerk. Die meisten seiner Bekannten wissen nicht einmal seinen Namen. Alle nennen sie ihn nur „Stotterer". Wenn er aber genug Geld hat und sie im Wirtshaus freihält, dann avanciert er zum „Stotti". Ein Lehrlingsverdienst ist gering, also kommt er nicht oft in diese glückliche Lage. Schweigsam sitzt er da, oft würde er gern mitsprechen, seine Meinung kundtun. Doch kaum macht er den Mund auf, zerhackt er jedes Wort so fürchterlich, daß sich die anderen vor Lachen winden. Meistens enden seine Versuche mit der Aufforderung eines Freundes: „Geh, Stotterer, halt doch dei blöde Goschen."

Stotti ist sehr schmächtig, klein und Gleichaltrigen körperlich unterlegen. Ohnmächtig läßt er alle Schmähungen und Beleidigungen über sich ergehen. Er spart jeden Groschen, nur um am Wochenende die Spendierhosen anziehen zu können. Dann führt er seine Freunde ins Kino aus, bezahlt im Gasthaus die Zeche. Dann sagen alle „Stotti" zu ihm, endlich wieder „Stotti". Niemand lacht ihn mehr aus. Er ist überglücklich, blüht auf, buhlt um die Anerkennung seiner Freunde. Dafür gibt er sein letztes Geld her. Aber kaum ist es ausgegeben, ist auch das Wohlwollen seiner Freunde verspielt; übrig bleibt der verhöhnte, blöde Stotterer mit seiner blöden Goschen, die er jetzt halten muß, weil seine Stotterei nicht mehr auszuhalten ist: „Geh, schleich di, mit dir geniert ma si ja."

Todtraurig schleicht er nach Hause, ist lebensüberdrüssig, kann es nicht fassen, warum gerade er mit diesem Makel gezeichnet ist.

Und wieder beginnt für ihn eine Woche der Plackerei und des Sparens. Am Wochenende ist ein Mädchen mit von der Partie: Käthi; sie hat schulterlanges, blondes Haar. Stotti ist verhext. Für sie ist er bereit zu sterben. In ihrer Gesellschaft

fühlt er sich als allesbezwingender Held. Aber ein Held müßte anders sprechen. Er weiß, was er aufs Spiel setzt, daher schweigt er. Reicht ihm Käthi die Hand, würde er sie am liebsten für immer festhalten. Wieder zahlt er den Kinobesuch, die anschließende Gasthauszeche; und ist wieder einmal der „Stotti". Der Lohn ist ihm gewiß, er darf neben Käthi sitzen. Was er nicht wissen kann: Seine Freunde haben Käthi eingeredet, besonders nett zu Stotti zu sein, solange er bezahlt.

Käthi, Friseurlehrling, putzsüchtig, eitel, geht mit Wonne darauf ein, spielt mit. Es ist doch eine Mordshetz, einem Wehrlosen eins auszuwischen. Sie streichelt seine Hand, sein Haar. Und Stotti nimmt alles ernst. Sie spürt, wie er ihr verfällt. Alles würde er tun für sie. Während sie ihm tief in die Augen blickt, sagt sie: „Stottile, wenn du mir einen goldenen Siegelring kaufst, bekommst du einen Kuß von mir. Ja, wir gehen sogar einmal alleine aus."

Stottile glaubt zu träumen: So viel Glück darf es ja für ihn gar nicht geben! Er fühlt sich schon geküßt und malt sich aus, was er mit Käthi alles unternehmen wird, wenn sie mit ihm allein ausgeht.

Vorerst aber wird er roh aus seinem Traum gerissen: das Geld ist ihm ausgegangen. Von einer Sekunde zur anderen wird er wieder zum blöden „Stotterer", zum „Stottertrottel", der sich doch nicht einbilden soll, mit ihnen gleichberechtigt zu sein. „Verschwind, Stotterer, sonst hast a Aug."

Und alles das vor der blonden Käthi. Der Stotterer wäre am liebsten im Boden versunken. Das Mädchen sitzt teilnahmslos da, lächelt vor sich hin und verzieht keine Miene, als er letztlich davongejagt wird.

Gedemütigt zieht er heimwärts, überlegt, ob er sich am nächsten Baum aufhängen soll. Schon seit seiner frühesten Kindheit, immer wenn sie ihn wie einen räudigen Hund davonjagten, nur weil er stottert, hatte er mit dem Gedanken gespielt, sich zu erhängen.

Da aber: Als er durch die Parkanlage in der Nähe seines Wohnortes geht, hört er die Stimme der blonden Käthi. „Ja, sag einmal, Stotti, warum rennst denn so? Ich komm dir ja gar nicht nach."

Träumt er nur? Sein „Blondengelein", wie er Käthi bei sich

nennt, ist ihm nachgegangen. In seinen Augen, in denen eben noch Tränen standen, glänzt es nun vor Freude.

Er kann es nicht fassen: Sie steht vor ihm, noch etwas außer Atem, ihr Busen hebt und senkt sich, was dem armen Stotti nicht entgeht. Sie nimmt seine Hand: „Fühl, wie mein Herz pumpert. So gerannt bin ich."

Stotti fühlt nicht nur das Herz pochen, er fühlt auch ihren festen, vollen Busen und wird fast schwindlig vor Glück.

„Stottile, komm. Setzen wir uns noch ein bißchen in den Park. Ich hab mit dir zu reden."

Ganz nahe sitzen sie nebeneinader. Stottile fühlt ihren Körper, getraut sich kaum zu bewegen; hat Angst, sie könnte davonlaufen. Noch näher rückt Käthi zu Stotti heran, streichelt ihn, zieht seinen Kopf zu ihrem, küßt ihn.

Stotti wird zum erstenmal in seinem Leben geküßt. Er will schreien vor Glück, doch kein Ton kommt über seine Lippen.

„Stottile, du bist so ein guter Kerl. Deine Freunde sind garstig, und du bist dumm, wenn du immer für sie zahlst. Wenn du kein Geld mehr hast, lachen sie dich aus und jagen dich davon. Du plagst dich die ganze Woche, nur damit du bei deinen Freunden sein kannst. Das hast du jetzt nicht mehr notwendig, jetzt bin ich für dich da. Spar das Geld lieber für uns beide und geh nicht mehr zu deinen Freunden."

Und wieder küßt sie ihn.

Stotti schwört, nur noch für Käthi dazusein.

Für ihn beginnt ein neues Leben. Er spart und rackert für zwei und bemüht sich, seiner Käthi jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Aber die Wünsche der Käthi werden immer teurer. Heute will sie einen goldenen Armreif, morgen träumt sie von einem Lammfellmantel.

Jeden ihrer Wünsche begleitet sie mit heißen Küssen, sie hat auch nichts dagegen, wenn Stotti sie unter dem Kleid am ganzen Körper abgreift. Es geht ihr nur darum, daß Stotti ihre Wünsche erfüllt.

„Wenn du mir einen Lammfellmantel kaufst, schlafen wir miteinander."

Stotti hat nur diesen einen Wunsch, sie zu besitzen, koste es, was es wolle. Sein erstes Mädel! Endlich zu „dürfen"! Er stottert zwar, ist aber mächtig entwickelt.

So kommt er auf den Gedanken: einbrechen! Und wird wirklich zu einem gefährlichen „Oberlichtenspezialisten".

Nach Arbeitsschluß streicht er durch den Bezirk, und wo nur der Spalt einer Oberlichte offensteht, schlüpft der zarte Bursch hindurch und stiehlt alles, was sich zu Geld machen läßt.

Die Anzeigen häufen sich. Oft stehen wir an einem Tatort und bezweifeln, daß der Täter durch die Oberlichte gelangt sein könnte. Wir halten es sogar für möglich, daß ein dressierter Affe für seinen Herrn einbricht. Zahllose Vermutungen, aber keine führt zur Lösung des Falles.

Die Zeitungen berichten vom „Affenmenschen", dem die Polizei nichts entgegenzusetzen hat. Und fast allnächtlich: ein erneuter Oberlichteneinstieg.

Unruhe macht sich in der Bevölkerung breit. Die Presse läßt kein gutes Haar an uns. Wegen der zahllosen Tag- und Nachtstreifen kommen wir nicht zur Ruhe. Viele „eigentumsgefährliche Personen" werden rund um die Uhr überwacht, vergebens. Die Oberlichteneinbrüche hören nicht auf. Unser Bezirksstellenleiter überhäuft uns mit Vorwürfen.

Blondkäthilein besitzt nun Schmuck und Garderobe wie eine Filmdiva, ihren Lammfellmantel hat sie selbstverständlich längst bekommen, ihr Versprechen selbstverständlich gehalten.

Montags haben in Wien die meisten Friseure geschlossen. Montags bleibt Käthi also zu Hause, ihre Mutter ist im Büro, Vater hat sie keinen mehr. Montags erlaubt sie Stotti, in die Wohnung zu kommen.

Sie umarmen sich heiß, küssen sich lang, Käthi vergißt den Sprachfehler ihres Partners, weil sie spürt, daß die Natur die Benachteiligung des Stotti anderweitig durch Größe, Stärke und Unermüdlichkeit ausgeglichen hat. Käthilein erlebt durch ihn eine Welle des Genusses.

Die körperliche Liebe hat Stotti, der sich nun elegant kleidet und stets gepflegt ist, sehr zu seinem Vorteil geändert. Nur sein Radebrechen scheint noch ärger geworden zu sein. Mit Käthi trifft er zweimal in der Woche zusammen, da aber besitzt er sie ganz. Sie ist ein bildschönes Mädchen geworden, die Männlichkeit des Strotti hat ihr sichtlich gutgetan.

Nach wie vor ist er bereit, für sie zu sterben, er merkt nicht,

wie sehr sie ihn ausnützt. Er will sie heiraten, doch das lehnt sie ab. „Da müßtest du mir halt mehr bieten, dann würde ich schon einwilligen“, sagt sie und steigert damit, sehr zu unserem Leidwesen, seine Einbruchstätigkeit.

Da wir noch immer keinen kriminalistischen Erfolg zu verzeichnen haben, kommt vom Polizeipräsidenten die Aufforderung, endlich alles zu unternehmen, um den Oberlichteneinbrecher zu fassen. Die Aufforderung ist sehr knapp, aber wir wissen, was sich dahinter alles an Vorwürfen verbirgt.

Wir sind wirklich Tag und Nacht im Einsatz.

Dennoch: Hätte Käthi ihre Gier ein wenig gezügelt, wir hätten Stotti noch lange nicht fassen können; aber sie wird immer unverschämter, und wenn er nicht einwilligt, für sie einzubrechen, droht sie, sich einen neuen Freund zu suchen.

Wochen vergehen, wieder zerreißt uns die Presse in der Luft, nennt uns Stümper, verlangt eine Reorganisation der gesamten Polizei. Alle sind sauer auf uns, obwohl wir alles Menschenmögliche unternommen haben. Es ist uns wohl klar, daß der Täter von schmächtiger Statur sein muß, auch, daß er ein Einzelgänger ist. Doch nie taucht das Diebsgut bei einem Hehler auf, wird nicht verpfändet; keiner fällt beim „Stoß“ durch eine größere Geldsumme auf, bei keiner Prostituierten erscheint ein Gast, der mit dem Oberlichteneinbrecher identisch sein könnte. Auch kommt das Diebsgut in gewissen Lokalen, wo sonst alles verschachert wird, nicht zum Verkauf.

Die Tatorte des Oberlichtenspezialisten liegen nicht nur in Ottakring, sondern auch in den angrenzenden Bezirken.

Ist der Täter Ottakringer? Kommt er aus einem anderen Bezirk? Wir wissen es nicht. Wissen nichts, oder nur: Die Schadenssumme geht bereits ins Gigantische, und die Versicherungen stellen uns Prämien in Aussicht, sollten wir den Oberlichteneinbrecher endlich fassen.

Eines Tages kommt Karli Haupt, ein Ottakringer Unterweltler, der mir schon vor längerer Zeit versprochen hat, sich dafür zu revanchieren, daß ich es ihm nach einem Einbruch (da weder Flucht-, Wiederholungs- noch Verdunklungsgefahr vorlag) ermöglicht habe, auf freiem Fuß angezeigt zu werden.

„Herr Inspekta, i hab Ihnen amal versprochen, daß i mi bei Ihnen erkenntlich zaag. Heut samma soweit.“

„Na, schieß los, Karli."

„Wissen S, bei uns in der Gassen wohnt der Chladek Walter. Der war amal a Freund von mir. Mir sagen ‚Stotterer' zu eahm, weil er so fürchterlich stottert. Der Stotterer hat durch mi und meine Haberer schon vor längerer Zeit a Katz kennenglernt, die blonde Käthi. Seit der Zeit verkehrt er nimmer mit uns und hupft nur mehr mit dem Mensch, dabei laßt eahm de eh anglahnt, wann er für sie nimmer in die Hacken geht. Er steht unhaamlich auf de Trutschn, die früher nur a Kladl am Arsch ghabt hat und heut Schmuck und Pelzmäntel besitzt, jeden Tag an andern Fetzen anhat, und niemand waaß, von woher. Des haaßt, i waaß scho: Der Stotterer geht für sie einbrechen.

Sie is arrogant bis dort hinaus und glaubt, sie is a Lady, der Trampel. In Wirklichkeit is s eh a Baan und laßt den Stotterer, den Trottel, eini. Der Stotterer is a Schuasterlehrling im dritten Lehrjahr, zwar fleißig, aber soviel Geld, wie der hat, kann er sich beim Schuasterleisten nie verdienen. I hab eahm amal anghaut, er soll ma an Tausender borgen. Na, habidehre, der macht sein Fleck auf, und a Packel Tausender springen außa. Mir gehn die Glurn über. Des Schwein gibt ma aber nur an Hunderter und sagt, für an Tausender bin i zu schad. Den Hunderter schenkt er ma, i soll mi brausen.

Da hab i ma gschworen, den Hund laß i hochgehn. Herr Inspekta, jetzt san Sie dran, mit dem Stotterer machen Sie den Fang Ihres Lebens.

Aber ans, Herr Inspekta, von mir wissen S nix, i war nie bei Ihnan, i reiß wieder oo."

Nun bricht die wilde Jagd los. Ein Kollege geht sofort zum Schuhgeschäft, in dem Chladek beschäftigt ist, er schmiert ihn ab und läßt ihn nicht mehr aus den Augen. Ein anderer Kollege postiert sich am Wohnort des Chladek.

Die anderen Kollegen und ich kümmern uns um „Blondkäthilein".

Gegen 18 Uhr verläßt Chladek das Schuhgeschäft und fährt mit der Straßenbahn nach Hause. Er bemerkt nicht, daß er beobachtet und verfolgt wird; ist unbefangen, dreht sich nicht einmal um und scheint gar nicht daran zu denken, daß ihm jemand nachgehen könnte.

Meine Kollegen und ich stehen vor dem Friseurgeschäft, in

dem Käthi beschäftigt ist. Kurz nach 17.30 Uhr verläßt sie den Laden, modern gekleidet und auf Glanz hergerichtet. Sie trippelt zum nächsten Taxistandplatz und fährt ab.

Wir fahren im Fahrzeug eines Kollegen hinterher. In der Nähe des Ludo-Hartmann-Platzes in Ottakring steigt sie aus und verschwindet in ihrem Wohnhaus. In nächster Nähe wohnt Chladek, doch der ist bei meinen Kollegen in besten Händen.

Es vergeht kaum eine Viertelstunde, da verläßt Käthi wieder das Haus, bleibt aber Ecke Koppstraße und Neumayrgasse stehen. Im nächsten Augenblick tritt ein Bursche auf sie zu, der Beschreibung nach kann es nur Chladek sein, und Arm in Arm gehen sie durch die Neumayrgasse zur Thaliastraße. Von meinen Kollegen ist nichts zu sehen.

Wir fahren langsam hinter ihnen her. Kurz vor der Thaliastraße überholt uns das Fahrzeug meiner Kollegen, die uns winken und grinsen.

Käthi und Chladek besteigen am Gürtel ein Taxi. Im ersten Bezirk besuchen sie ein bekanntes Lokal, speisen groß, trinken Rotwein und geben sich vornehm. Ein richtiges Liebespaar.

Nach rund anderthalb Stunden verlassen sie das Lokal, nehmen wieder ein Taxi und fahren nach Ottakring zurück. Chladek bringt seine Käthi nach Hause.

Zwei Kollegen bleiben vor ihrem Haustor stehen, wir folgen Chladek. Er schlendert durch die Herbststraße – inzwischen ist es finster geworden – und betrachtet Auslagen. Vor einem Fleischhauerladen hält er an. Wir sehen oberhalb des Geschäftsportals die Oberlichte einen Spalt offenstehen. Unmöglich, daß er da hinauf oder gar hinein kommt. Plötzlich springt er mit katzenartiger Behendigkeit auf die Klinke der Eingangstür, stemmt sich ab und hängt schon mit den Händen im Spalt der Oberlichte. Rasch zieht er seinen Körper nach und ist im nächsten Augenblick verschwunden. Es geht alles so schnell, daß mich ein Kollege fragt: „Sag, wo ist der jetzt hingekommen?“

Wir sehen ihn nicht mehr.

Es ist bereits eine halbe Stunde verstrichen, von Chladek keine Spur. Langsam werd ich unruhig, doch es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu warten. Endlich huscht ein Schatten

durch das Geschäft, ein Kopf wird in der Oberlichte sichtbar, Chladek springt auf die Straße. Es geht wieder alles so schnell und lautlos, daß ich richtiggehend erschrecke. Chladek sieht mich und ist sicher noch erschrockener. Ängstlich starrt er mich an. Er macht keinen Versuch, davonzulaufen oder sich zu wehren. Wir weisen uns aus und bringen ihn zum Polizeikommissariat. Zwei Kollegen holen die blonde Käthi und machen in ihrer Wohnung gleich eine Hausdurchsuchung. Die Wohnung des Chladek sehen wir uns später an.

Chladek gibt zu, eingebrochen zu haben, behauptet aber, es sei das erstemal gewesen. Er hat 14.000 Schilling bei sich, 12.000 hat er aus dem Fleischergeschäft, 2.000 sind angeblich sein Eigentum.

Er ist fürchterlich aufgeregt und stottert jedes Wort mühsam heraus. Immer wieder versucht er uns klarzumachen, daß er nicht vorbestraft ist und zum erstenmal eingebrochen hat.

Ich sag: „Geh, Stotti, lüg nicht, machst ja alles nur noch schlechter."

Da wird er noch aufgeregter und bringt, obwohl er sich bemüht, überhaupt kein Wort mehr heraus. Es ist schrecklich, das mitanzusehen, und ich beruhige ihn, gebe ihm das Gefühl, daß ich ihm nicht bös bin; biete ihm meine Hand, er schlägt ein und wird sichtlich ruhiger.

„Schau, Walter", sag ich „einmal ist halt alles aus. Du hast jetzt schon so lang eingebrochen, und nun ist es eben zu Ende. Sei froh, daß es so gekommen ist, und fang ein neues Leben an."

Er stottert nach wie vor, doch er ist nicht mehr so verkrampft. Es scheint sich sein guter Kern durchzusetzen. Er entschuldigt sich, daß er gelogen und uns soviel Arbeit gemacht hat, er gesteht alle Oberlichteneinbrüche.

Ich laß mir alle einschlägigen Anzeigen, auch die aus den Nebenbezirken, vorlegen und komme auf fünfundachtzig Fakten. Gesamtschadenssumme 768.000 Schilling. Fleißig war er, der Walter, das muß man ihm lassen. Fast wär er Millionär geworden.

Er nimmt alles auf sich und sagt von Käthi kein Wort. Ich kann ihn zwar verstehn, er will die Strafe allein ausfassen, Käthi heraußenlassen, doch da darf ich nicht mitspielen.

Meine Kollegen führen Käthi vor, bei der Hausdurchsuchung haben sie einen Haufen Schmuck, Pelzmäntel, fast neue Damengarderobe in großer Auswahl und einen Geldbetrag von 260.000 Schilling sichergestellt.

Käthi spielt die beleidigte Diva und erklärt, Schmuck, Kleider, Pelzmäntel und Geld von einem verheirateten Freund, einem Geschäftsmann, erhalten zu haben. Als private Freundin könne sie uns seinen Namen nicht nennen. Wir sagen ihr kein Wort von Chladek, und der wieder weiß nicht, daß wir Käthi festgenommen haben.

Die Niederschrift mit Chladek ist beendet. Er gibt zu, Einzelgänger zu sein und noch einen Geldbetrag von 80.000 Schilling zu Hause zu haben. Seine Eltern wissen von dem Geld nichts; Diebsgut hat er noch nie heimgebracht.

Nun kommt es zur Gegenüberstellung mit Käthi, die entsetzt aufschreit, als sie Chladek sieht. Chladek bleibt vor Verzweiflung stumm. Er will Käthi umarmen, doch die stößt ihn zurück, funkelt ihn an und schreit außer sich vor Haß: „Das alte Sprichwort, laß dich nie mit einem Gezeichneten ein, ist also wirklich wahr, du Hund hast mich verraten, ich hab dich nicht angegeben."

Chladek will sprechen, alles erklären; er hat sie ja tatsächlich nicht verraten. Doch als er jämmerlich zu stottern anfängt, schreit sie ihn nieder: „Halt doch deine blöde Goschen, du trottelhafter Stotterer!"

Er weint, unaufhörlich rollen Tränen aus seinen Augen, er stöhnt und würgt, doch sein Mund bleibt stumm, er kann nicht sprechen, es ist zum Erbarmen.

Ich lasse Käthi abführen, zurück bleibt ein tödlich verletzter Chladek.

Nach Abschluß der Amtshandlung wird Chladek der Staatsanwaltschaft Wien zur Anzeige gebracht und dem landesgerichtlichen Gefangenenhaus eingeliefert.

Epilog:

Nach seiner Haftentlassung wandte er sich nochmals an Käthi. Doch die hatte sich längst verlobt und ließ ihn beim ersten Annäherungsversuch brutal zusammenschlagen.

Chladek ging nach Hause und erhängte sich an der Türklinke der Küche.

Der Märchenerzähler

Nachtdienst. Kurz vor 21 Uhr. Eine sichtlich nervöse Frau mit ihrem sechsjährigen Buben kommt, erstattet Anzeige:

„Mein Bub geht nach der Schule in den Kindergarten, wird dort verpflegt, macht unter Aufsicht seine Hausaufgaben und kann dann spielen. Gegen 18 Uhr kommt er nach Hause. Ich bin nämlich alleinstehend und berufstätig, Herr Inspektor.

Heute kam er verweint und verstört heim. Auf meine Fragen gab er mir keine Antwort. Auch nicht, als ich ihn vor dem Schlafengehen nochmals fragte. Erst jetzt, vor ungefähr einer Stunde, ich war schon im Bett, kam er zu mir. Tief gekränkt, weil ihn der Herr Heimleiter heimgeschickt hatte, obwohl die Geschichte, die erzählt wurde, noch nicht zu Ende war.

‚Sicher warst du schlimm, und deswegen hat dich der Heimleiter nach Hause geschickt', sagte ich.

‚Aber nein, Mutti, ich war nicht schlimm. Nur spiel ich halt nicht so gern wie die anderen mit dem Spatzi vom Heimleiter.'

‚Womit spielst du?' fragte ich ihn.

‚Na, mit dem Spatzen des Heimleiters. Das müssen wir tun, sonst werden die Riesen bös, die Tiere noch wilder und fressen die arme Prinzessin.'

Herr Inspektor, haben Sie gehört, was da getrieben wird? Da muß man doch sofort einschreiten!"

Sie wird nun äußerst nervös, und ich lenke sie ab.

„Gnädige Frau, ich lobe Ihre Aufmerksamkeit; Ihren Entschluß, sofort zu uns zu kommen. Bitte geben Sie mir Namen und Adressen der Eltern, deren Buben ebenfalls den Kindergarten besuchen. Ich verspreche Ihnen, gleich morgen früh den Heimleiter zu besuchen."

In der Zwischenzeit wird der Bub von der Kriminalbeamtin befragt.

Schließlich verlassen Mutter und Sohn etwas erleichtert den Amtsraum.

Am nächsten Morgen kümmere ich mich mit einem Kollegen um den märchenerzählenden Heimleiter. Die Eltern der ande-

ren Buben sind schon dagewesen. Sie haben unabhängig voneinander die Angaben der Anzeigerin bestätigt.

Wir treffen den Heimleiter in seinem Büro. Er hat mit unserem Besuch keine rechte Freude und bezeichnet alle Vorhalte als von den Kindern erlogen. Er weigert sich mitzukommen.

„Gut, Herr Heimleiter, dann machen wir es anders. Ich lasse jetzt die Eltern der Kinder herkommen und stelle sie Ihnen hier gegenüber."

Jetzt ist der Heimleiter schnell bereit, mit uns zu kommen; übergibt die Geschäfte seinem Stellvertreter mit dem Hinweis: „Kollege, es kann sich nur um einen Irrtum handeln, ich bin gleich wieder zurück."

Im Kommissariat macht er noch einen schwachen Versuch, alle Beschuldigungen als Hirngespinste der Kinder hinzustellen.

„Aber, Herr Heimleiter. Retten Sie doch lieber, was noch zu retten ist. Machen Sie ein umfassendes Geständnis. Erklären Sie uns, wie alles kam. Ein Geständnis ist noch immer ein Milderungsgrund."

Ziemlich gebrochen bittet er um Verständnis seiner Situation. Er will alles sagen.

„Ich weiß, Herr Inspektor, ich bin ein Schwein. Aber glauben Sie mir, jahrelang habe ich diesen Trieb in mir bekämpft. Sie werden mich vielleicht besser verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon als Kind lieber mit Puppen, die als Buben verkleidet waren, spielte als mit der Eisenbahn. Ich fühlte und fühle mich immer zu Buben hingezogen. Ich bin jetzt siebenundvierzig Jahre, und es ist mir bis vor einem Jahr gelungen, meine Neigung zu unterdrücken. Fragen Sie nicht, was ich durchgemacht habe.

Niemand wußte von meiner Leidenschaft. Nur einmal, vor Jahren, erzählte ich alles einer Bürokollegin, weil ich merkte, daß sie mich mochte. Sie war sofort bereit, mir zu helfen, hatte viel Geduld mit mir und gab sich alle Mühe. Doch selbst in der heißesten Liebesstunde sehnte ich mich nach entblößten Buben. Vor dem weiblichen Körper ekelte mir.

Vor einem Jahr übernahm ich die Heimleiterstelle des Kinderheimes für Knaben von 4 bis 8 Jahren.

Anfangs hielt mich die Angst vor Schande zurück, mich den Buben zu nähern. Die Sehnsucht nach ihnen wurde aber immer größer, der Kampf gegen mich immer heftiger. Eines Tages war es soweit, ich verlor. Wie konnte ich mich den Buben nähern, ohne aufzufallen? Ich erzählte ihnen schließlich Geschichten von bösen Riesen, die eine Prinzessin in den Wald entführten. Dort ließ ich die Prinzessin martern und von wilden Tieren beißen. Den Buben war dies nicht recht, und ich fragte sie, ob sie der armen Prinzessin helfen wollten. Ein einstimmiges Ja tönte mir entgegen. ‚Gut', fuhr ich fort, ‚das könnt ihr nur, wenn ihr eure Spatzerln herausnehmt.' Sofort kamen sie meiner Aufforderung nach. Sie wollten nur eins: der Prinzessin helfen.

Welch ein Anblick für mich, ich war trunken vor Lust!

Ich erzählte weiter und berührte sie scheinbar unabsichtlich. Ich machte sie aufmerksam: ‚Wenn ihr wollt, daß der Prinzessin kein Leid zustößt, dürft ihr niemandem sagen, was wir machen. Wir sind jetzt eine verschworene Gemeinschaft.'

Lange Zeit ging alles gut, zweimal im Monat beschäftigte ich mich mit den Buben und hatte dabei ein großes Lusterlebnis. Sie spielten auch bei mir, und ich gab ihnen dafür Geld und Süßigkeiten.

Ich warnte sie, Verräter zu sein, sonst würden wir alle elendig zugrunde gehn. Sie waren meine Helden und schwiegen.

So, Herr Inspektor, das war jetzt meine Geschichte, und diesmal leider kein Märchen. Ich bin froh, daß alles vorüber ist, bitte liefern Sie mich ein, ich habe Strafe verdient."

Er wurde eingeliefert und ist nachweislich nicht mehr straffällig geworden.

Der Himmelsstrahl

Heute erlebe ich einen unruhigen Nachtdienst, ununterbrochen nehm ich Anzeigen entgegen, ununterbrochen läutet das Telefon, ich komm nicht dazu, die Anzeigen sofort zu bearbeiten.

Da klopft es schon wieder an der Journalzimmertür. Auf mein nicht sehr freundliches „Herein“ erscheint ein zirka 45jähriger Mann, sieht sich scheu um, schleicht zu meinem Schreibtisch und flüstert: „Bin ich da richtig bei der Kriminalpolizei?“

„Ja, was gibt's?“

„Pst, net so laut, i werd doch von zwa verfolgt. De zwa san von oben, vom Weltall. Jetzt stehn s draußen vor der Tür.“

„Na, da schau ich aber, direkt unglaublich.“

„Aber wahr, Herr Inspekta. Eh ganz klar, steht ja alles haargenau in mein Büachl. A Zukunftsroman, wissen S, hochinteressant. Nur, grad wia s am spannendsten is, hör i a Summen und Brummen in mein Zimmer. I denk, na, a verflogene Bienen halt. Aber des Summen und Brummen wird immer ärger, i kumm nimmer zum Lesen. I schau mi um, da aus der linken Zimmerecken blinkt mi was an. I sag: ‚Geh, Leutln, laßts mi in Ruah, suachts euch an andern!‘ Naa, mi wollen s.

Mi, verstengan S? De suachen se nur Intelligenzler aus, net. Aber i will trotzdem net. Ui je, und des dürften s gspürt ham: Des Blinken wird immer heftiger. I denk, bevur i abbrenn, geh i liaber glei zur Kriminalpolizei. Und da bin i.“

Wie kann ich dem Mann helfen? Es handelt sich eindeutig um eine Psychose. Er ist gutmütig, ich seh keine Anzeichen von Selbst- oder Gemeingefährlichkeit.

„Und Sie sagen, zwei Männer von oben haben Sie verfolgt?“

„Ja, bis da her, de stehn draußen vorm Kommissariat.“

„Wie schaun denn die beiden aus?“

„Na, so wia Se und i. Nur lang könnan S eahna net in d Augen schaun, des tuat weh.“

„Ja, wenn das so ist, nehme ich jetzt Verbindung mit meinen Kollegen von der Raumpolizei auf."

Ich betätige meine Heftmaschine als Morseapparat, klopf in verschiedenen Abständen, horch, als bekäm ich Antwort, und morse weiter.

„Herr Inspekta, wollen S mi blöd machen, des is do a Heftmaschin!"

„Ja, das glauben Sie, weil mein Morseapparat so aussieht. Aber im Vertrauen: alles zur Tarnung!" Und ich morse weiter.

Er läßt mich nicht aus den Augen und verfolgt meine Bewegungen. Schließlich spring ich auf, lauf zum Fenster, beug mich hinaus, wieg den Kopf, wink zum Himmel und bedank mich gebärdenreich.

„Was is, Herr Inspekta?"

Ganz lässig erkläre ich: „Die Raumpolizei hat Ihre Verfolger mit dem Himmelsstrahl in das Weltall gezogen. Die beiden hatten keine Erlaubnis, bei Ihnen zu erscheinen. So, und jetzt gehen wir hinaus, überzeugen Sie sich selbst, daß die beiden verschwunden sind."

Etwas ängstlich geht er mit mir. Schließlich ist er überzeugt: Seine Verfolger sind weg.

„Habidehre, unser Polizei is beinand, des hätt i nie glaubt. Herr Inspekta, des werd i Ihnen net vergessen, vielen Dank. I hab Sie do net gstört, es war do richtig, daß i glei kumman bin?"

„Sicher, jetzt können Sie beruhigt nach Haus gehn und unbehelligt Ihren Roman lesen."

„Guate Nacht, Herr Inspekta."

Hilfe aus dem Jenseits

Es ist Samstag, halb vier morgens. Ein Wachebeamter geht durch die Haberlgasse. In einer halben Stunde wird der Dienst zu Ende sein; dann kann er ins Wachzimmer einrücken, zwei Stunden schlafen; um sechs Uhr kommt die Ablöse.

Er freut sich schon auf den Ausflug mit seiner Frau und den Kindern. Nur noch ein paar Stunden.

Eben kommt er an einer Putzerei vorbei: Ihm fällt auf, daß ein Fenster nur angelehnt ist. Sicherlich haben die Angestellten wieder einmal vergessen, es zu schließen. Er nimmt sich vor, die Geschäftsinhaberin zu verständigen; es könnte ja leicht jemand einsteigen.

Plötzlich ist ihm, als hörte er im Laden ein Geräusch; er steigt auf den Mauervorsprung unter dem Fenster, stößt das angelehnte Fenster auf, neigt seinen Oberkörper in den Raum und ruft: „Ist da jemand?"

Keine Antwort. Sollte er sich geirrt haben?

Der Mond wirft sein fahles Licht in die Putzerei, von den Wänden heben sich bizarre Schatten ab. Da – neuerlich ein Geräusch. Der Wachebeamte entsichert seine Pistole und läßt sich durch das Fenster in die Putzerei gleiten.

Leise nähert er sich einer Stellage; von dorther war das Geräusch gekommen. Nichts rührt sich. Schon will er das Lokal verlassen, da surrt vom Verkaufspult her ein Gegenstand durch die Luft. Neben ihm bohrt sich eine große Schere in die Kleider und fällt zu Boden.

Der Wachebeamte gibt einen Warnschuß ab. Da stehen plötzlich hinter dem Verkaufspult zwei Burschen auf. Sie heben die Hände hoch. Der Beamte läßt sie durch das Fenster auf die Straße steigen, folgt ihnen. Sie stehen noch immer mit erhobenen Händen – mit dem Gesicht zur Wand. Er pfeift um Sukkurs.

„Herr Inspektor, mir ist schlecht. Darf ich mich einen Augenblick setzen?" bittet einer der Burschen.

„Ja." Der Wachebeamte weiß nicht, daß er damit fast sein

Todesurteil gesprochen hat. Der Bursch sitzt auf dem Gehsteig. Plötzlich läßt er eine im Ärmel seiner Wildlederweste festgebundene Pistole in die Hand gleiten und schießt aus nächster Entfernung zweimal auf den Beamten. Der stürzt getroffen zu Boden und verliert das Bewußtsein. Einer der Täter nimmt ihm die Dienstpistole ab, dann flüchten die beiden.

Vier Uhr. Der Wachebeamte rückt im Revier nicht ein. Seine Kollegen werden unruhig. Um 4.15 Uhr beginnen sie, sein Rayon abzusuchen. Sie finden ihn halbverblutet vor der Putzerei. Nun geht alles blitzschnell. Der Rettungswagen rast mit dem Verletzten in die erste Unfallstation. Zwei Oberschenkelsteckschüsse haben die Hauptschlagader verletzt; der Blutverlust ist gewaltig. Nach mehrstündiger Operation besteht „nach menschlichem Ermessen", wie der Arzt sagt, keine Lebensgefahr mehr.

Die aus dem Oberschenkel operierten Projektile stammen aus einer Steyr-Kipplaufpistole, Kaliber 6,35 mm.

Der Verletzte ist vor Montag nicht vernehmungsfähig. Am Tatort und in seiner Umgebung kann über den Tathergang nichts in Erfahrung gebracht werden. Auch die Anrainer können keinerlei Angaben machen. Dennoch werden die Erhebungen fortgesetzt.

Die Inhaberin der Putzerei stellt fest, daß nichts gestohlen wurde. Sie erinnert sich genau, Samstag nach Betriebsschluß sämtliche Fenster geschlossen zu haben.

Nirgends finden sich Hinweise auf Gewaltanwendung; auch im Raum selbst – keine verwertbaren Spuren.

Montag nachmittags darf ich zehn Minuten lang mit dem Wachebeamten sprechen. „Einer der Burschen ist ungefähr zwanzig Jahre alt, 175 cm groß, hat schulterlange, ungepflegte, blonde Haare, war bekleidet mit einer braunen Wildlederjacke und blauer Jeanshose. Er trug hohe, braune Wildlederschuhe.

Der zweite ist etwas jünger, ungefähr 17 bis 18 Jahre, hat auffallend kurzes, brandrotes Haar, das Gesicht übersät mit Sommersprossen. Auch er war mit einer braunen Wildlederjacke und blauer Jeanshose bekleidet. Er hatte braune Stiefel.

Geschossen hat der mit den langen, blonden Haaren."

Wieder zurück zum Tatort. Dort erfahren wir von einem Kaufmann, der neben der Putzerei etabliert ist: Freitag voriger Woche, kurz nach 16 Uhr, hat er zwei Burschen beobachtet, die größtes Interesse für sein Geschäft zeigten. Sie sahen wiederholt durch die Auslage und benahmen sich ziemlich sonderbar. Der Kaufmann hatte Angst, die Burschen planten vielleicht einen Einbruch in sein Geschäft. Er ging auf die Straße und sagte zu ihnen: „Burschen, bei mir einzubrechen lohnt sich nicht. Außerdem wird mein Geschäft nach Geschäftsschluß von zwei scharfen Hunden bewacht."

Sie lachten ihn aus: „Sehen wir aus wie Einbrecher? Sie brauchen keine Angst zu haben, wir warten nur auf ein Mädel."

Gegen 16.45 Uhr kam das erwartete Mädel, der Kaufmann war beruhigt. Das Mädel hat er nicht gekannt.

Der Kaufmann gibt uns eine Personsbeschreibung, die auf die vom Wachebeamten beschriebenen Täter paßt. Leider würde er, so sagte er, die Täter auf einem Lichtbild nicht wiedererkennen.

Ich mach meinen Kollegen den Vorschlag, vorerst einmal die Treffpunkte der Jugendlichen in unserem Bezirk aufzusuchen. Erfahrungsgemäß kommen sie in den frühen Abendstunden zusammen.

In der Zwischenzeit haben wir die unbekannten Täter zirkuliert. Stundenlang sind wir unterwegs, finden nicht den Faden einer Spur.

Endlich, im „Davishof", einer Wohnbauanlage in Ottakring, erfahren wir von einem fünfzehnjährigen Mädchen: „Herr Inspektor, ein Bursch, auf den Ihre Personsbeschreibung paßt, der mit den blonden Haaren, wohnt in der Paprikakisten." Das ist ebenfalls eine Wohnbauanlage, jedoch drüben in Hernals. Nach dem Farbanstrich des Baus benannt. Der Name des Burschen ist ihr nicht bekannt.

Wir sind zwar schon hundsmüde, doch die „Paprikakisten" gibt uns neuen Auftrieb. Bei der Hausbesorgerin der Stiege 3 erfahren wir, daß der Findinger Robert lange, blonde Haare hat.

Bis vor drei Wochen war er arbeitsam und fleißig, meint die Hausbesorgerin. Dann ist sein Vater gestorben, und Robert hat sich grundlegend geändert. Er geht nicht mehr zur Arbeit, ist

frech, aggressiv und behandelt seine Mutter wie den letzten Dreck. Den ganzen Tag steckt er mit seinem Freund Günter aus der Lienfeldergasse zusammen. Günter ist rothaarig, im Gesicht hat er viele „Guckermucken".

Robert wohnt im dritten Stock.

Wir bedanken uns bei der Hausmeisterin und fühlen, daß wir die richtige Spur gefunden haben.

Aus der Wohnung des Robert tönt Tanzmusik. Wir läuten, die Musik verstummt.

Wir läuten abermals. Es wird nicht geöffnet.

Ich sehe durch den Postschlitz. In der Wohnung brennt Licht. Ich rufe hinein: „Robert, mach auf, Kriminalpolizei!"

Keine Antwort.

Ehe wir noch beschließen, die Wohnungstür gewaltsam zu öffnen, kommt eine kleine, zarte, vergrämte ältliche Frau die Stiegen herauf.

„Ich bin die Frau Findinger, wollen die Herren zu mir?"

„Guten Abend, Frau Findinger. Eigentlich wollten wir zum Robert."

„Ja, warum läuten S denn nicht, der Robert ist ja zu Haus."

„Frau Findinger, wir sind von der Kriminalpolizei, Robert macht uns nicht auf."

„Um Gottes willen, hat der Bub schon wieder was angestellt? In der letzten Zeit dreht er durch."

„Frau Findinger, er ist im Besitz einer Pistole."

„Ja, die gehört meinem Mann. Wie der vor drei Wochen gestorben ist, hab ich den Robert ersucht, Pistole und Waffenpaß bei der Polizei abzugeben. Er hat das auch getan. Hat er wenigstens gesagt. Aber bitte, meine Herren, kommen Sie doch weiter."

Schon im Vorzimmer ruft sie: „Robert!" Der meldet sich nicht. Sie geht durchs Wohnzimmer. Die Tür zum Kabinett ist versperrt.

„Robert, Kriminalpolizei ist da, mach sofort die Tür auf."

Robert rührt sich nicht.

„Robert, wenn du nicht sofort aufmachst, ersuch ich die Herren, die Tür einzuschlagen."

„Dann erschieß ich mich", ruft Robert.

Frau Findinger ist entsetzt:

„Bitte, Herr Inspektor, sagen Sie mir, was los ist? Kommen Sie nur wegen der Pistole, oder hat er sonst noch was angestellt?"

„Frau Findinger, Robert hat in eine Putzerei eingebrochen, wurde von einem Wachmann erwischt und schoß ihn nieder. Günter war auch dabei."

Sie schlägt die Hände zusammen, sinkt auf einen Sessel, ist sichtlich verzweifelt und weint: „Nein, mein Bub ein Mörder, das darf nicht wahr sein. Ist der Beamte überhaupt tot?"

„Er ist schwerverletzt, wird aber wahrscheinlich mit dem Leben davonkommen."

Mit einer Behendigkeit, die man der alten Frau nicht zugetraut hätte, springt sie auf, klopft mit ihren ganzen Kräften an die Tür und keucht mehr, als sie spricht:

„Robert, mach sofort auf, ich spür, ich bekomm wieder einen Herzanfall. Bevor ich sterb, will ich dich noch einmal sehn, vielleicht kann ich dir dann verzeihn. Am Sterbebett deines Vaters hast du versprochen, für mich zu sorgen, mich zu unterstützen. Am offenen Grab deines Vaters hast du den Schwur erneuert. Hast du das alles vergessen?" Sie weint immer heftiger: „Mein Gott, womit hab ich das verdient, zuerst mein Mann, jetzt ich, zurück bleibt unser Sohn, ein Einbrecher und Mörder, ich kann nicht mehr. Mein Gott, laß mich sterben. Ich hätt nie gedacht, daß ich so schnell meinem Mann folgen werd."

Es scheint, als hätte sie damit ihre ganze Kraft verbraucht, sie sinkt in sich zusammen und wird ohnmächtig.

Ich klopfe an die Tür:

„Robert, du gemeiner Hund, mach sofort auf, deine Mutter stirbt in meinem Arm, wo hat sie die Herzstärkungspulver? Wer ist der Hausarzt?"

Der Schlüssel dreht sich im Schloß, Robert stürzt zu seiner Mutter:

„Mutter, bitte, Mutter, stirb nicht, ich will nicht allein auf der Welt sein . . . Bitte, Herr Inspektor, da sind die Pulver, ich ruf sofort den Hausarzt an."

Verwischt ist der Kontrast zwischen Kriminalpolizei und Täter, wir wollen alle nur helfen.

Frau Findinger kommt zu sich und schluckt ihr Pulver. Sie

ist kalkweiß im Gesicht und mehr drüben als hier. Robert wirft sich vor ihre Füße und weint:

„Bitte, Mamale, schenk mir noch einmal dein Vertraun, ich geh wieder arbeiten und will ernstlich für dich sorgen. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Ich will alles wieder gutmachen. Hoffentlich stirbt der Polizist nicht. Das würde ich nicht überleben."

Die Mutter nimmt mit zittrigen Händen seinen Kopf und spricht, als wäre sie aus einer anderen Welt zurückgekehrt:

„Robert, mein Bub, ich war schon im Himmel beim Vater und hab ihn um Hilfe gebeten. Der Vater meint, du, Robert, brauchst mich jetzt nötiger als je zuvor, nötiger als er. So bleib ich bei dir, die Kraft zum Weiterleben hat mir der Vater gegeben. Noch ist meine Zeit nicht um, ich weiß, ich hab eine Verlängerung bekommen. Robert, trotzdem ist es schon sehr spät. Sei ein anständiger Mensch, damit ich dann, wenn meine Zeit endgültig aus, beruhigt sterben kann. Ich will dem Vater berichten, daß wir uns um dich nicht mehr sorgen müssen."

Der Arzt kommt, fühlt den Puls, ist sehr besorgt und will Frau Findinger in ein Krankenhaus bringen. Sie lehnt ab, erhält eine Injektion und fühlt sich etwas leichter.

„Robert, bring jetzt deine Angelegenheit in Ordnung, ich warte auf dich."

Robert kann sich nur schwer von seiner Mutter trennen. Es gibt einen tränenschweren Abschied.

In seinem Kabinett finden wir die Tatwaffe, Steyr-Kipplaufpistole, Kaliber 6,35 mm. Die Pistole wird zum Beschuß gegeben.

Günter wird ebenfalls verhaftet, er ist im Besitz der Dienstwaffe des Wachebeamten.

Beide legen ein umfassendes Geständnis ab:

Erna, die Freundin des Robert, ist in der Putzerei Bedienerin. Sie kommt vor Geschäftsbeginn, samstags nach Geschäftsschluß, 14 Uhr.

Sie wollte am Sonntag mit Robert zum Fünfuhrtee tanzen gehen. Robert besitzt jedoch keinen Anzug. Da machte ihm Erna den Vorschlag: „Ich laß am Samstag in der Putzerei ein Fenster offen, ich lehn es nur an. Du steigst in der Nacht ein,

probierst die Anzüge; wenn dir einer paßt, nimmst ihn mit. Wir gehen am Sonntag zum Fünfuhrtee, und nach dem Tanzen, in der Nacht vom Sonntag auf Montag, gibst den Anzug wieder zurück, und niemand bemerkt was."

Sie selbst konnte am Samstag nach Reinigen des Geschäftes den Anzug nicht mitnehmen, da die Chefin ab und zu Stichproben macht und nochmals in das Geschäft kommt.

Sie wollten nichts stehlen, nur den Anzug ausborgen. Als aber der Wachebeamte in die Putzerei kam, hatte Robert einen Kurzschluß. Er wollte unbedingt flüchten, seine Mutter durfte von der Sache nichts erfahren. Deshalb warf er die Schere, wollte damit den Wachebeamten ablenken. Das mißlang jedoch. Da schoß er, allerdings, laut seiner Aussage, nur auf die Beine des Wachebeamten, damit der ihnen nicht nachlaufen konnte.

Günter nahm die Dienstpistole, weil er Angst hatte, der Inspektor könnte ihnen nachschießen.

Robert wird zu 18 Monaten schweren Kerkers verurteilt.

Erna und Günter erhalten acht Monate Arrest vom Jugendgerichtshof Wien.

Einige Jahre danach heiratete Robert Erna. Keiner von ihnen wurde mehr straffällig.

Frau Findinger hat noch Jahre nach dem Vorfall gelebt. Sie konnte beruhigt sterben, ihr Bub hatte den richtigen Weg im Leben wiedergefunden.

Die Abschußbande

In der Hütteldorfer Straße, nicht weit von der Berufsschule, findet sich ein kleines Café. Ab acht Uhr hat es offen, täglich von früh bis spät klappern und klingeln die Flipper und Tischfußballapparate. Das Lokal ist uns nicht als Unterwelttreff bekannt.

An einem der Mamortische sitzen vier Burschen, bekleidet mit Lederjacken. Wie Fliegersoldaten. Sie scheinen auf einen unangenehmen Befehl zu warten. Einer von ihnen entnimmt der Brusttasche seiner Jacke ein Stück Papier, entfaltet es, liest, schüttelt den Kopf und erklärt knapp: „Aus unserer Abschußliste geht hervor, daß ihr flügellahm geworden seid. Was ist mit euch?! Habt ihr euren Mut verloren?" Vorwurfsvoll blickt er in die Runde. „Aus unserer stolzen Einheit ist ein Pfeifenstiererclub geworden. Wenn ihr nicht mehr wollt, o. k., so sagt es. Ich suche mir andere, schneidigere Kampfflieger. Ich bin euch mit 25 Abschüssen voraus, es ist aussichtslos, daß ihr Armleuchter mich je einholen werdet."

„Kommander", begehrt einer auf, „du tust uns unrecht, wir haben nicht versagt. Es ist uns nur in letzter Zeit nichts Passendes vors Rohr gekommen. Deshalb kannst du uns doch nicht als flügellahm oder feig bezeichnen."

„Deinen Vorsprung von 25 Abschüssen holen wir leicht auf, das haben wir schon bewiesen", meint ein anderer.

„Schön, ich will euch glauben. Ich gebe euch noch eine Möglichkeit. Schwirrt ab ins Kampfgebiet. – Ehre!"

„Ehre, Kommander!"

Die drei Burschen verlassen das Lokal.

Das Kampfgebiet ist Ottakring.

Von unserer Seite sieht die Sache anders aus:

Innerhalb einer einzigen Woche wurden im Kommissariat fünfzig Autodiebstähle angezeigt. Die Fahrzeuge tauchen allerdings früher oder später wieder auf; je nachdem, wieviel Benzin im Tank war, stehen sie näher oder weiter vom Tatort. Von den Tätern fehlt jede Spur. Sie sind Meister im Öffnen von

Schwenkfenstern. Außer einer geringfügigen Beschädigung des Fensterrahmens entsteht an den Wagen nie Schaden.

„Keine Fingerabdrücke, nichts." Immer wieder muß dies der Daktyloskop feststellen.

Weder die Anzeiger noch die Leute, die in unmittelbarer Nähe des Tatortes wohnen, können über die unbekannten Täter Angaben machen. Wir haben es offensichtlich mit einem Phantom zu tun, mit einem sehr ordnungsliebenden Phantom allerdings, denn die gestohlenen Autos finden wir stets gereinigt, ausgekehrt, mit ausgestaubten Fußmatten abgestellt.

Aus den Fahrzeugen wird nie etwas gestohlen. Als Beispiel:

Ein Juwelier stürzt verzweifelt in den Amtsraum: „Mein Wagen, den ich nur für wenige Minuten vor meinem Geschäft geparkt hatte, ist in dieser kurzen Zeit gestohlen worden. Und im Kofferraum befindet sich meine Aktentasche mit Schmuck im Wert von 350.000 Schilling!"

„Wir werden uns bemühen."

Schließlich ist der Herr kein Einzelfall.

Am nächsten Tag wird sein Fahrzeug im Wienerwald bei der Kreuzeichenwiese gefunden. Der Dieb hat einen Brief folgenden Inhalts hinterlassen:

„Sehr geehrter Leichtsinn!

Wie kann man nur eine Aktentasche mit Schmuck im unversperrten Fahrzeug und unversperrten Kofferraum liegen lassen? Haben Sie noch nie gehört, daß auch Autos gestohlen werden? Jedenfalls haben Sie uns eine schlaflose Nacht verschafft!"

Nachdem der Juwelier feststellt, daß vom Schmuck nichts fehlt, erklärt er spontan: „Sollten die Autodiebe von Ihnen erwischt werden, so komme ich für die Anwaltskosten auf. Bitte verständigen Sie mich."

„Selbstverständlich . . ."

Wir haben andere Sorgen.

Wir kommen nicht mehr zur Ruhe, sind Tag und Nacht unterwegs, durchstreifen sämtliche Gassen des Bezirks. Erfolglos. Kommen wir hundsmüde zurück ins Kommissariat, liegen bereits neue Diebstahlsanzeigen da.

Das Phantom hat abermals zugeschlagen. Die Zahl der Autodiebstähle hat sich inzwischen auf sechzig erhöht.

Und wir haben nicht die geringste Spur.

Ohne es auszusprechen, lassen die Vorgesetzten durchblikken, daß wir offensichtlich schlafen.

„Tsetsefliegeninvasion im Polizeikommissariat Ottakring“, höhnt eine Zeitung.

Was menschenmöglich ist, die Täter auszuforschen, machen wir, haben aber kein Glück. Auf der Karte unseres Bezirks sind längst alle Tat- und Auffindungsorte der gestohlenen Autos abgesteckt. Vor lauter Fähnchen sieht man schon keine Straßen mehr.

Eines fällt allerdings auf: Die im Bezirk gestohlenen Fahrzeuge werden hier auch wieder abgestellt.

Die Täter sind also Ottakringer? Oder will man uns bewußt in die Irre führen?

Noch wissen wir es nicht. Wir überlegen krampfhaft, wie wir die Autodiebe stellen können. Es ist bereits zur Preisfrage geworden. Da stampft ein äußerst aufgeregter Herr in das Journalzimmer:

„Das ist eine bodenlose Gemeinheit! Innerhalb von 14 Tagen hat man mir zweimal mein Auto gestohlen! Warum unternimmt denn die Polizei nichts? Ich bin davon unterrichtet, daß in der Umgebung meiner Wohnung täglich, meine Herren, täglich Autos gestohlen werden. Die Polizei sieht tatenlos zu. Ich seh aber nicht mehr tatenlos zu. Als Steuerzahler habe ich ein Recht darauf, daß mein Eigentum geschützt wird. Unternehmen Sie endlich was, fangen Sie den Autodieb. Es ist allerhöchste Zeit! Und daß Sie es nur wissen, ich werde mich an die Presse wenden.“

Wir zeigen dem Anzeiger den abgesteckten Bezirksplan, sagen ihm, daß Kriminalbeamte Tag und Nacht im Einsatz sind und die meisten gestohlenen Fahrzeuge wieder gefunden werden. „Schließlich haben auch Sie schon einmal Ihr gestohlenes Fahrzeug zurückerhalten“, verweise ich ihn schließlich auf die Arbeit der Polizei.

„Ja, aber nicht von der Polizei“, schreit er, „sondern durch die Sendung ‚Autofahrer unterwegs‘! Ein aufmerksamer junger Mann hat mich gleich nach der Durchsage angerufen, daß mein Auto vor der Oper abgestellt ist. Ich habe ihm tausend Schilling Auffindungsprämie gegeben. Es gibt halt noch aufmerksame

Menschen, leider nicht bei der Polizei. So, meine Herren, die Anzeige hab ich wieder einmal erstattet. Jetzt sind Sie an der Reihe, guten Tag."

Und entschwindet. Dieser Choleriker hat uns gerade noch gefehlt. Wir können ihm aber nicht bös sein. Natürlich hat er recht.

Wenig später klingelt das Telefon. Ein Wachebeamter meldet die Auffindung eines gestohlenen Pkw nächst dem Fußballplatz des „F. C. Helfort".

Ein Kollege nimmt den Daktyloskopenkoffer, und wir machen uns auf den Weg.

Es bietet sich ein gewohntes Bild: Wieder ist das Schwenkfenster geöffnet, wieder keine verwertbare Spur.

Im Handschuhfach finden wir einen Zettel, auf dem steht:

„Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt!

Ihr Wagen wurde von uns abgeschossen. Aus dem Wagen haben wir nichts gestohlen, er wurde nicht beschädigt. Sollten wir einmal Ihren Rechtsbeistand benötigen, bitten wir schon heute um Ihr Entgegenkommen. Gezeichnet:

Der Kommandeur der Abschußbande."

Die Schrift kenne ich! Es ist diesselbe Hand, die an den Juwelier geschrieben hat. Also doch: Wir haben es mit einer Bande zu tun. „Abschuß" kann nur Diebstahl heißen, der Bandenchef nennt sich „Kommandeur".

Endlich der Zipfel einer Spur. Die Täter werden unvorsichtig. Rechtsanwalt Klar überzeugt sich, daß aus seinem Pkw nichts gestohlen wurde. „Ich wünsch Ihnen noch viel Glück beim Abschuß des feindlichen Kampfgeschwaders", erklärt er lachend, und: „Ich übernehme gerne den Rechtsbeistand der Täter, wenn's soweit ist."

Kaum kommen wir ins Kommissariat zurück, erwartet uns eine neue Meldung.

Ein gestohlenes Auto, Puch 500, ist in der Gablenzgasse, gegenüber dem Rohrauerpark abgestellt.

Ein Kollege schlägt vor, den Pkw nach der erkennungsdienstlichen Behandlung nicht gleich dem Besitzer auszufolgen, sondern unter Beobachtung zu stellen. Vielleicht wird er vom Täter noch einmal verwendet. Ich bin einverstanden. Vielleicht klappt es diesmal. Zwei Kollegen und ich stellen uns in der

Nähe des Wagens auf. In drei Stunden sollen wir abgelöst werden. Jeder sucht sich hinter den Gebüschen des Parks ein Versteck, wo er einerseits die Gablenzgasse übersieht und andererseits gleich auf der Straße beim Wagen sein kann.

Eine Stunde vergeht. Nichts rührt sich.

Da, plötzlich kommt durch die Gablenzgasse ein Mann, bleibt vor dem Puch stehen, sieht sich nach allen Seiten um, öffnet die Wagentür, steigt ein, wartet.

Wie der Blitz rasen wir zu dem Fahrzeug, ein Kollege ist vor mir, stolpert, fällt nieder, rappelt sich wieder auf, springt über das niedrige Parkgitter auf den Gehsteig, bleibt mit den Füßen hängen, kommt zu Sturz; ich muß bremsen, sonst fall ich über ihn, doch der dritte Kollege ist schon auf der Straße und wirft sich auf den Kühler des Fahrzeugs.

Der Lenker erschrickt nicht schlecht. Wir zerren ihn nicht gerade sanft aus dem Wagen. Mein Kollege fährt ihn an: „Was machen Sie in dem Fahrzeug? Kriminalpolizei."

„Herr Inspektor, es ist mein Wagen. Bitte, hier sind die Wagenpapiere, hier mein Führerschein. Gestern erst hab ich bei Ihnen im Polizeikommissariat die Diebstahlsanzeige erstattet. Der Wagen wurde mir in der Ottakringer Straße vor dem Postamt gestohlen."

„Gut. Wieso aber wußten Sie, wo Ihr Pkw abgestellt ist?"

„Das hab ich ja gar nicht gewußt. Ich komm hier zufällig vorbei, auf dem Weg zu meiner Schwester, ich trau meinen Augen nicht, steht da mein gestohlenes Auto!"

Die Angaben des Mannes werden überprüft und stimmen. Der Pkw wird ihm ausgefolgt.

Mein Kollege macht noch einen schwachen Versuch, seinen Plan, den Wagen weiterhin unter Beobachtung zu halten, auszuführen. Doch der Anzeiger erklärt: „Das ist leider nicht möglich, da ich mein Fahrzeug dringend benötige. Außerdem bin ich der Meinung, daß Sie mit mir bei Ihrer Anhaltung nicht gerade sanft umgegangen sind. Ich gebe Ihnen daher einen guten Rat: Abgesehen davon, daß mir mein Auto als Lockvogel viel zu schade ist, wäre es angezeigt, daß Sie den richtigen Täter erwischen, und nicht wieder einen unschuldigen Anzeiger."

Wieder kein Glück. Schön langsam packt uns die Wut. Zurück ins Kommissariat. Das Telefon empfängt uns mit

enervierendem Gerassel. Ein Herr Reinhold, der erst gestern Autodiebstahlsanzeige erstattet hat, teilt mit, daß er sein Fahrzeug wiederbekommen hat. Unmittelbar nach der Sendung „Autofahrer unterwegs“ habe sich ein junger Mann bei ihm gemeldet: Der gestohlene Wagen sei im Ottakringer Gemeindewald nächst der Jubiläumswarte abgestellt. Der Bursch habe Reinhold beim abgestellten Fahrzeug erwartet und eintausend Schilling Auffindungsprämie kassiert.

Ich bitte Herrn Reinhold zu mir.

Er wirkt sehr gelöst. Sein fabrikneues Fahrzeug, ein 3,5-Liter-Wagen, ist nicht beschädigt, nichts fehlt.

Ich bitte um eine Personenbeschreibung des Burschen.

„Zirka 17 Jahre alt, 175 cm groß; langes, brünettes, gepflegtes Haar; macht einen ordentlichen Eindruck. Schwarze Lederjacke, dunkle Breeches-Lederhose und Stiefel. Seine Kleidung erinnert an eine Fliegeruniform, und sein Benehmen ist irgendwie militant.“

Der Bursche ist von Reinhold bis zur Stadthalle mitgenommen worden und dort, in der Hütteldorfer Straße nächst der Berufsschule, in ein kleines Café gegangen.

Ich bedanke mich für die Auskunft und rufe sofort nach Reinholds Abgang den Anzeiger an, der seinen gestohlenen Wagen ebenfalls nach einer Sendung „Autofahrer unterwegs“ zurückbekommen hat. Mich interessiert, wie da der Finder ausgesehen hat, und ich erhalte die gleiche Personenbeschreibung wie von Reinhold.

Während ich noch überlege, bellt mir aus dem Hörer die Stimme des nervösen Anzeigers entgegen: „Na, haben Sie schon mein Auto? Zeit wär's!“

Ohne zu überlegen, noch ganz in Gedanken, sage ich: „Ja, wir haben Ihr Auto, Sie können es abholen.“

Ich seh in die erstaunten Gesichter meiner Kollegen.

„Du hast das Auto vom Choleriker?“ fragen sie mich. „Wo ist es denn?“

Ich weiß nicht, was ich antworten soll, sag gar nichts, schnapp mir einen Kollegen und fahr zum Helfortplatz.

Dort steht der Wagen des Cholerikers.

In meinem Gesicht zuckt's, ich zittere, meine Brust ist eingeengt, ich habe Atembeschwerden.

Mein Kollege sieht mich an:

„Fritz, ich weiß doch ganz genau, du hast keine Ahnung gehabt, daß der Wagen hier zu finden ist."

„Stimmt, Freund."

„Aber warum hast du gesagt, wir haben ihn? Stell dir vor, wir hätten ihn nicht gefunden!"

„Ich weiß, ich weiß, aber da steht er ja."

„Sei mir nicht bös, aber da komm ich nicht mit. Ich glaub jetzt auch schon, du kommst aus einer anderen Welt."

„Geh, red nicht so blöd herum, bringen wir das Auto zum Kommissariat."

Die Kollegen bestürmen mich mit Fragen. Ich geb keine Antwort, sag, sie sollen mich in Ruhe lassen.

Mein Stellvertreter streicht um mich herum, sieht mir in die Augen und sagt: „O je, Burschen, der Chef war wieder einmal in der Geisterwelt."

Im selben Augenblick stürzt der Choleriker in das Zimmer:

„Wo ist der Täter?"

„Vorläufig kann ich Ihnen über den Täter noch nichts sagen, die Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen. Bitte unterschreiben Sie die Übernahmebestätigung. Vor dem Kommissariat steht Ihr Pkw; er ist fahrbereit."

„Na schön, heut komm ich mit Ihrem Präsidenten zusammen, ich wollt ihm schon sagen, daß man hier schläft, werde dies aber unterlassen, weil mein Fahrzeug gefunden wurde. Eh sicher nicht von der Polizei. Guten Tag."

Ein netter Zeitgenosse.

Ich fühle, ich bin meinen Kollegen eine Erklärung schuldig: „Ich muß euch sagen, ich wußte nicht, wo der Wagen des Cholerikers stand, es war reiner Zufall, daß ich ihn fand. Ich weiß nicht, warum ich am Telefon sagte, wir haben den Pkw. Ich wiederhole nochmals, ich weiß nicht, was mir da eingefallen ist."

„Aber ich", meint ein Kollege. „Du bist ein Hellseher und weißt es nicht. Solche Menschen gibt's, ich fürcht mich zwar vor dir, aber ich mag dich. Ich hab schon auf vielen Kommissariaten Dienst versehn, bekam aber immer Streit und wurde versetzt. Mit dir kann ich nicht streiten, bei dir bleib ich bis zu meiner Pension."

„Geh, mach keine Sprüch, überlegen wir lieber, wie wir die Abschußbande endlich schnappen können. Ich schlag vor, wir schaun in das Café auf der Hütteldorfer Straße bei der Stadthalle, wo der Bursch vom Reinhold abgesetzt worden ist. Möglicherweise erkennen wir ihn an der Personsbeschreibung. Einer von euch geht mit mir in das Café, die anderen bleiben in der Umgebung. Eingeschritten wird nur, wenn ich es sag, außer ihr erwischt einen in flagranti, dann natürlich sofort."

Das Café ist gut besucht, fast nur Jugendliche, einige tragen Lederjacken. Der von uns Gesuchte scheint nicht dabei zu sein.

In einer Ecke des Lokals, nicht gleich zu bemerken, sitzen vier Burschen, einer führt das Wort. Zwei andere stehen auf, verlassen das Lokal.

Auf den Wortführer paßt hundertprozentig unsere Personsbeschreibung. Mein Kollege läßt ihn nicht mehr aus den Augen, ich unterhalt mich mit der Serviererin:

„Kennen Sie die Burschen?"

„Ja, sie sind Stammgäste und kommen sehr oft, meistens vormittags. Benehmen sich anständig, trinken nur alkoholfreie Getränke. Der mit den brünetten Haaren scheint ihr Anführer zu sein. Sie sind etwas soldatisch, heben die Hand wie zum Schwur und grüßen mit ‚Ehre'. Sie kommen immer mit einem anderen Auto, ich glaub, sie sind Autoverkäufer."

„Die zwei, die weggegangen sind – glauben Sie, kommen die wieder zurück?"

„Sicher, solange ihre Freunde da sind. Ich glaub, die holen neue Fahrzeuge."

Nach einer halben Stunde kreuzen die beiden Burschen wieder auf, ihre Freunde erheben sich, der Wortführer bezahlt die Zeche, gemeinsam verlassen sie das Café.

Vor dem Lokal steht ein Citroën DS 21, der Wortführer steigt mit einem Burschen ein. Die beiden anderen nehmen in einem Mercedes Platz. Wir sind mit unseren eigenen Autos unterwegs, wollen mit der Polizeinummer nicht auffallen.

Als wir losfahren, sind die beiden Fahrzeuge schon durch die Hütteldorfer Straße bis zur Schweglerstraße gekommen, haben rotes Licht, wir holen auf. Sie biegen in die Schweglerstraße, Richtung Ottakring, ein, fahren durch die Koppstraße in das

Liebhartstal. Sie fahren nicht zu schnell, nicht zu langsam, unauffällig.

Die Gallitzinstraße hinauf werden sie schneller, biegen zur Johann-Staud-Straße ab, fahren durch die Savoyenstraße. Sie scheinen nicht auf den Gedanken zu kommen, verfolgt zu werden. Bevor sie noch zur Wilhelminenstraße kommen, halten sie an, steigen vom Citroën in den Mercedes um, den Citroën lassen sie stehen. Zwei meiner Kollegen bringen ihn zum Kommissariat. Wir verfolgen den Mercedes, kommen zur Feuerwache Steinhof, fahren entlang der Steinhofmauer zum Spiegelgrund. Beim Wilhelminenspital vorbei durch die Wernhardstraße. Kurz vor der Spetterbrücke biegen sie rechts in die Zwinzstraße ein, halten an und verlassen das Fahrzeug.

Wir halten sie auf, heben die rechte Hand wie zum Schwur und grüßen mit „Ehre".

Sie erwidern den Gruß, sind aber ihrem Gesichtsausdruck nach geistig weggetreten. Sie können sich nicht erklären, wieso wildfremde Menschen sie mit ihrem Geheimritual begrüßen.

Wir nehmen Aufstellung, stehen stramm, ich sage:

„Kommandeur, ich melde die Vernichtung der Abschußbande durch die Kriminalpolizei."

Die Burschen nehmen ebenfalls Haltung an, der Kommandeur spricht: „Abschußstaffel ergibt sich, bittet, in allen Ehren in den Polizeihangar geführt zu werden. Fluchtversuch wird keiner unternommen."

Es geht alles ganz militärisch zu, und ich muß mir mühsam das Lachen verbeißen. Die Burschen nehmen die Situation todernst.

Wir bringen unsere Gefangenen zum Kommissariat. Die abgeschossenen „Kampfflieger" staunen nicht schlecht, als sie dort den von ihnen gestohlenen Citroën bemerken.

Auch der Mercedes ist gestohlen, und als wir den Eigentümer verständigen, weiß dieser noch nichts von dem Diebstahl. Er meint, es müsse ein Irrtum vorliegen, sein Fahrzeug stehe vor seinem Haus. Wir ersuchen ihn nachzusehen, und in kürzester Zeit ist er bei uns. Er kann es nicht fassen, daß sein Fahrzeug gestohlen und von der Polizei schon wieder aufgefunden wurde, obwohl er noch keine Anzeige erstattet hat.

Die Burschen legen ein umfassendes Geständnis ab. Der

Kommandeur zeigt an Hand seiner Abschußliste, daß jeder Diebstahl genau festgehalten wurde. Er übergibt uns, etwas theatralisch, bei „Stillgestanden“ seiner Freunde, die Abschußliste. Er ist stolz auf seine achtzig Abschüsse.

Wenn diese Gfraßter wüßten, was sie uns für Arbeit gemacht haben! Ich würd sie am liebsten in den Arsch treten, beherrsch mich aber und übernehme nun meinerseits „zackig“ die Abschußliste.

Die Burschen hatten Namen berühmter Kampfflieger des Zweiten Weltkrieges angenommen, ihre Kleidung war ihre Uniform, jeder sollte einen Monat lang „Kommandeur“ sein.

Wir hatten Glück, sie nach drei Wochen zu erwischen, somit war der erste Kommandeur auch schon der letzte.

Jeder Kommandeur wählte sein Jagdrevier, fern ihrem Wohnbezirk. Sie waren in Döbling daheim. Der nächste Kommandeur wäre über Favoriten eingefallen. Ich glaube, wir haben den Kollegen aus Favoriten viel Arbeit erspart.

Jetzt sind sie sicher im „Häfenhangar“. Der Kommandeur läßt seine Getreuen nochmals antreten, erklärt sie unter dem Namen der Jagdflieger für tot und berechtigt sie, wieder ihre bürgerlichen Namen zu tragen.

Die Abschußbande gibt es nicht mehr.

Der Choleriker und der Anzeiger Reinhold erkennen den „Kommandeur“ als den Burschen wieder, dem sie die Auffindungsprämie bezahlten. Das Geld wurde von der Abschußbande für Benzinspesen kassiert.

Bei der Gegenüberstellung haben wir uns vom Choleriker einen Tobsuchtsanfall erwartet, werden aber enttäuscht; er lacht bloß und sagt: „Auf meine Menschenkenntnis war ich Trottel ja immer so stolz, ich hab geglaubt, alle Menschen durchschauen zu können – und bezahl dem Dieb meines Autos noch tausend Schilling Prämie und schimpf auf die Polizei, ich Hornvieh. Meine Herren, ich habe Ihnen die Arbeit nicht leichtgemacht und bitte um Entschuldigung. Sie können es glauben, Sie haben mir mehr zurückgegeben als mein Auto: nämlich meine Selbsterkenntnis.

Bitte vermerken Sie, daß ich mich einem einzuleitenden Strafverfahren gegen die Burschen nicht anschließe, ich war auch einmal jung. Ich wurde nicht geschädigt.“

Reinhold gibt die gleiche Erklärung ab.

Beim Verhör erfahren wir, daß sich die Burschen mit ihrem Gruß „Ehre" geschworen haben, nie etwas aus den Autos zu stehlen. Denn Ehre und Diebstahl lassen sich nicht vereinen.

„Und die Fahrzeuge?"

„Das waren für uns feindliche Kampfmaschinen, die schossen wir ab, da lag kein Diebstahl vor."

Nicht leicht zu verstehn, doch so war's.

Der Juwelier und der Rechtsanwalt wollen ihr Versprechen halten, die Burschen lehnen dankend ab: Sie begeben sich in die Obhut ihrer Väter. Sie kommen aus guten Familien, sind Mittelschüler und Klassenbeste.

Obwohl sie oft die Schule schwänzen, wird ihnen dies auf Grund ihrer besonderen Lernerfolge nicht nachgetragen. Die Väter sind sprachlos und können nicht glauben, was wir ihnen mitteilen.

Als ihnen ihre Söhne vorgeführt werden, scheint es – zwar spät, aber doch – bei ihnen zu dämmern, daß teure Geschenke allein Kinder auf die Dauer nicht glücklich machen. Mehr Herzenswärme wäre hier eher am Platz gewesen.

Die Abschußbande wird nach Abschluß der Amtshandlungen dem Jugendgerichtshof Wien angezeigt und eingeliefert. Das Urteil: sechs Monate Arrest bedingt auf drei Jahre. Sollten sie also innerhalb von drei Jahren abermals mit dem Gesetz in Konflikt kommen, müssen sie die sechs Monate absitzen.

Aber keiner von ihnen wird mehr straffällig. Alle bestehen sie die Matura mit Auszeichnung . . .

Tödliche Spiele

Mieter aus einem Haus in der Albrechtskreithgasse teilen uns mit, daß der fünfundvierzigjährige Maurer Karl Mayer und seine Lebensgefährtin Marie Hantschel seit Tagen nicht mehr gesehen wurden. Es könnte „ihnen etwas passiert sein", meinen sie.

Zauberer und ich stehen kurz darauf vor der versperrten Wohnung des Karl Mayer. Süßlichfauler Geruch strömt aus den Türfugen.

Wir öffnen die Tür durch Riegelzug und stehen in einem kleinen Abstellraum, der unmöglich als Wohnung bezeichnet werden kann. Der Gestank ist kaum zu ertragen. Licht dringt nur durch ein Gangfenster. An der rechten Wand steht ein Gestell, das wohl das Bett sein soll; keine Bettwäsche, nur alte Decken. Darauf liegt ein nackter, fast verhungerter Mann. Aus seiner Brust ragt der Griff eines Küchenmessers. Sein Körper ist mit kaum vernarbten Stichwunden übersät. Als wir uns über seine Leiche beugen, schwirrt ein Schwarm grünlicher Fleischfliegen auf und läßt sich sofort wieder auf dem verkrusteten Blut der Stichwunde nieder. Neben dem Bett, am Ende des Raumes, steht ein Tisch, der bis zur gegenüberliegenden Wand reicht. Unter dem Tisch ein Kübel, randvoll mit menschlichem Kot. Gegenüber dem Bett ein wackliger Kasten, der einmal weiß gestrichen war und jetzt nur mehr spärliche Farbkleckse aufweist. Daneben ein Sessel und ein gemauerter Herd. Gas und elektrisches Licht gibt es nicht. Die Tischplatte und der Fußboden sind übersät von Zigarettenresten.

Unser Erscheinen hat bei den Hausparteien großes Aufsehen hervorgerufen. Sie stehen alle auf dem Gang, der Hausbesorger hält sie uns vom Leib. Ich bitte ihn zu mir und frage, ob er wohl Karl Mayer agnoszieren könne. Mit geschwellter Brust, geschmeichelt, daß wir ihn gegenüber den anderen Hausparteien auszeichnen, betritt er mit uns den Abstellraum, wirft einen Blick auf den Toten: „Ja, das ist der Mayer."

Ehe ich ihn weiter befragen kann, ist er schon wieder auf

dem Gang. Etwas bleich im Gesicht und weich in den Knien schildert er den Hausparteien, was er gesehen hat. Wir hören, wie er bekanntgibt: „In der Brust vom Mayer steckt ein Dolch." Wahrscheinlich hätte der Griff eines Küchenmessers die Hausparteien weniger beeindruckt.

Ich bleibe auf dem Gang vor der Tür stehen. Zauberer gibt Mordalarm. Nach und nach kommen der Gerichtsmediziner, die Herren vom Sicherheitsbüro, der Fotograf, der Daktyloskop, der Stadthauptmann, der Leitende Beamte und der Bezirksvorsteher. Alle gehen sie zur Freude des Daktyloskopen in den Abstellraum. Man glaubt es kaum, wie viele Menschen in dem kleinen Raum Platz finden.

Was uns nie gelungen wäre, bringen die Fleischfliegen fertig: Sie vertreiben die wichtigen Herren erstaunlich rasch. Zurück bleiben nur der Gerichtsmediziner und der Daktyloskop. Der ist ratlos: Die Spuren auf dem Fußboden kann er schon in den Rauchfang schreiben, weil er nicht weiß, ob sie von all den wichtigen Herren der Obrigkeit oder von einem mutmaßlichen Täter stammen.

Wir haben aber schon vor seinem Eintreffen, wissend, was kommen wird, eine Skizze angelegt und können uns damit etwas helfen.

Der Gerichtsmediziner ist sich nicht im klaren, ob Mord oder Selbstmord vorliegt. Die vielen kaum vernarbten, oberflächlichen Stichwunden im Körper des Toten irritieren ihn.

Ich mache mir meine eigenen Gedanken darüber und nehme mir vor, in einer bestimmten Richtung zu recherchieren.

Der Daktyloskop untersucht den Griff des Küchenmessers auf Fingerabdruckspuren. Über Ersuchen des Gerichtsmediziners bleibt das Messer in der Brust des Mayer. Es soll erst bei der Obduktion entfernt werden.

Der Leichenabholdienst, von uns oft ungerechterweise „Leichenfladerer" benannt, kommt. Mayer wird in den Blechsarg gelegt und in die Leichenkammer des Gerichtsmedizinischen Instituts überstellt.

Das Sicherheitsbüro übernimmt die Amtshandlung; wir werden zur Mitarbeit aufgefordert.

Kurz darauf sitze ich in der Wohnung des Hausbesorgers; hab ihm ein Flascherl Wein mitgebracht und laß mir alles

erzählen, was er über Mayer und seine Lebensgefährtin weiß. In Kurzfassung:

„Mayer hat als Maurer immer gut verdient und wohnte nicht immer in dem Abstellraum. Er hatte im zweiten Stock eine Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung. Sogar mit Badezimmer. Die Wohnung war gutbürgerlich eingerichtet. Seine Lebensgefährtin Marie Hantschel, um vieles jünger als er, stammt sogar aus gutem Haus. Hat studiert. Sie schaute auf einen geordneten Haushalt. Ja, sie konnten sich allerhand leisten. Mayer war kein Trinker und brachte sein Geld immer brav nach Hause. Sie wollten sich einen Kleinwagen kaufen. Dazu kam es aber nicht mehr.

Eines Tages hatte Mayer einen Arbeitsunfall: Eine Schraube im Gerüst hatte sich gelockert, Mayer fiel mitsamt dem Laden, auf dem er stand, in die Tiefe. Er zog sich einen komplizierten Schädelgrundbruch zu. War lange in Spitalsbehandlung. Als er aus dem Krankenhaus kam, war er ein anderer Mensch. Es war erschreckend. Als hätte man ihn im Spital vertauscht. Er arbeitete nichts mehr und ergab sich dem Alkohol. Nicht einmal pfuschen ging er. Bald mußte er sein ganzes Hab und Gut verkaufen. Zum Schluß war er froh, daß er von der Hausfrau den Abstellraum als Wohnung bekam. Die junge Frau wollte Arbeit annehmen, doch Mayer erlaubte es ihr nicht. Er hing abgöttisch an ihr. Sie hat ihn aber auch in den schwersten Stunden nicht im Stich gelassen. Leider verfiel sie auch dem Alkohol. Man konnte direkt zusehen, wie beide von Tag zu Tag mehr herunterkamen. Kein Mensch konnte helfen. Wir ahnten alle, daß dies einmal schrecklich enden würde. Seit 14 Tagen ist die Hantschel verschwunden. Keine Ahnung, wo sie sich aufhalten könnte."

Im Meldeamt erhebe ich, daß Hantschel aus Döbling zugezogen ist. Dort, an ihrem ehemaligen Wohnort, sagt man mir, daß sie eine Schwester hat. Die soll sehr wohlhabend sein und in einer Villa in der Hinterbrühl wohnen.

Meine Recherchen ergeben, daß die Schwester Ärztin ist. Ich rufe sie an und bitte, sie besuchen zu dürfen. Ich werde erwartet. Frau Doktor sagt mir: „Meine Schwester ist vor ungefähr 14 Tagen total erschöpft und fast verhungert zu mir gekommen und hat mich um Hilfe gebeten. Sie ist dem Alkohol

verfallen und will eine Entziehungskur machen. Ich habe festgestellt, daß ihr Körper von Wunden aller Art übersät war. Ich habe sie in ein Privatsanatorium gebracht."

Ich erhalte von der Frau Doktor die Erlaubnis, ihre Schwester zu besuchen.

Marie Hantschel liegt teilnahmslos in ihrem Bett. Ihr blasses, schmales Gesicht hebt sich vom Weiß der Kissen fast nicht ab. Ich sprech sie an, kriege aber keine Antwort. Sie wirkt, als könne sie mich weder sehen noch hören. Erst bei Erwähnung von Karl Mayer bekommt ihr Gesicht etwas Farbe. Ich erzähle ihr alles, was ich über sie und Mayer erfahren habe. Beschreibe die erste Wohnung in Ottakring, komm auf den Abstellraum zu sprechen und vergesse nicht zu schildern, wie wir Mayer aufgefunden haben.

Ich will sie damit aus ihrer Lethargie reißen. Will ihr alles, was sie anscheinend schon verdrängt hat, mit aller Macht wieder ins Gedächtnis rufen. Und wenn auch nur für kurze Zeit. Ich will erfahren, was sich abgespielt hat, setze alles auf eine Karte und frag sie: ob für das Küchenmesser kein anderer Aufbewahrungsplatz zu finden war als die Brust des Mayer.

Sie wendet mir zum ersten Mal ihr Gesicht zu, sieht mich an und bleibt stumm.

Man sieht, daß sich in ihrem Inneren ein furchtbarer Kampf abspielt. Der Ausgang dieses Kampfes ist für sie lebensentscheidend.

Ich stör durch keine Frage, ja nicht einmal durch eine Bewegung. Wir sehen uns nur an. Dabei habe ich das Gefühl, daß sie durch mich hindurchsieht.

Sie wendet ihren Kopf und starrt die Wand an.

Hoffentlich kommt jetzt kein Arzt, keine Schwester und stört sie. Ich fühle es ganz deutlich, daß sie sich zu einem Entschluß durchringt. Ihre Lippen bewegen sich. Erst kaum verständlich, dann immer verständlicher spricht sie:

„Meine armen Eltern, hoffentlich können sie mir verzeihen. Ich hatte so eine frohe Jugend. Jeden Wunsch haben sie mir von den Augen abgelesen, und ich habe sie so enttäuscht."

Marie fängt zu weinen an. Ein gutes Zeichen: Die Tränen werden ihr das Herz leichter machen und die letzten Hemmungen wegspülen.

„Mit Auszeichnung habe ich maturiert", fährt sie fort. „Ich war damals so stolz."

Sie spricht noch immer nicht zu mir, sondern zur Wand. Dort dürfte sich jetzt vor ihrem geistigen Auge ihr Lebensfilm abspielen. Sie kommentiert:

„Ich wollte Diplomkaufmann werden und meinen Doktor für Welthandel machen, das Studium interessierte mich."

Pause.

„Gegenüber der Hochschule für Welthandel arbeiteten Maurer an der Fassade einer Villa. Als ich eines Tages vorbeiging, zog mich einer von ihnen, sichtlich betrunken, an seine Brust und wollte mich küssen. Ich wehrte mich und schrie. Da kam ein anderer Maurer und gab dem, der mich hielt, zwei kräftige Ohrfeigen. Der ließ mich sofort frei, und ich lief davon.

Obwohl ich mich fürchtete, ging ich auch am nächsten Tag bei ihnen vorbei. Ich weiß nicht, welche geheimnisvolle Kraft mich dort hinzog. Mein Helfer trat auf mich zu und entschuldigte sich für das Verhalten seines Kollegen. Ich brauchte keine Angst mehr zu haben, er sei auf eine andere Baustelle versetzt worden.

Ich erfuhr, daß mein Retter Baupolier war. Er gefiel mir ganz gut, obwohl er um etliche Jahre älter war als ich.

So lernte ich Karl Mayer kennen.

Jeden Tag wartete er, um mich begrüßen zu dürfen. Als er mir dann einmal mitteilte, daß er demnächst nicht mehr da sein werde, da er eine andere Baustelle bekommen habe, war ich richtig traurig. Ich gab ihm meine Karte und bat um seinen Anruf.

Bald gingen wir zusammen aus. Er war mein erster Mann. Als er mich zur Frau machte, war er so behutsam und besorgt um mich, daß ich ihn auslachte. Er wollte nicht, daß ich Schmerzen erlitt. Er war ein wunderbarer Mensch. Ich ging völlig in ihm auf, vernachlässigte mein Studium und hängte es schließlich ganz an den Nagel, um immer bei ihm sein zu können.

Meine Eltern waren gegen die Verbindung mit Karl. Ich verließ sie und zog zu ihm. Die Haushaltsführung machte mir großen Spaß. Er verdiente nicht schlecht, und es ging uns gut.

Ich unterrichtete ihn in Mathematik, Deutsch, wir besuchten

Theater; er war sehr lernbegierig. Er wollte die Baumeisterprüfung machen und studierte oft bis in die Nacht. Er hätte es bestimmt geschafft.

Zu meinem nächsten Geburtstag wollte er mir einen neuen Volkswagen kaufen, doch dazu kam es nicht mehr.

Wir waren sehr glücklich, und ich bereue nichts.

Eines Tages war das Glück vorbei. Ein Gerüst löste sich aus der Verankerung, Karl stürzte in die Tiefe und zog sich dabei eine schwere Kopfverletzung zu.

Er war lange Zeit in Spitalsbehandlung, und wie durch ein Wunder kam er mit dem Leben davon. Doch seine Psyche hatte sich verändert. Es war, als hätten sich durch den Anprall mit dem Kopf seine Ganglien verschoben und einen anderen Menschen aus ihm gemacht. Er, der einst so Fleißige, ging keiner Beschäftigung mehr nach, merkte sich nichts mehr, konnte sich nicht mehr konzentrieren und ließ geistig stark nach. Nur an mir hing er mit allem, was er noch hatte. Er ließ mich nicht aus seiner Nähe, ich war ihm alles.

Ich tat mein Möglichstes, doch es gelang mir nicht, ihn in geordnete Bahnen zu lenken, er wurde zum Trinker.

Wir gerieten in finanzielle Not, verkauften unsere Möbel, unsere Wäsche, unseren Schmuck, unsere Kleider, und eines Tages waren wir ohne Hab und Gut. Wir hatten faktisch nichts mehr und waren froh, von der Hausbesitzerin den Abstellraum als Wohnraum zu erhalten. Ich verfiel ebenfalls dem Alkohol.

Wissen Sie", spricht sie mich zum ersten Male an, „was sich sonst noch zwischen Karl und mir abgespielt hat, muß ich bis ins kleinste Detail erzählen, sonst bleibt es in mir und zerfrißt mir die Eingeweide. Ich will doch so gerne an Leib und Seele gesund werden, jetzt wo mich meine Eltern brauchen, denen ich soviel Leid zugefügt habe, daß sie herzkrank geworden sind.

So wie der Karl nach seinem Unfall ein anderer Mensch wurde, änderte auch ich mich. Ja sogar die Art unserer Liebe wandelte sich. Was blieb, war nur die Sucht Karls, mich zu haben, mich immer um sich zu wissen.

Er, der einst so Zarte, um mich Besorgte, der mir jeden Schmerz ersparen wollte, fiel über mich her wie ein wildes Tier,

würgte mich beim Geschlechtsverkehr und dämpfte seine glühenden Zigaretten an meinem nackten Körper aus.

Er biß mich in die Brust, daß ich vor Schmerz laut aufschrie. Meine Qual schien ihm unheimlichen Genuß zu verschaffen, denn er ließ meine Brust nicht locker. Wahnsinnig vor Schmerzen griff ich auf den neben dem Bett stehenden Tisch, ertastete eine Gabel und stieß sie ihm in den Rücken. Erst jetzt ließ er mich los und bat, ihn mit der Gabel überall in den Körper zu stechen. Ich stach ihn überall hin, und wir waren schließlich so erregt, daß ich mir von ihm eine Bierflasche einführen ließ, die er so wild in mich hineinstieß, daß ich meinte, er zerreißt mir die Bauchwand. Ich konnte mich nur retten, indem ich ihm die Gabel tief in den Penis stach.

Ich verstand mich selbst nicht mehr: Ich war nicht entsetzt, lief nicht davon, sondern fand Gefallen daran, ihm Schmerzen zuzufügen, bis er schrie. Und auch bei mir gingen die Schmerzen plötzlich in Wollust über und berauschten mich vor Genuß.

Zuletzt war ich damit einverstanden, daß er mich ans Bett fesselte. Er peitschte mich mit der Hundeleine und steckte mir seinen Penis so tief in den Mund, daß ich zu ersticken drohte. Ich biß kräftig zu und zerquetschte ihm fast die Hoden, erst dann ließ er ab von mir, um mir büschelweise Schamhaare auszureißen, die er dann kaute.

Danach schliefen wir beide erschöpft ein. In den frühen Morgenstunden erwachte er und betastete mich. Als er erregt war, mußte ich mir seinen Penis einführen. Er lag am Rücken, ich saß auf ihm. Je mehr er in Ekstase kam, desto kräftiger drückte er meine Brust. Er verlangte von mir, daß ich ihn während des Verkehrs mit dem Küchenmesser leicht steche, was wir oft machten.

Plötzlich, er dürfte seine Entladung gefühlt haben, bäumte er sich auf, packte mich bei den Haaren und zog mich an sich. Dabei stieß er sich das Messer in die Brust. Doch er hörte nicht auf, drückte mich noch fester an sich und das Messer noch tiefer hinein, bis er zurückfiel. Aus seiner Brust ragte der Griff des Küchenmessers. Ich wollte es herausziehen, doch es gelang mir nicht. Karl rührte sich nicht mehr.

Ich zog mich an; war weder hysterisch noch erschrocken

noch sonst irgendwie aufgeregt. Ich hatte das befreiende Gefühl: Jetzt geht mich alles nichts mehr an. Ich suchte meine Schwester auf, die mich auf meine Bitte hin in dieses Sanatorium brachte.

Sie weiß nicht, was zwischen Karl und mir vorgefallen ist, sie weiß nichts vom Weg in die Hölle, den ich gegangen bin.

Jetzt habe ich Ihnen alles erzählt, bitte lassen Sie mich allein."

Ich gehe und zermartere mir den Kopf, wie dies alles möglich sein konnte.

Der Rest ist Routine. Ich verständige das Sicherheitsbüro, der Polizeiarzt untersucht die Hantschel, führt sie einer psychiatrischen Behandlung zu.

Hantschel wird nach einiger Zeit gesund aus dem Sanatorium entlassen. Bei der Verhandlung kommt sie glimpflich davon. Offensichtlich ist sie schon bestraft genug.

Sie hat dem Alkohol abgeschworen, macht ihr Studium, wird Diplomkaufmann und Doktor für Welthandel. Ihre Eltern nehmen die verlorene Tochter mit offenen Armen auf.

Kindesentführer!

23 Uhr. Im Kinderpavillon des Wilhelminenspitals ist alles ruhig. Die Kinder schlafen.

Die Nachtschwester macht ihre Runde. Keine Vorfälle. Sie kehrt in das Dienstzimmer zurück. Plötzlich wird an das Fenster geklopft. Die Schwester sieht nach. Niemand ist zu sehen. Sie glaubt, sich getäuscht zu haben. Da klopft es wieder. Heftiger.

Die Schwester öffnet das Fenster, beugt sich weit hinaus. Auf der Liegeterrasse ist nichts zu sehen. Da, nur wenige Meter von ihr entfernt, erhebt sich ein Mann. Fast sein ganzes Gesicht verschwindet unter einem Vollbart. Er trägt einen weißen Umhang wie ein Araber. Rasch schließt sie das Fenster. Sie will das Dienstzimmer verlassen. Die Türe ist von außen abgeschlossen. Telefonisch ruft sie eine Kollegin zu Hilfe. Die Kollegin findet eine völlig verstörte Nachtschwester.

„War die Türe zu meinem Dienstzimmer offen?"

„Ja, warum?"

„Weil sie vorhin versperrt war. Haben Sie aufgesperrt?"

„Nein. Steckt ja kein Schlüssel."

„Der Schlüssel ist seit Tagen verschwunden. Trotzdem war die Tür, bevor ich Sie rief, versperrt."

„Aber als ich kam, war sie offen."

Beide gehen zur Tür. Sie ist unverschlossen. Schlüssel steckt keiner.

„Also das versteh ich nicht. Vorhin klopft es ans Fenster, ich seh nach: niemand da. Dann klopft es wieder. Ein Mann mit Vollbart und arabischem Umhang steht auf der Liegeterrasse. Ich ruf Sie an. Sie kommen. Die Tür, die versperrt war, ist wieder offen."

„Kommen Sie, schauen wir auf die Terrasse."

Dort ist alles in Ordnung.

„Gehn wir ins Arbeitszimmer."

Auch hier keine Veränderung.

„Sind S mir nicht bös, Kollegin. Aber ich glaub, Sie haben

geträumt. Was lesen Sie denn da? Na ja, einen Kriminalroman. Dann versteh ich alles."

Niedergeschlagen bleibt die Schwester zurück.

Am Morgen erzählt sie ihr Erlebnis. Man lacht sie aus.

Die Tagesarbeit löscht die Erinnerung der Nacht, niemand denkt mehr daran.

Abermals wird es Abend. Die Nachtschwester tritt ihren Dienst an. Sie hat sich mit einem Gummiknüppel bewaffnet. Um 22 Uhr hört sie aus dem Saal der Kinder schlurfende Schritte. Sie sieht sofort nach. Nichts. Die Kinder schlafen.

Um 23 Uhr klopft jemand ans Fenster. Vorsichtig öffnet sie. Ein Unbekannter fährt ihr mit einem Tuch ins Gesicht. Sie glaubt, Äther zu riechen. Schnell schließt sie das Fenster. Schlägt Alarm.

Mit einem Arzt geht sie durch den Kinderpavillon. Er öffnet das Fenster zur Liegeterrasse. Ihm stockt der Atem. Unter dem Fenster liegt in einem Polster gebettet ein schlafendes Kleinkind. Der Arzt bringt es in das Krankenzimmer.

Aber wie sieht es hier aus! Einige Kinder liegen unter dem Bett. In mehreren Betten liegen zwei Kinder. Der Tisch, der immer in der Mitte des Raumes steht, befindet sich jetzt am anderen Ende. Gespenstisch. Aber alle Kinder schlafen. Keines weint.

Es muß jemand in die Station eingedrungen sein.

Der Arzt läßt den Pavillon, alle Durchgänge, alle Türen sperren. Die Nachtdienstschwester findet keine Ruhe.

Am Morgen große Aufregung. Der Arzt meldet die Vorfälle dem Krankenhausdirektor.

Beide besuchen unseren Bezirksleiter. Der läßt mich rufen.

„Man wollte vermutlich ein Kind entführen." Der Direktor meint: „Möglicherweise haben wir es mit einem Geisteskranken zu tun." Der Arzt, zu jung, um in Gegenwart seines Direktors eine eigene Meinung zu haben: „Bestimmt ein Geisteskranker. Nicht auszudenken, wenn der ein Kind ermordet. Schließlich ist einem Geisteskranken alles zuzutrauen."

Soweit es mir möglich ist, beruhige ich die Herren. Ein Plan wird entworfen.

„Die Überwachung der Grünflächen des Krankenhauses erfolgt durch die Sicherheitswache", sagt der Bezirksleiter.

Einspruch des Direktors: „Bitte nur keine Uniformierten auf dem Areal des Krankenhauses!"

„Gut. Die gesamte Amtshandlung übernimmt die Kriminalpolizei."

Erleichtert verlassen uns die beiden Herren.

Der Bezirksleiter sinniert: „I waaß net. Wenn da was schiefgeht, zerreißen s mi in der Luft. I verständig lieber das Sicherheitsbüro."

„Aber Herr Bezirksleiter, das haben wir doch nie. Was im Bezirk anfällt, erledigen wir selber. Ist doch Ihr Motto. Der Erfolg hat uns bis jetzt recht gegeben."

„Ja, schon. Nur, bei Kindern ist das recht brisant. Aber meinem Motto bleibe ich treu. Sicherheitsbüro wird nicht verständigt. Ich werd halt die Amtshandlung persönlich leiten."

„Ich würde meinen, Herr Bezirksleiter, dann benehmen Sie sich aber der Steigerungsmöglichkeit."

„Was soll das heißen?"

„Na ja, offiziell sind Sie ja der Leiter aller Amtshandlungen. Unser Chef. Sind wir erfolgreich, dann nur deshalb, weil Sie den Einsatzplan ausgearbeitet haben. Sollten wir diesmal nicht gleich auf Anhieb Erfolg haben, können Sie immer noch sagen: Das passiert nicht noch einmal. Jetzt übernehm ich persönlich die Amtshandlung!"

„Hm, gar keine schlechte Idee. So wollen wir es halten. Burschen, seids auf Draht. Ich schalt mich erst ein, wenns brenzlich wird."

So können wir unter uns bleiben. Wir sind in unserer Gruppe lieber auf uns allein angewiesen. Ich informiere meine Kollegen.

Am Abend startet der erste Einsatz. Pratzerl und einen Kollegen teile ich als Außendeckung des Pavillons ein. Ich weiß, Pratzerl ist gefährlicher als ein streunender Wolf. Der andere Kollege zurückhaltend. Sollte Pratzerl in seinem Eifer eine Extratour reiten, bremst der ihn sicher ein.

Zwei weitere Kollegen stehen im Parterre des Kinderpavillons. Zauberer und ich übernehmen die Überwachung des unmittelbaren Tatortes. Ärzte und Schwestern sind von unserem Einsatz informiert. Bis 5 Uhr früh rührt sich nichts.

Ich berichte dem Bezirksleiter. Bis zum nächsten Einsatz sind wir dienstfrei.

Um 22 Uhr beziehen wir abermals Posten.

Pratzerl zieht wie ein gereizter Löwe um den Pavillon. Eine allgemeine Unruhe macht sich bemerkbar. Wichtig ist, daß die Kinder in ihrer Nachtruhe nicht gestört werden. Waffengebrauch ist innerhalb des Pavillons untersagt.

Mitternacht ist vorüber. Noch kein Grund zum Einschreiten. Ich gehe von der Liegeterrasse in das Krankenzimmer. Zauberer kommt mir entgegen. Gibt mir ein Zeichen, mit ihm wieder auf die Liegeterrasse zu gehen. Ihm ist aufgefallen, daß drei Buben im Alter von dreizehn Jahren nicht schlafen; nur so tun.

Wir nehmen uns die drei Buben in das Schwesternzimmer. Vorher bleibt Zauberer an ihren Betten stehn. Ich gehe mit ihnen weiter. Kurz darauf kommt Zauberer nach.

Die Buben heulen. Ich frag sie, warum sie nicht schlafen. Keine Antwort.

„Ihr braucht euch nicht zu fürchten. Wir sind von der Polizei."

Der Willi: „Das wiß ma eh. Darum liegt ja heute kein Kind auf der Terrasse."

Max: „Die Schwester hat uns ja gesagt, daß heute nacht die Polizei da ist. Darum haben wir nicht geschlafen. Wir wollten sehen, was die Polizei macht. Aber jetzt wollen wir in unsere Betten."

Ehe Zauberer die Buben noch etwas fragen kann, kommt die Schwester wie eine Furie in das Zimmer: „Also, so geht das nicht. Die Kinder gehen sofort schlafen."

Die Buben stehen auf, wollen gehen. Zauberer hält sie zurück. Die Schwester wird hysterisch und schreit: „Wenn Sie die Kinder nicht in ihre Betten lassen, hol ich den Arzt."

„Ich bitte darum."

Der Arzt, sicherlich von der Schwester präpariert, plärrt, kaum hat er das Zimmer betreten: „Was fällt Ihnen ein! Die Kinder gehen sofort schlafen. Wenn Sie unfähig sind, den Täter zu fassen, lassen Sie wenigstens unsere Kinder in Ruh."

„Herr Doktor, wenn hier jemand unfähig ist, dann sicherlich nicht wir."

Zauberer sekundiert: „Herr Doktor, mein Kollege hat recht. Stellen Sie selbst fest, wer hier unfähig ist. – Maxi, komm zu mir. Hier geb ich dir deinen Vollbart wieder. Komm, zeig uns, wie du die Schwester erschreckt hast."

Die Augen des Buben leuchten auf. Er verschwindet und klopft im nächsten Augenblick ans Fenster. Etwas kleinlaut kommt er zurück.

„Hab's ja nur getan, weil die Schwester hat uns immer das Licht abgedreht. Mein Umhang war mein Leintuch. Mit dem Aufwischfetzen bin ich ihr einmal aus Spaß ins Gesicht gefahren. Die Schwester hat sich ganz schön vor mir gefürchtet. Wir haben uns abgehaut vor Lachen."

Voll Stolz sagt Willi: „Der Auf- und Zusperrer war ich." Greift in seine Pyjamajacke und gibt der Schwester den langgesuchten Schlüssel.

Und Fritzi: „Ich hab das Kind auf die Liegeterrasse gelegt. Hab aber eh aufpaßt und es auf einen Polster gelegt. Die anderen Kinder haben wir auch umgebettet. Aber so vorsichtig, daß sie nicht einmal munter geworden sind. Na ja, den Tisch im Krankenzimmer haben wir verschoben. Wollten die Schwester nur ärgern."

Arzt und Schwester haben den Mund offen.

„Herr Doktor, wenn Sie den Unfähigen gefunden haben, melden Sie es dem Direktor. Sagen Sie ihm, daß fähige Kriminalisten den Fall restlos geklärt haben."

Urlaub in Wien

Es ist zwei Uhr morgens, Pratzerl und ich stehen in einer finsteren Hausnische. Fast in jeder Nacht werden in der Gegend um die Bachgasse Straßenpassanten überfallen, brutal niedergeschlagen und beraubt.

Manche der Opfer liegen im Spital, andere müssen zu Hause das Bett hüten. Meistens handelt es sich um ältere Personen mit Kieferbrüchen und leichten Gehirnerschütterungen. Es war uns bisher nicht möglich, auch nur den geringsten Hinweis zur Ausforschung der unbekannten Täter zu erhalten.

Wir stehen schon lange auf Beobachtungsposten. Es geschieht nichts. Die Nacht vergeht wie viele vorher. Wir beschließen, die Raubopfer noch einmal zu befragen. Möglicherweise findet sich doch ein Hinweis, und wir kommen zu einer Spur.

Und wieder: ergebnislos.

Die behandelnden Ärzte meinen, die Opfer seien mit einem Sandsack niedergeschlagen worden.

In der Nacht auf Sonntag werden die Räuber abermals aktiv:

Zwei Stunden vor Mitternacht. Ecke Friedrich-Kaiser-Gasse und Lindauergasse geht ein fünfundsiebzigjähriger Pensionist heim. Er wird von zwei Burschen angehalten: „Wo ist denn hier die Grundsteingasse?" fragt einer. Der alte Herr gibt bereitwillig Auskunft. Und plötzlich schlägt einer der Burschen brutal zu. Die Verbrecher rauben ihm die Brieftasche, Taschenuhr, eine goldene Durchzugskette und ein Portemonnaie. Als gegen 22.30 Uhr Passanten am Gehsteig in der Friedrich-Kaiser-Gasse den bewußtlosen alten Mann finden, wird der Rettungsdienst gerufen. Der Alte kommt in die I. Unfallstation.

Wir werden verständigt und fahren ins Krankenhaus. Der Mann ist kaum ansprechbar. Er hat durch den furchtbaren Schlag einen doppelten Unterkiefer- und einen einfachen Oberkieferbruch erlitten. Aus seinen Ausweispapieren erfahren wir seinen Namen – Gangl – und seine Adresse.

Sofort setzen wir uns mit seiner Frau in Verbindung.

„Er ist sonst immer spätestens um zehn daheim . . ."

Wir erzählen, was geschehen ist, beruhigen sie und versprechen, sie morgen zu ihrem Mann zu bringen.

Gangl ist am Samstag gegen 19 Uhr in sein Stammwirtshaus in der Friedrich-Kaiser-Gasse gegangen, um seinen Beitrag im Sparverein einzuzahlen. Meistens bleibt er bis 21.30 Uhr dort und kommt eine halbe Stunde später heim.

Im Gasthaus erheben wir, daß Gangl zur gleichen Zeit wie immer gekommen ist, zwei Viertel Wein getrunken hat, beim Schnapsen seiner Bekannten zugesehen und gegen 22 Uhr das Lokal verlassen hat. Es hat keinen Streit gegeben. Gangl ist jedem Gast bekannt, seit rund vierzig Jahren wohnt er in der Gegend. Er gilt als ruhiger und friedlicher Mensch, der niemanden beleidigt und nicht streitsüchtig ist. Der Wirt schwört, daß ihm keiner seiner Gäste gefolgt ist.

Viel ist es nicht, was wir erfahren haben.

Wie versprochen, holen wir am nächsten Tag Frau Gangl ab und bringen sie ins Spital zu ihrem Mann.

Der Patient hat ein Drahtgeflecht im Mund, kann nicht sprechen und wird flüssig ernährt. Er leidet unter starken Schmerzen.

Ob dieser Anblick dem Täter wohl nahegehen würde?

Ich glaube kaum.

Es ist rührend, wie sich die beiden alten Menschen ununterbrochen streicheln und die Frau immer wieder sagt: „Papa, bleib ganz ruhig. Bald wirst du wieder gesund. Schau, ich bin doch bei dir." Dabei rollen beiden dicke Tränen über die Wange.

Ich zieh einen Bogen Schreibpapier aus der Tasche. „Herr Gangl, bitte, wenn es Ihnen möglich ist, schreiben Sie mir etwas über den Hergang der Tat auf. Alles, was Sie wissen, ist für uns wichtig."

Viel Hoffnung habe ich allerdings nicht, Anhaltspunkte zur Ausforschung der Täter zu erhalten.

Wir setzen Gangl auf. Er hat sichtlich Schmerzen, doch er schreibt. Plötzlich betritt ein Arzt das Zimmer und schreit uns an: „Ja, was fällt denn Ihnen ein, den Patienten aufzurichten und schreiben zu lassen. Verlassen Sie sofort den Raum."

Ich weise mich aus und bitte um Entschuldigung, daß wir uns nicht gleich vorgestellt haben. Erkläre dem Arzt, wie wichtig es wäre, etwas über die Täter zu erfahren, die Straßenpassanten brutal niederschlagen und berauben.

Er wird jedoch noch wütender, verbittet sich jeden Bericht und schreit: „Hier bestimme ich! Ihre Aufgabe ist es, die Täter auszuforschen, meine, den Patienten zu heilen. Ich mische mich nicht in Ihre Angelegenheit; pfuschen Sie mir nicht in meine. Wenn ich als Autofahrer von Ihnen aufgeschrieben werde und Ihnen zu erklären versuche, warum ich etwa im Parkverbot stand, sind Sie ja auch unansprechbar und berufen sich auf Ihre ‚Vurschrift'. Na also."

Ich seh ihn nur erstaunt an und sag ihm, daß die Kriminalpolizei mit Organmandaten nichts zu tun hat.

Der liebe, menschenfreundliche Arzt bleibt in seiner Wut dabei: „Ach, hören S auf, Wachter bleibt Wachter!"

Darauf laß ich ihn stehen. Er soll fühlen, daß er für uns Luft ist. Zu Frau Gangl sage ich noch: „Wir warten draußen auf Sie."

Nach rund zwanzig Minuten kommt sie, und wir bringen sie im Wagen heim. Während der Fahrt öffnet sie ihre Handtasche und gibt mir meinen Bogen Papier: „Wissen S, wie der unsympathische Doktor weg war, hat mein Mann weitergeschrieben."

Auf dem Papier steht in zittriger Schrift: „2 Deutsche, jung, groß klein."

Im Kommissariat überlegen wir. Pratzerl meint: „Na ja, aber du weißt ja, mit welchen Gfraßtern wir es zu tun haben. Die haben vielleicht die Deutschen nur imitiert, um uns in die Irre zu leiten. Wir fahnden nach deutschen Staatsbürgern, und in Wirklichkeit sind's Wiener Pülcher."

Seine Meinung hat etwas auf sich. Trotzdem schicke ich ihn aufs Meldeamt. Er soll rund um den Tatort „nachwassern", ob nicht doch deutsche Staatsbürger gemeldet sind. Zauberer hilft ihm dabei.

Ich selbst ruf im „Hotel Thalia", das im Zentrum der Tatorte liegt, an. Der Portier, ein pensionierter Sicherheitswachebeamter, weiß sofort, worauf es mir ankommt. Vor zirka zehn Tagen, sagt er, sind tatsächlich zwei junge Deutsche im Hotel

abgestiegen. „Heute wollen sie abreisen, ihre Koffer stehn noch im Zimmer. Sie machen noch einige Besorgungen." Er beschreibt sie: Beide mögen zwanzig Jahre alt sein, einer sehr groß, breitschultrig, der andere eher klein und schmächtig. Sie machen einen guten Eindruck, sind nett, höflich und haben während der zehn Tage Hotelaufenthalt keinen Grund zu mißliebigen Wahrnehmungen gegeben.

Der Portier glaubt nicht, daß es sich bei den beiden um die von uns gesuchten Täter handelt. Aber man kann nie wissen, denke ich. Wir verbleiben dabei, daß er mich sofort anruft, wenn beide zurückkommen.

Pratzerl und Zauberer berichten, im Meldeamt nichts gefunden zu haben. Ich erzähle ihnen von meinem Gespräch mit dem Portier. Pratzerl will sofort das Hotel aufsuchen. Wir einigen uns aber, den Anruf des Portiers abzuwarten.

Kurz darauf klingelt das Telefon. „Die beiden Burschen sind eben zurückgekehrt. Die Funkstreife hab ich auch schon verständigt", meldet der Portier.

Da wir im Augenblick keinen Dienstwagen frei haben, laufen Pratzerl und ich zur Thaliastraße und halten einen Pkw an. Ich weise mich aus und bitte den Lenker, uns so rasch wie möglich zum „Hotel Thalia" zu bringen.

Vor dem Hotel stehen bereits zwei Funkstreifenwagen; in der Hotelhalle vier baumlange Funkstreifenpolizisten, Dienstpistole in der Hand.

Ich seh mich suchend um und frag die Kollegen: „Wo sind denn die beiden Deutschen?"

Sie schauen mich erstaunt an, als wollten sie sagen: „Ja, glaubt ihr vielleicht wirklich, wir machen für euch eine Festnahme?"

Doch schon räuspert sich einer der Polizisten: „Die Deutschen befinden sich auf Zimmer 4." Sie selbst seien nur auf Vorpaß hier.

Pratzerl sagt ihnen etwas nicht sehr Kollegiales und stürmt schon das Zimmer 4, ich hinter ihm drein; sehe, wie er sich auf den langen der beiden wirft, der ihn um gut zwei Hauptlängen überragt. Pratzerl schreit in einem Atemzug: „Kriminalpolizei, wir werden euch helfen, alte Leute niederschlagen und berauben!" Der Kleine will aufspringen, doch ich sorge dafür, daß er

sitzenbleibt, ob er mag oder nicht. Schnell durchsuchen wir beide, sie haben keine Waffen bei sich.

Der hünenhafte Deutsche sagt: „Nee, so wat, Karl Heinz, wat sagst zu der Manier der österreichischen Polizei? Überfallen hier zwei friedliche deutsche Urlauber. Det kann doch nischt erlaubt sein. Wir werden uns in der Botschaft beschweren. Mann, da werdet ihr aber doof gucken."

„Ja", schreit Pratzerl, „ihr Arschlöcher könnt euch ruhig beschwern. Aber vorher gehts ins Häfen, gemma!"

Flugs sitzen wir in einem Funkwagen, und ab geht die Post. Der zweite Funkwagen bringt die Koffer der Deutschen ins Kommissariat.

Ihr Hotelzimmer ist durchsucht worden – nichts. Die beiden werden von uns einvernommen und entwickeln sich zu harten Stehern, die von nichts wissen und nur auf Urlaub in Wien sind. Waren wir vielleicht zu voreilig mit der Festnahme? Als sie überhaupt nicht mehr antworten und stur verlangen, mit ihrer Botschaft in Verbindung treten zu dürfen, gehen wir daran, sie den Opfern gegenüberzustellen.

Wir legen ihnen Handschellen an und bringen sie zu Gangl in die I. Unfallstation.

Vorschriftsmäßig melden wir uns beim diensthabenden Arzt und erhalten die Erlaubnis zur Gegenüberstellung.

Gangl bäumt sich förmlich in seinem Bett auf, als er die beiden sieht. Sprechen kann er noch immer nicht, nur ein gurgelndes Geräusch kommt über seine Lippen, das wie „aaah, aaah" klingt. Er zeigt immer wieder auf die Burschen und nickt mit dem Kopf.

Doch diese spielen unbeteiligt und geben sich blasiert.

Am Gang faucht Pratzerl die beiden an: „Habt ihr gesehen, wie der alte Mann leidet? Er hat euch einwandfrei als Täter wiedererkannt."

„Mensch, Karl Heinz", fährt Horst Adolf auf, „haste det vernommen? Wir wurden wiedererkannt! Nee, so wat, ick hörte nur, daß der alte Mann ‚aaah, aaah' sagte. Mann, nennen Sie das Wiedererkennen?"

Ich gehe zum Spitalsarzt, erkläre ihm die Situation und bitte ihn, Gangl zu befragen, ob er in den beiden die Täter wiedererkannt habe. Gangl möge die Antwort auf ein Stück

Papier schreiben. Der Arzt ist einverstanden. Er dürfte heute seinen guten Tag haben, ist besonders nett zu uns. Es scheint ihm Gutes widerfahren zu sein.

Gangl bestätigt schriftlich, daß er vom größeren der beiden Burschen niedergeschlagen worden sei. Der andere habe ihn beraubt.

Gleich im Krankenzimmer vernehme ich den Arzt als Zeugen, und mir wird zum ersten Mal bei dieser Amtshandlung richtig leicht ums Herz.

Ich lese die Niederschrift des Arztes Horst Adolf und Karl Heinz vor, und beide werden etwas kleinlauter. Ich frage sie, ob sie noch immer darauf bestünden, ihre Botschaft anzurufen. Sie geben keine Antwort.

Nun geht es von einem Opfer zum andern, und in aller Mienen zeigt sich bei der Gegenüberstellung mit den Burschen ein Zug des Wiedererkennens.

Manche Opfer können schon sprechen. Von ihnen erfahren wir, daß Horst Adolf zugeschlagen hat und Karl Heinz die Beraubung durchführte.

Horst Adolf und Karl Heinz legen ein umfassendes Geständnis ab. Sie geben zu, vor zehn Tagen nach Wien gekommen zu sein. Ihre Besuchstour beim Heurigen fiel aber so intensiv aus, daß sie bald kein Geld mehr hatten. Sie konnten weder die Hotelrechnung bezahlen, noch hatten sie Geld für die Heimreise. So kamen sie auf die Idee, Straßenpassanten zu überfallen, niederzuschlagen und zu berauben. Horst Adolf ist deutscher Jugendboxmeister, hat Hände wie ein Schaufelbagger und schlug die Opfer zusammen. Ein Sandsack wurde nie verwendet. Karl Heinz raubte die Opfer aus. Alles wurde zu Geld gemacht, Pretiosen verpfändet oder verkauft, die Pfandscheine zerrissen und weggeworfen.

Als sie genug Geld hatten, um die Rechnung zu bezahlen und ihre Heimreise zu finanzieren, wollten sie abreisen.

Im letzten Augenblick wurden sie von uns geschnappt.

Der Trick

Udo Waidhausen, 19 Jahre, Büroangestellter, hat mit Ach und Krach maturiert. Hält sich für ein kaufmännisches Genie. Weiß alles besser, kann alles besser.

Eine wahre Plage für seine Kollegen.

Im Auftrag seiner Firma erstattet er folgende Anzeige:

„Ich habe vor zehn Tagen im Postamt in der Thaliastraße zwölf Postanweisungen aufgegeben. Darunter waren zwei Beträge auf 5.000 Schilling. Nach einer Woche reklamierte ein Kunde die Überweisung von 5.000 Schilling. Diesen Betrag hatte ich aufgegeben. Den gestempelten Empfangschein der Post weise ich hier vor. Das heißt, ich zeige Ihnen gleich alle zwölf gestempelten Empfangscheine. Alle am gleichen Tag am gleichen Postamt aufgegeben. Ich war der Meinung, es habe sich um einen Irrtum seitens der Post gehandelt. Der Postbeamte, der mich damals abfertigte, erklärte mir aber, ein Irrtum seitens der Post liege nicht vor. Er habe nur einmal den Betrag von 5.000 Schilling erhalten. Außerdem seien es elf und nicht zwölf Postanweisungen gewesen.

Jetzt meine ich, daß der Postbeamte die 5.000 Schilling veruntreut hat. Gott sei Dank bin ich ja im Besitze von zwölf von der Post gestempelten Empfangscheinen. Darunter befinden sich zwei Beträge à 5.000 Schilling. Meine Firma schließt sich einem einzuleitenden Strafverfahren als Privatbeteiligte mit der Schadenssumme von 5.000 Schilling an."

Pratzerl und ich besuchen im Postamt den Vorstand. Der Schalterbeamte Schuster wird gut beschrieben, gilt als verläßlich. Der Vorstand meint: „Schuster hat schon über zwanzig Dienstjahre und würde meines Erachtens nie etwas veruntreuen. Der vorgesetzten Dienststelle muß aber der Vorfall gemeldet werden. Ob Schuster dann noch im Dienst bleiben darf, wird sich weisen."

Schuster wird von uns mit der Anzeige konfrontiert. Er bleibt dabei, nur einen Betrag von 5.000 Schilling erhalten zu haben. Außerdem seien es elf und nicht zwölf Postanweisungen

gewesen. Ich zeig ihm die von ihm abgestempelten zwölf Empfangscheine. Darunter zwei Beträge auf 5.000 Schilling. Schuster wird merklich unsicher. Hat keine Erklärung. Ich bitte ihn, nach Dienstschluß zur Einvernahme ins Kommissariat zu kommen.

In der Zwischenzeit hat Pratzerl erhoben: Schuster hat einige Tage nach der gegenständlichen Einzahlung einen Kurzurlaub nach Paris unternommen; und zwar ganz überraschend. Sein Urlaubstermin war eigentlich ein späterer Zeitpunkt. Vor dem Urlaub hat er sich neu eingekleidet.

Gegen 17.30 Uhr kommt Schuster zur Einvernahme.

Er schildert den Vorgang des Einzahlers. Ich unterbreche ihn: „Herr Schuster, wenn Ihnen der Einzahler nur die Postanweisung übergibt ohne Geld, was machen Sie da?"

„Na, ich geb die Postanweisung zurück."

„Sie stempeln den Empfangschein auch nicht ab?"

„Sicher nicht. Kein Geld, keine Empfangsbestätigung."

„Herr Schuster: Der Anzeiger hat aber zwölf von Ihnen abgestempelte Empfangscheine. Also hat er Ihnen für jede Postanweisung das Geld gegeben. Sonst hätten Sie den Empfangschein ja nicht gestempelt."

„Herr Inspektor, das ist es ja, was ich nicht verstehe. Ich weiß es noch genau: Der Einzahler hat mir nur elf Postanweisungen gegeben. Nur eine Postanweisung auf 5.000 war darunter."

„Noch einmal: Der Anzeiger hat aber zwölf von Ihnen gestempelte Empfangscheine. Darunter zwei Postanweisungen auf je 5.000 Schilling."

„Herr Inspektor, ich seh's ja ein. Es bleibt mir trotzdem ein Rätsel."

„Das Rätsel müssen wir aber lösen, sonst bleiben Sie über. Erinnern Sie sich bitte genau. Wie war das mit den zwölf Postanweisungen?"

„Laut meinen Eintragungen im Postbuch waren es elf und nicht zwölf Postanweisungen. Der Betrag von 5.000 Schilling scheint nur einmal auf. Der Herr übergab mir seine Aufstellung mit den Beträgen. Ich rechnete nach, übernahm das Geld und stempelte die Postanweisungsempfangscheine. Die Liste mit der Aufstellung nahm sich der Mann mit."

„Herr Schuster, es müssen auf der Aufstellung zwei Beträge zu je 5.000 Schilling gewesen sein. Ihre Überprüfung war ja positiv!“

Schuster scheint zu zittern. Jetzt macht er ein Geständnis, denke ich. Doch er sagt nur:

„Herr Inspektor, ich weiß, alles spricht gegen mich. Aber ich schwör's, ich hab nur einmal 5.000 Schilling erhalten. Bitte glauben und helfen Sie mir.“

„Da müssen Sie einen Empfangschein auf Luft gestempelt haben. Und das glaub wieder ich nicht. Aber etwas anderes. Warum haben Sie plötzlich einen Teil Ihres Urlaubs vorgelegt und sind nach Paris geflogen?“

„Weil ich die Flugreise durch Bekannte sehr billig bekommen habe. Und eine Parisreise war immer schon ein Lieblingswunsch von mir.“

„Und neu eingekleidet haben Sie sich auch.“

„Bitte, hier haben Sie mein Sparbuch. Überzeugen Sie sich, Herr Inspektor. Ich habe erspartes Geld.“

Schuster hat auf seinem Sparkonto 25.000 Schilling.

„Aber Herr Schuster, da haben Sie es ja nicht notwendig, wegen 5.000 Schilling Ihren Beruf und Ihre Pension aufs Spiel zu setzen!“

„So glauben Sie mir doch. Ich habe nur einmal den Betrag von 5.000 Schilling übernommen. Es waren wirklich nur elf und nicht zwölf Postanweisungen.“

„Der Anzeiger hat aber zwölf gestempelte Empfangscheine und darunter zwei Beträge von 5.000 Schilling, Herr Schuster.“

„Eben.“

So kommen wir nicht weiter.

„Herr Schuster, unterschreiben Sie Ihre Niederschrift. Sie werden von uns bald hören.“

Am nächsten Tag bin ich in der Firma des Anzeigers.

„Sagen Sie, Herr Waidhausen, haben Sie noch die Aufstellung der Postanweisungen?“

„Nein, Herr Inspektor. Wozu hätte ich sie aufheben sollen? Alle Beträge habe ich einbezahlt. Die Empfangscheine sind von der Post bestätigt. Also wozu? Ja, hätte ich geahnt, daß der Postbeamte ein Betrüger ist, dann hätte ich mir auch meine Aufstellung aufgehoben.“

Der Firmenchef ist auch der Meinung, der Postbeamte habe den Betrag veruntreut. Für ihn ist alles eindeutig: Waidhausen hat die zwölf gestempelten Empfangscheine. Die Beträge wurden in der Firma gebucht, daß heißt überwiesen.

Ich erkundige mich so nebenbei um die Dienstleistung des Waidhausen.

„Na ja. Er kommt pünktlich zum Dienst. Zu den Kunden ist er höflich. Nur etwas fleißiger könnte er sein."

„War sonst immer alles in Ordnung?"

„Bitte, schon vor längerer Zeit hatte er einmal ein Manko in seiner Spesen- und Portokasse. Es fehlten damals 2.000 Schilling. Der Betrag wurde schließlich von Herrn Waidhausen ersetzt. Sonst kann ich nichts Nachteiliges über Herrn Waidhausen sagen."

Ich bedanke mich für die Auskunft und besuche den Postbeamten Schuster zu Hause.

Er lebt in einer Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung. Sehr rein und ordentlich. Seine Frau und er sind verzweifelt: Er ist heute vom Dienst suspendiert worden.

Er schwört nach wie vor, nur eine Postanweisung über 5.000 Schilling übernommen zu haben.

Ich beruhige ihn: Wenn er das Geld nicht genommen hat, muß sich seine Unschuld herausstellen.

„Herr Inspektor, Sie haben meinen Mann gefragt, warum er einen Teil seines Urlaubes vorverlegt hat. Da bin ich daran schuld. Ich hab die günstige Flugreise aufgetrieben und meinem Mann nahegelegt, sich anläßlich seines Geburtstages seinen Lieblingswunsch zu erfüllen. Und jetzt wird er verdächtigt, die Reise mit gestohlenem Geld unternommen zu haben."

„Frau Schuster, ich habe es schon Ihrem Mann gesagt, wir unternehmen alles, um den Fall zu klären. Wenn sich die Unschuld Ihres Mannes herausstellt, geh ich persönlich mit ihm zum Personalchef der Post- und Telegraphenverwaltung und sorge dafür, daß er sofort wieder eingestellt und völlig rehabilitiert wird."

Nach einer Gruppenbesprechung beschließen wir, Udo Waidhausen zu beobachten. Ab sofort hat er einen Schatten. Pratzerl, Zauberer und ich übernehmen die erste Schicht.

Waidhausen geht von der Firma gleich nach Hause. Die

Wohnungsfenster sind beleuchtet. Dann wird's halbdunkel. Vermutlich sitzt die Familie beim Fernsehen. Um 21.30 Uhr begibt man sich zu Bett. Nur im separierten Kabinett des Udo brennt noch kurze Zeit Licht. Dann wird es auch hier finster.

Pratzerl raunzt: „Jetzt können wir abreißen. Heute sitzen wir auf dem Dampfer. Der Udo schnarcht schon." Ich stelle es ihm frei wegzugehen. Ich bleibe mit Zauberer. Pratzerl sieht mich verwundert an.

„Ja, schau nur. Weit und breit keine Hexen."

„Ich weiß nicht", lacht er. „Umsonst bleibst du nicht auf Posten. Ich will wissen, was passiert. Darum bleib ich auch."

Nicht viel später wird es hinter Udos Fenster wieder hell.

„Aha, hab ich's doch gewußt. Chef, du bist mir unheimlich."

Das Licht im Zimmer verlischt wieder. Wenige Minuten darauf öffnet sich das Haustor. Udo Waidhausen, elegant gekleidet, eilt zum Taxistandplatz. Er fährt in ein bekanntes Nachtlokal in der Stadt.

Zauberer, den Waidhausen noch nicht kennt, begibt sich in das Lokal. Ersucht den dort diensthabenden Kriminalbeamten, ein Auge auf Waidhausen zu haben; vielleicht könne er etwas über ihn in Erfahrung bringen. Er möge uns morgen anrufen.

Der Bericht tags darauf ist ein Volltreffer: Wir erfahren, daß Waidhausen den Schönheitstänzerinnen der Bar bestens bekannt ist. Stets große Zechen macht. Allein in der vergangenen Nacht 2.400 Schilling bezahlt hat. Daß er gegen fünf Uhr das Lokal verlassen hat: Zeit genug, sich umzuziehen, brav mit der Familie beim Frühstückstisch zu sitzen und pünklich um acht Uhr in der Firma zu sein. Und schließlich: Waidhausen ist Stammgast der Bar und kommt regelmäßig zweimal in der Woche.

Im Laufe des Vormittags rufe ich Waidhausen an und bestelle ihn nach Büroschluß zu uns.

Er kommt pünktlich, lächelt und fragt: „Na, Herr Inspektor, hat der Postbeamte schon gestanden?"

„Das gerade nicht, aber ich bin überzeugt, wir kommen heute noch zu einem Geständnis . . . Sagen Sie, Herr Waidhausen, was machen Sie eigentlich nach Dienstschluß?"

„Wie meinen Sie das, Herr Inspektor? Was hat denn das mit

dem Postbeamten zu tun? Aber bitte, Sie werden schon wissen, warum Sie mir diese Frage stellen. Also: Ich steh jeden Tag pünktlich um sieben Uhr auf, frühstücke mit meinen Eltern, geh um halb acht aus dem Haus und bin kurz vor acht Uhr in der Firma.

Ein Zuspätkommen gibt es bei mir nicht.

Gegen 17 Uhr verlaß ich die Bank, geh heim und bleib daheim. Das können meine Eltern bezeugen.

Mein Ausgang ist nur samstags und sonntags. Mit meinen Eltern. Allein bin ich noch nie ausgegangen. Das ist zwar bestimmt altmodisch, aber man kann sich auch zu Hause bilden und in Gesellschaft der Eltern zufrieden sein. An lärmenden Vergnügungen liegt mir nichts. Ich fühle mich eben daheim am wohlsten. Das Umhergehopse beim Tanzen ist mir zuwider."

Pratzerl kann sich wieder einmal nicht beherrschen und bittet Waidhausen um Auskunft, ob er nicht zufällig mit dem Freiherrn von Münchhausen verwandt sei.

Udo sieht ihn verächtlich an: „Wenn das ein Witz sein soll, dann kann ich Ihnen nur sagen, ich versteh die Pointe nicht."

Ehe Pratzerl lospoltert, wende ich mich an Waidhausen: „Ich glaube nicht, daß sich mein Kollege einen Witz erlaubt hat. Es ist wirklich kaum zu glauben, was Sie erzählen: von wegen immer daheim sein, allein noch nie ausgegangen und so weiter; wenn man, so wie ich, genau weiß, daß Sie Stammgast in einem bekannten Nachtlokal sind, und das schon recht lange."

Waidhausen verfärbt sich.

„Ich verstehe nicht, wovon Sie reden, Herr Inspektor."

„Herr Waidhausen, in fünf Minuten erscheinen hier die Stripteasetänzerin Klara und der Oberkellner Franz aus dem erwähnten Nachtlokal. Die werden Sie wiedererkennen. Oder soll ich noch mehr Zeugen aufmarschieren lassen, denen Sie als Stammgast bekannt sind? Verstehen Sie jetzt, wovon ich rede, Herr Waidhausen?"

Schon klopft es an der Tür, und herein stolziert, mit durchscheinendem Rock und atemberaubendem Dekolleté, Klara, die Schönheitstänzerin.

„Guten Tag, meine Herrn. Servus, mein Udoliebling. Ja, was ist denn mit dir, du bist ja ganz blaß?"

„Fräulein Klara, Udo behauptet, Sie nicht zu kennen."

„Aber das gibt es doch nicht, gelt, Udolein? Du kennst mich doch mit und ohne ganz genau."

Udo ist zur Salzsäule erstarrt.

„Fräulein Klara, bitte nehmen Sie auf dem Gang noch ein bißchen Platz, ich ruf Sie gleich."

Sie trippelt zu Udo, küßt ihn auf die Wange und verläßt das Zimmer.

„Na, Herr Waidhausen, jetzt wären Sie wohl froh, Münchhausen zu sein, um sich an den Haaren aus der Schlinge zu ziehen. Hat es Ihnen die Red verschlagen?"

„Also gut, Herr Inspektor, ich kenn die Klara. Ich bin Stammgast in dem Nachtlokal. Was haben Sie davon? Sie sind in meine Privatsphäre eingedrungen, aber den Postbeamten haben Sie noch immer nicht überführt."

„Herr Waidhausen, beschuldigen Sie nicht immer den Postbeamten. Der hat nichts veruntreut. Sie haben ihn hineingelegt, und zu Ihrem Pech weiß ich auch, wie."

„Dann wissen Sie mehr als ich, viel Glück."

„Schön langsam, Herr Waidhausen. Eins nach dem anderen. Übrigens, der Herr Schuster, das ist der Postbeamte, ist auch für heute geladen. Vorerst einmal wollen wir nur feststellen, daß Sie es mit der Wahrheit nicht sehr genau nehmen, Herr Waidhausen."

„Für Außenstehende vielleicht, Herr Inspektor. Warum ich das Nachtlokal verschwiegen habe, ist meine Privatangelegenheit."

„Herr Waidhausen, auch Ihre Eltern sind geladen. Ich nehme an, hier liegt der Grund Ihrer Privatangelegenheit."

„Muß das sein? Wenn meine Eltern etwas über mein Doppelleben erfahren, bricht für sie die Welt zusammen."

„Nein, es muß gar nicht sein. Ihre Eltern müssen nichts erfahren. Jede weitere Gegenüberstellung bleibt Ihnen erspart: Sie brauchen nur ein Geständnis zu machen. Die Wahrheit sagen, Herr Waidhausen. Wie haben Sie den Postbeamten hineingelegt?"

„Ich habe nichts zu gestehen. Ich habe die Wahrheit gesagt. Ich habe den Postbeamten nicht hineingelegt, obwohl Sie behaupten, Sie wüßten sogar, wie."

„Sie wollen also nicht, Herr Waidhausen? Gut. Das Spiel kann beginnen. Sie nehmen damit auf sich, daß Ihre Eltern aus allen Wolken fallen. Daß Sie Ihren Posten verlieren. Und daß Sie sofort nach Abschluß der Amtshandlung dem landesgerichtlichen Gefangenenhaus eingeliefert werden. Nun?"

„Herr Inspektor, zum letzten Mal, dann wird nur mehr mein Anwalt reden: Ich habe nichts verbrochen. Sie sind dabei, den Anzeiger zu beschuldigen und den Schuldigen freizulassen."

„Herr Waidhausen, somit haben Sie über Ihre weitere Zukunft selbst entschieden. Bitte den Oberkellner Franz!

Herr Franz, kennen Sie den Herrn?"

„Ja, das ist der Herr Udo. Ein Stammgast von uns. Gibt immer ein schönes Trinkgeld, und unsere Damen verehren ihn sehr."

„Danke, Herr Franz, bitte warten Sie draußen.

So, bitte Frau und Herrn Waidhausen!"

Die Mutter weint, der Vater ist ungeheuer aufgeregt.

„Udo, was machst du auf der Polizei? Sag es deiner Mutter."

„Mama, ich weiß es nicht. Fragt den Inspektor. Und besorgt mir sofort einen Anwalt. Mich behandelt man hier wie einen Verbrecher, und den Verbrecher läßt man laufen!"

„Bitte, gnädige Frau, Herr Waidhausen: Geht Ihr Sohn oft aus?"

„Aber Herr Inspektor! Allein nie. Nur mit uns. Nach dem Büro kommt Udo sofort heim, sieht mit uns fern und geht dann schlafen. Unser Udo ist da ganz anders als die heutige Jugend. Ich will sagen, er ist ein Mustersohn, und wir sind stolz auf ihn. Udo, verzweifle nicht, wir sind für dich da. Was auch immer geschehen mag, wir helfen dir."

„Einen Augenblick.

Fräulein Klara, bitte!"

„Ja, bitte schön?"

„Klara, das sind die Eltern von deinem Udo. Bitte erzähl ihnen, wo du den Udo kennengelernt hast und wie oft er in das Nachtlokal kommt."

Klara redet wie ein Wasserfall. Sagt, daß sie Udo heiraten will und, wenn es sein muß, für ihn auf den Strich gehen würde, so gern hat sie ihn.

Die Eltern Udos sind entsetzt.

„Udo, Liebling, was hast du deinen Eltern angetan?“ stöhnt sein Vater auf. „In welchen Kreisen verkehrst du? Wieso wissen wir nicht, daß du Stammgast in einem Nachtlokal bist?“

Ich kläre das Ehepaar Waidhausen auf.

Inzwischen hat sich Klara an Udo geschmiegt und liebkost ihn.

Die Mutter Waidhausen schreit sie an: „Sie Schlampe Sie, lassen Sie meinen Sohn in Ruhe! Er wird Sie nie heiraten, dafür sorge ich. Gehen Sie in Ihr Tingeltangel! Mein Sohn ist für Besseres geboren!“

Jetzt kommt Leben in Udo: „Sprich nicht so mit Klara! Sie hat im kleinen Finger mehr Herz als du in deiner Brust. Ihr habt nur ein Muttersöhnchen aus mir gemacht. Klara hat mir erst gezeigt, wie schön das Leben sein kann. Ich werde Klara heiraten. Wenn sie mich überhaupt noch nimmt. Da habt ihr mir nichts dreinzureden.“

Frau Waidhausen bekommt Krämpfe. Herr Waidhausen schmiert Udo eine. Ich lasse alle außer Udo hinauskomplimentieren.

„Sie haben vielleicht einen Charakter, Herr Inspektor. Ist Ihnen jetzt leichter, nachdem Sie alles zerstört haben?“

„Udo, du wolltest es nicht anders. Und was ist mit deinem Charakter? Deine Eltern so zu hintergehn. Den Postler um seine Anstellung bringen. Ist das sehr charaktervoll? Na, hast du jetzt was zu sagen?“

„Ja: duzen Sie mich nicht dauernd! Ich hab mit Ihnen nicht Bruderschaft getrunken.“

„Udo, das Drama nähert sich schon dem Ende . . .

Herrn Schuster, bitte!

Herr Schuster, bitte erinnern Sie sich jetzt genau. Wie war das damals, als Ihnen dieser Herr die zwölf Postanweisungen übergab?“

„Tag und Nacht denk ich darüber nach. Aber es waren nicht zwölf, sondern nur elf Anweisungen. Der Herr legte mir eine Aufstellung von elf Postanweisungen vor. Darunter befand sich eine auf den Betrag von 5.000 Schilling. Ich habe das Geld übernommen, die Postanweisungen gestempelt und die Empfangscheine dem Herrn zurückgegeben. Warten Sie, jetzt fällt mir doch etwas ein. Der Herr war schon vom Schalter

weggegangen, kam aber noch einmal zurück und machte mich aufmerksam, daß ich vergessen hätte, den Empfangschein der Anweisung über 5.000 Schilling abzustempeln.

Daraufhin sah ich mir nochmals die neuerlich vorgelegte Aufstellung an, verglich sie mit meinen elf Eintragungen im Postbuch, und da der Betrag von 5.000 Schilling einmal aufschien, stempelte ich den vorgelegten Empfangschein anstandslos."

„Herr Schuster, bitte darf ich Sie hier unterbrechen. Nehmen Sie noch ein wenig Platz, Sie werden gerufen.

So, Udo, hast du mir jetzt etwas zu sagen? Ich frage dich nicht ohne Grund, denk nach."

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß Sie mich nicht dauernd duzen sollen."

„Hör zu, Udo, als dir der Postbeamte die Empfangscheine abgestempelt zurückgab, bist du einige Schritte vom Schalter weggegangen. Hast so getan, als würde etwas nicht stimmen und hast einen zweiten, bereits vorbereiteten und abgetrennten Empfangschein auf 5.000 Schilling vorgewiesen. Und hast behauptet, der Beamte hätte vergessen, ihn zu stempeln. Den bereits abgestempelten, ebenfalls auf 5.000 Schilling lautenden Empfangschein hast du schnell verschwinden lassen.

Der Beamte kontrollierte nochmals deine Aufstellung, und da hier nur einmal der Betrag von 5.000 Schilling aufschien, gab er dir unbedenklich den Stempel auf den zweiten Empfangschein.

Somit hattest du nun zwei von der Post abgestempelte Empfangscheine à 5.000 Schilling. Obwohl dieser Betrag von dir nur einmal einbezahlt wurde.

In der Firma hast du die abgestempelten Empfangscheine abgegeben, die ordnungsgemäß verbucht wurden.

Die Aufstellung der Postanweisungen hast du vernichtet.

Siehst, so war es, und per du bin ich mit dir so lange, wie du dich als dummer und rücksichtsloser Rotzbub benimmst, dem Eltern und ein unschuldiger Postbeamter egal sind."

„Bravo, Herr Inspektor. Den Tip mit den Postanweisungen muß ich mir merken. Schade, daß ich noch nicht daraufgekommen bin. Aber ich hab halt nicht Ihre reiche Phantasie."

„Udo, du leugnest also weiter?"

„Aber Herr Inspektor! Jetzt sind Sie der Münchhausen. Kaum zu glauben, was Sie da alles erzählen."

„Udo, du bist der verlogenste Hund, der mir je untergekommen ist. Deine Eltern können froh sein, wenn sie dich anbringen. Ich hab noch eine Überraschung für dich. Und ich gesteh es dir ehrlich, ich muß mich schwer zurückhalten, um dir nicht die anständige Watschen zu verpassen, um die du schon die ganze Zeit bettelst.

Also: Während du in der Firma warst, habe ich deine Eltern besucht. Und rat einmal, was ich in deinem Papierkorb gefunden hab."

Ich nehme aus meiner Schreibtischlade einen arg zerknitterten Zettel und halte ihn Udo hin.

„Schau, was ich da hab! Deine Aufstellung über elf und nicht zwölf Postanweisungen. Überzeug dich, der Betrag von 5.000 Schilling scheint nur einmal auf."

Udo sieht mich an, hat die Frechheit zu lächeln und meint:

„Herr Inspektor, ich hab Sie unterschätzt. Jetzt haben Sie gewonnen. Es hat sich alles so abgespielt, wie Sie gesagt haben."

Seine Eltern lassen ihn trotzdem nicht im Stich, nehmen ihm den besten Anwalt.

Er kommt mit der verhältnismäßig geringen Strafe von vier Monaten davon.

Der Postbeamte Schuster wird wieder in den Dienst gestellt und von seinem Personalchef völlig rehabilitiert.

Sekt

In der Vorstandssitzung einer weltbekannten Großfirma wird es sehr laut, die Vorstandsmitglieder machen dem verantwortlichen Direktor die heftigsten Vorwürfe.

Eben stellt ein Vorstandsmitglied die Frage:

„Wie ist es möglich, daß aus unserem Lager, dessen Eingangstür von der Zollbehörde versiegelt und verschlossen wurde, Hunderte Flaschen Sekt verschwinden und die Plombe an der Tür unbeschädigt bleibt? Die Flaschen können sich ja nicht in Luft auflösen, sie wurden eindeutig gestohlen, und niemand hat eine Ahnung, wer der Dieb ist! Herr Direktor, schon im Vormonat haben Sie dem Vorstandsgremium erklärt, daß sich die Diebstähle nicht wiederholen werden.

Wir haben Ihnen freie Hand gelassen, außerdem zusätzliche Geldmittel gewährt, um die Diebstähle hintanzuhalten. Und bei der Überprüfung mußten wir feststellen, daß trotz aller Ihrer Versicherungen wieder Hunderte Flaschen fehlen.

Herr Direktor, ich frage Sie allen Ernstes: Haben Sie geschlafen? Was haben Sie unternommen, um die Diebstähle unmöglich zu machen? Das Sektlager hat nur einen Eingang. Durch die Mauer ist der Dieb nicht gekommen. Warum lassen Sie nicht Tag und Nacht den Eingang überwachen? Mittel dazu haben Sie. Ich spreche Ihnen hier ganz offen mein persönliches Mißtrauen aus."

„Na, na, meine Herren", läßt sich der Präsident des Aufsichtsrats vernehmen.

Doch schon meldet sich der angegriffene Direktor zu Wort:

„Sehr geehrter Herr Präsident, meine Herren vom Vorstand. Ich habe unser Sektlager Tag und Nacht durch die von Ihnen bestimmten Arbeiter überwachen lassen. Ich habe darüber hinaus den Wach- und Schließdienst eingeschaltet. Zudem geht der Partieführer jede Nacht mit seinem Hund das Firmengelände ab. Wir haben Tag und Nacht das Sektlager nicht aus den Augen gelassen, und trotzdem sind wieder Flaschen verschwunden. Um auf die Eingangstür zurückzukommen, will

ich betonen, daß der Dieb durch sie nicht gekommen ist: Die Plombe vom Zoll ist nach wie vor unbeschädigt, und, wie Sie wissen, gibt es keinen anderen Eingang. Ich stehe vor einem Rätsel.

Da man mir jetzt noch dazu mißtraut, bitte ich, mich von meinem Posten zu entheben."

„Aber Herr Direktor, sind S doch nicht gleich so angerührt, ich ziehe meine Äußerung vom persönlichen Mißtrauen zurück."

„Bravo, bravo . . ."

„Ich danke Ihnen für das mir wieder geschenkte Vertrauen, doch ich möchte Sie bitten, die Polizei zu verständigen und eine Diebstahlsanzeige zu erstatten."

„Als Präsident der Firma habe ich nicht gern die Polizei in unserem Betrieb, aber ich glaube, es wird uns nichts anderes übrigbleiben. Herr Direktor, ich bevollmächtige Sie hiermit, die Anzeige im Namen der Firma zu erstatten."

Der bevollmächtigte Direktor sitzt mir wie ein Häufchen Unglück gegenüber und fleht mich an, alles zu unternehmen, um den Dieb zu fassen.

In der Folge besichtige ich mit meinen Kollegen den Tatort, finde aber keinen Weg, auf dem der Täter in das Lager gelangt sein könnte.

Drei Tage und Nächte überwachen wir das Sektlager. Jeden Tag wird der Bestand kontrolliert, nichts fehlt, nichts passiert. Es hat den Anschein, als wüßte der Täter, daß wir das Sektlager überwachen. Ich habe das Gefühl, daß er im engsten Kreis zu suchen ist, und nehme mir vor, die im Sektlager Beschäftigten unter die Lupe zu nehmen.

Nach drei Tagen unterbrechen wir unsere Überwachung. Prompt fehlen am vierten Tag bei der Bestandsaufnahme fünfzig Flaschen Sekt.

Fünfzig Flaschen können doch nicht in der Aktentasche weggetragen werden, also muß der Täter ein Fahrzeug haben.

Der Firmenpräsident kennt den Polizeipräsidenten, er ruft ihn an, dieser unseren Stadthauptmann, und der ruft mich:

„Also, was ist da los bei der Firma? Also, der Herr Polizeipräsident ist an der Aufklärung des Falles sehr interessiert, tun Sie was, lassen S Ihnen was Vernünftiges einfallen.

Also, der Täter muß her, aber bald, wenn ich also bitten darf. Ich wünsche also jeden Tag einen Bericht, was Sie unternommen haben.

Also, auf was warten S noch?"

Der Herr, also, Stadthauptmann stellt sich alles sehr leicht vor, also, was soll ich tun? Auf keinen Fall ihm jeden Tag berichten, sonst gibt er uns, also, noch eine Weisung, und wir fangen, na also, den Täter nie.

Ich ersuche den Firmenpräsidenten, die Wach- und Schließgesellschaft sowie alle sonstigen Wächter und Überwacher aus dem Sektlager abzuziehen.

Nach Rücksprache mit der Zollbehörde – alles ist streng vertraulich – kommen wir überein, daß ich mich mit meinem Kollegen und einem Zollbeamten in das Sektlager einsperren lasse und drei Kriminalbeamte meiner Gruppe mit einem Zollbeamten das Firmengelände sichern.

Von diesem Vorhaben sind nur der Firmenpräsident und sein Generaldirektor unterrichtet.

Wir warten bis Dienstschluß. Als alle Arbeiter gegangen sind, laß ich mich mit den erwähnten Kollegen in das Sektlager einschließen, die Plombe wird hinter uns wieder in Ordnung gebracht.

Es ist bereits 22 Uhr, schon seit drei Stunden sitzen wir wie angewurzelt im Sektlager, aber nichts rührt sich.

Plötzlich ist ein feines Klirren vernehmbar, als würde ein Gegenstand leicht gegen Glas stoßen. Was war das?

Licht können wir keines machen. Wir gehen dem Klang nach. Ab und zu klingelt es ganz leise.

Vorerst können wir nichts entdecken.

Auf einmal nimmt mich Zauberer beim Arm, und wir sehen, wie durch eine Belüftungsöffnung (es gibt einige in der Mauer, 15 mal 15 cm im Quadrat) eine Angelschnur in das Sektlager hängt. An der Schnur befinden sich zwei Angelhaken, die leicht über die gelagerten Sektflaschen streichen und ab und zu das leichte Klirren verursachen.

Da, eben verfängt sich ein Haken im Drahtgeflecht eines Sektkorken, und wie von Geisterhand wird die Flasche in die Höhe gehoben, schwebt einen Augenblick in der Luft und verschwindet durch die Belüftungsöffnung.

Einige Augenblicke später baumelt die Angelschnur durch die nächste Belüftungsöffnung, wieder das leichte Klirren der über die Flaschen streichenden Haken, bis sich einer im Drahtgeflecht verfängt. Behutsam wird die Flasche gehoben und verschwindet. Der unbekannte Täter zeigt ungewöhnliches Geschick.

Wir stehen da, wissen nun wohl, wie die Sektflaschen aus dem Lager verschwinden, können den „Angler" jedoch nicht verhaften, da wir im Lager eingeschlossen sind. Wenn unsere Kollegen den „Angler" nicht stellen, entkommt er uns.

Schon wieder sehen wir eine Flasche durch das Belüftungsloch verschwinden. Ich verwünsche Pratzerl und die anderen Kollegen, die den Angler noch immer nicht zu bemerken scheinen. Da plötzlich ein Knall, ein Kratzen an der Außenmauer, ein Fall, und ich höre die Stimme Pratzerls: „Du Hundsviech, das war dein letzter Fischzug. Jetzt hast du dir schon ein anständiges Schmalz eingeangelt, und wenn du glaubst, du kannst davonlaufen, hau ich dir gleich die Sektflaschen auf den Schädel." Theaterdonner, aber wirksam. Mein Pratzerl, wie er leibt und lebt.

Wir machen uns bemerkbar, in der Aufregung hat man uns vergessen. Endlich läßt man uns aus dem Sektlager.

Ich traue meinen Augen nicht: Pratzerl hält den Partieführer der Sektlagerbelegschaft fest, der von der Firma beauftragt war, mit seinem Hund das Lager zu überwachen. Der hat mir gestern erklärt, daß seinem Hund kein Einbrecher entkommen könnte!

Pratzerl berichtet:

Er hat sich mit dem Kollegen auf dem Firmengelände versteckt, und zwar so, daß das Sektlager von jeder Seite unter Beobachtung stand. Kurz vor 22 Uhr kam ein Mann durch das Firmentor, in jeder Hand ein Traggestell und schloß seelenruhig hinter sich wieder ab. Als ihn Pratzerl erkannte, wollte er ihn schon anrufen, unterließ es aber Gott sei Dank. Der Partieführer holte sich eine Leiter, stellte diese unter die Belüftungsöffnungen, nahm aus seinem Rucksack eine Angel, die er zusammensetzte, stieg auf die Leiter und ließ die Angel durch das Belüftungsloch in das Sektlager. Es dauerte nicht lange, und schon hatte er eine Sektflasche an der Angel.

Pratzerl sah aus seinen Bewegungen, daß er schon eine unheimliche Fertigkeit hatte und sich ganz ungeniert benahm. Die Flaschen wurden in dem Traggestell verstaut, zehn Flaschen hatten in einem Gestell Platz.

Vor dem Firmeneingang hatte der Partieführer seinen Kombi zum Verladen stehen. Er war ganz allein und hatte keinen Komplizen.

Als er wieder einmal auf der obersten Sprosse der Leiter stand, sprangen die Kollegen hinzu und wollten ihn zum Heruntersteigen zwingen. Dazu kam es aber nicht, denn Pratzerl in seinem Übereifer warf die Leiter um, und der Partieführer segelte mit seiner Angel ins Gras,

Alles weitere haben wir im Sektlager mitgekriegt.

In der Wohnung des „Anglers“ und in seinem Keller finden wir bei der Hausdurchsuchung einhundertzwanzig Flaschen Sekt und fein säuberlich geordnete schriftliche Unterlagen. Der Partieführer hat im letzten Jahr, laut seinen Aufzeichnungen, tausenddreihundertfünzig Flaschen Sekt an die verschiedensten Geschäftsleute verkauft. Rechnet man dazu noch den Eigenbedarf, muß man wohl anerkennen, daß er recht fleißig gestohlen hat.

Er wurde wegen Diebstahls, seine Abnehmer wegen bedenklichen Ankaufs zur Anzeige gebracht.

Und unser Stadthauptmann meinte: „ Na also, daß der Fall geklärt ist, worum ging es denn eigentlich also?“

„Glitzermurrer“

Weihnachten steht vor der Tür. Für die Kieberei heißt das: Wir haben Hochsaison. Denn selbst Diebe brauchen Weihnachtsgeschenke.

18. Dezember, 7 Uhr morgens. Eine Hausbesorgerin aus der Thaliastraße erstattet Anzeige: In der Scheibe des im Hause etablierten Juweliergeschäftes befindet sich ein großes Loch. Der gesamte Schmuck ist verschwunden.

Zauberer und ich stellen fest, daß aus dem neun Quadratmeter großen Glas in der Mitte des unteren Teiles ein Stück herausgeschnitten ist. Es lehnt unter dem Auslagenrahmen an der Hausmauer.

Wir pinseln die verbliebene Auslagenscheibe ein und versuchen, Fingerabdruckspuren zu sichern. Doch nicht ein Hauch findet sich. Der Juwelier ist fassungslos. Es fehlt Ware im Wert von 280.000 Schilling. Dabei sollte gerade heute die Alarmanlage installiert werden.

Ich bitte ihn um eine Liste der gestohlenen Objekte und um eine genaue Beschreibung.

Innerhalb kürzester Zeit sind die Sicherheitsbehörden und sämtliche einschlägigen Geschäfte durch unser Zirkular informiert. Selbstverständlich auch die Pfandleihanstalten.

Wird ein Stück gestohlenen Schmucks zum Kauf angeboten, erhalten wir Bescheid. Umfangreiche Recherchen ergeben aber vorläufig keinen Anhaltspunkt zur Ausforschung des unbekannten Täters. Der Menge des Diebsgutes nach zu schließen, muß er unbedingt einen Koffer mitgehabt haben, oder? Hat er ein Fahrzeug benützt? War er allein?

Ich denke gründlich nach, komme aber auf keinen grünen Zweig. Nochmals besuche ich die Hausbesorgerin Nowotny, frage, wie lange sie schon dort wohnt.

„Guat fünfazwanzg Jahr, Herr Inspekta.“

„Fein, Frau Nowotny! Da kennen Sie bestimmt die Frühaufsteher in diesem Haus.“

„Selbstverständlich! Da is amal der Herr Hauser vom dritten

Stock. Der is a Bäcker und geht scho um drei Uhr ausm Haus. Er fahrt mitm Radl in die Arbeit.

Der Herr Feichtinger, a Monteur, geht so gegen fünfe.

Uma sechse kummt dann der Fasching, a Straßenkehrer, a Zwiderwurzen sondergleichen, a Junggsell.

Und um siebene is eh scho des ganze Haus auf."

„Danke, Frau Nowotny."

Noch am selben Abend besuche ich die Frühaufsteher; Hauser, den Bäcker; Feichtinger, den Monteur; und Fasching, den Straßenkehrer.

Hauser: „Wissen S, in der Früh hab i s immer eilig. I schwing mi auf mein Drahtesel und fahr in die Arbeit. I hab wirklich net in die Auslag vom Juwelier gschaut."

Feichtinger: „Ich hab meinen Wagen vorm Haus stehn, steig sofort ein. Hab keine Zeit zum Auslagenschaun. Keine Ahnung, ob in der Auslag ein Loch war."

Fasching: „I verdien leider net so viel, daß i ma an Schmuck kaufen könnt. Also schau i aa net in die Auslag von an Juwelier."

„Ich meinte ja nur, vielleicht haben Sie zufällig hingesehen und das Loch bemerkt. Ich will die mögliche Tatzeit erkunden."

„I kann nur wiederholn: I hab net in die Auslag gschaut und i hab aa ka Loch gsehn. Mehr kann i net sagen."

Keiner ist vorbestraft, jeder genießt einen guten Leumund. Alle leben sie zwar in bescheidenen, jedoch geordneten Verhältnissen und haben noch nie Anlaß zu Beschwerden gegeben. Ich muß ihnen glauben. Trotzdem will ich mich von ihrer Ehrlichkeit überzeugen und nehme mir vor, am nächsten Morgen auf ihren Arbeitsplätzen vorsichtig Erkundigungen einzuholen, darauf Bedacht nehmend, ihren Ruf nicht zu schädigen.

Hauser und Feichtinger sind nicht im Bezirk beschäftigt, Fasching ist Straßenkehrer in Ottakring. Also fange ich mit ihm an. Ich ermittle, wo er und seine Kollegen frühstücken, und lande in einem sauberen Gasthaus in der Liebhartsgasse. Die Wirtin ist gesprächig. Ich erfahre, daß die Straßenkehrer seit Jahren hierherkommen, Stammgäste sind und auch sonntags hier verkehren.

„Frau Wirtin, ich hab gehört, daß man bei den Straßenkehrern billig Schmuck kaufen kann, ist das wahr?"

„Gehn S, wer derzählt denn so einen Blödsinn? Noch nie haben die Schmuck verkauft. Der Fasching hat wohl gestern einen Ring im Rinnsal gfunden und ihn mir zeigt. Er wollt wissen, was er wert sein könnt. Ich hab ihm gsagt, daß er nix wert is, weil der hat so glitzert, daß ma gleich gsehn hat, daß er aus Straß is. Wenn der echt gwesen wär, tät er ja ein Vermögen kosten. Aber, wie gsagt, zum Kauf haben sie nix angeboten. Dem Fasching hab ich graten, den Bauernfängerring wegzuschmeißen. Ob er s tan hat, weiß ich net."

Ich bemühe mich, die Wirtin von diesem Thema abzulenken, und frage, was sie heute Gutes gekocht hat.

„A hausgmachte, feine Blunzen mit Kraut. Als Nachspeis selbstgmachte Germknödel, mei echte Leberknödelsuppen is auch net zu verachten."

Ich bestell das ganze Menü. Das Essen ist gut, ich bezahle und verspreche, bald wieder zu kommen.

Die Mitteilung über Fasching ist ein Haupttreffer! Gemeinsam mit Zauberer besuche ich ihn am Nachmittag.

Fasching mürrisch: „I hab Ihnen schon amal gsagt, i waaß nix."

„Aber, Herr Fasching! Sie haben beim Straßenkehren einen Ring im Rinnsal gefunden. Kann ich den sehn?"

„Der war aus Straß, den hab i weggschmissen."

„So, so. Dann werden wir bei Ihnen eine Hausdurchsuchung machen. Aber vorher gebe ich Ihnen zu bedenken, daß Sie Gemeindebediensteter sind und knapp vor Ihrer Pension stehn. Finden wir den Ring bei Ihnen, brauchen Sie nicht zu uns raunzen zu kommen. Geben Sie ihn aber freiwillig heraus und sagen die Wahrheit, dann ist das für Sie in jeder Hinsicht ein Milderungsgrund. Also, bevor Sie eine Unüberlegtheit begehn, denken Sie erst nach."

Man sieht ihm an, daß er sich nicht wohl fühlt in seiner Haut.

„Na, Herr Fasching? Ist Ihnen das Hemd nicht näher als der Rock? Oder wollen Sie uns anlügen? Dann bleiben Sie bestimmt über. Was ist? Soviel Zeit haben wir nicht."

„Kommen S mit, meine Herrn."

Er führt uns in sein Zimmer. Aus einer kleinen Holzkassette nimmt er einen Brillantring und ein goldenes Armband.

„Des hab i aus der Auslag gnommen."

„Geh, komm, Fasching! Erzähl, wie's war."

„Na, i bin gestern kurz nach sechse in der Fruah ausn Haus gangen und hab des Loch in der Auslag gsehn. Die Auslag war leer. Nur unter dem Loch in der Scheiben is a Ring und des goldene Armbandl glegen. De zwa Sachen hab i gnommen, mehr net. War ja net mehr drin."

„Herr Fasching, ich glaub dir. Nur kommst ein bisserl spät mit der Wahrheit heraus, gelt? Siehst das ein?"

„Ja, aber es war wirklich net mehr in der Auslag."

„Herr Fasching, bist mit einer freiwillig gestatteten Hausdurchsuchung einverstanden?"

„Aber ja, i hab do kan Schmuck mehr."

Hausdurchsuchung und Nachschau am Dachboden und im Keller bleiben negativ.

„Herr Fasching, sei ehrlich, hast noch einen Schmuck verkauft? Sag's gleich, mit der Zeit kommen wir eh auf alles drauf."

„I kann s beschwörn, i hab nur den Ring und des Armbandl ghabt."

„Aber an Schmäh hast uns doch erzählt, Herr Fasching."

„Wieso?"

„Na, erinnerst dich nimmer? Wie ich dich gefragt hab, ob du das Loch in der Auslage bemerkt hast, hast geantwortet, du verdienst nicht so viel, daß du dir Schmuck kaufen kannst. Darum hast dir die Auslage auch nicht angeschaut. Stimmt's? Hast das gesagt?"

„Ja, i Trottel hab Angst ghabt und net gwußt, was i sagen soll; aber des war gestern. Heut hab i die Wahrheit gsagt."

„Auch nicht gleich, Herr Fasching, noch einmal hast gelogen."

„Naa, jetzt hab i die Wahrheit gsagt."

„Hast uns nicht erzählt, der Ring war aus Straß, und du hast ihn weggeworfen?"

„Des hab i gsagt, Herr Inspekta. Aber sonst hab i net mehr glogen."

Der Juwelier erkennt den Ring und das Armband einwand-

frei als sein Eigentum. Fasching ist mit der Ausfolgung des Schmuckes an den Juwelier einverstanden.

Ohne es zu wissen, bringt er uns in eine ziemlich unangenehme Situation:

Wir sind der Meinung, daß er tatsächlich nur den Ring und das Armband gestohlen hat, und können ihn doch nicht auf freiem Fuß belassen, da nach wie vor Verdunklungs- und Verabredungsgefahr besteht. Wir dürfen ihn aber nur 48 Stunden im Arrest behalten und müssen ihn dann entweder ins Landesgericht einliefern oder entlassen. Wenn es uns innerhalb von 48 Stunden nicht gelingt, den wahren Täter zu fassen, müssen wir Fasching also ins Gefangenenhaus überführen. Und das wollen wir nicht.

Nochmals überprüfen wir ihn nach allen Seiten. Er ist bisher unbescholten, hatte mit der Polizei noch nie zu tun. Auch die Wirtin bleibt dabei, daß er nur einen Ring hatte; es ist derselbe, den wir bei ihm sichergestellt haben. In seiner Arrestzelle ist der Straßenkehrer todunglücklich; und doch können wir ihm nicht helfen.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht sind wir unterwegs. Auf unseren Streifzügen kommen wir in ein bekanntes Nachtlokal im zweiten Bezirk. Der Kollege vom Inspektionsdienst stellt uns dem Chef vor. Wir erhalten einen guten Platz, eine Flasche Wein wird auf Kosten des Hauses serviert. Der Kollege hat vom Juweliereinbruch gehört. Er sagt: „Ich hab auch schon herumgehorcht. Aber jetzt vergeßts den Dienst für kurze Zeit, es kommt eine Stripperin, so a Katz habt ihr noch nicht gesehn."

Das Licht geht aus. Auf der Bühne werden drei Kerzen entzündet. Herein schwebt ein Prachtweib in einem langen Kleid. Im Takt der Musik läßt sie ein Kleidungsstück nach dem anderen fallen. Es dauert lange, bis sich unsere Blicke von den weiblichsten Stellen ihres Körpers trennen. Und im selben Augenblick hätte ich am liebsten laut aufgeschrien. Nicht vor verhaltener Lust. Aber um ihren Nacken schlingt sich eine Kette aus rosaroten, großen Perlen, genau wie wir sie suchen! An ihren Handgelenken funkeln Brillantreifen. Sechs solche sind dem Juwelier gestohlen worden!

Wir sagen dem Kollegen, was uns bewegt. Er führt uns in die

Garderobe der Schönheitstänzerin. Zauberer und ich zittern, nicht nur wegen des Schmucks.

„Engi" (kann nur von Engel kommen), so nennt sie sich, hat fast nichts an. Ich erklär ihr offen, worum es geht, und frag sie nach der Herkunft des Schmucks.

„Oh, meine Herrn. Da hab ich noch Diamantenohrringe und zwei goldene Ringe mit Brillanten. Vielleicht kann ich Ihnen helfen."

Ich sage: „Gnädige Frau, der Juwelier hat 20.000 Schilling für das Zustandebringen des Schmucks ausgesetzt. Wir versprechen Ihnen die Hälfte. Den Rest wollen wir selbst verdienen." Engi, das Goldweib, lacht, stößt unseren Kollegen und sagt: „Hast ghört, ‚gnädige Frau' hat er gsagt. Nimm dir ein Beispiel."

„Engi, sei vorsichtig, das sind Vorstadtkieberer, die sind mit dir nur freundlich, weil sie von dir was wollen", lästert unser Kollege.

Engi erzählt: „Gestern ist in der Pause ein zirka dreißigjähriger Mann zu mir gekommen, hat sich als Juwelier vorgestellt, hat mir einen Brillantring geschenkt und noch mehr Schmuck versprochen, wenn ich nach meinem Auftritt seine Einladung annehme. Ich hab angenommen und mit ihm eine Nacht in einem vornehmen Hotel verbracht. Dann hat er mir den Schmuck geschenkt. In der Früh hat er sich verabschiedet. Er fliegt nach England, hat er gesagt."

Sie gibt uns eine genaue Personsbeschreibung. Sie würde den Mann jederzeit auf einem Foto wiedererkennen, sagt sie. Sie glaubt aber, daß es sich bei dem Schmuck um Bijouterieware handelt.

Wir vereinbaren, daß wir sie morgen um neun Uhr von ihrer Wohnung abholen und sie in die Lichtbildersammlung des Erkennungsamtes begleiten. Im Anschluß daran werden wir sie gerne wieder nach Hause führen.

Vielleicht befindet sich der „Herr Juwelier" schon in unseren Alben.

Engi stellt uns ihren Schmuck freiwillig zur Verfügung. Wir zeigen ihn dem Geschädigten. Der ist außer sich vor Freude: Engis Schmuck wurde aus seiner Auslage gestohlen. Sie darf sich als Belohnung die Perlenkette behalten. Darüber hinaus

verspricht er ihr beim Ankauf von Schmuck für alle Zeit einen Preisnachlaß. Und weil er sich schon so freut, gewährt er uns auch den Rabatt.

Als wir am nächsten Morgen mit Engi im Erkennungsamt aufkreuzen, laufen die Kollegen zusammen, denn sie sieht auch bei Tag bezaubernd aus. Sie blättert in den Alben, in denen die Konterfeie von Auslageneinbrechern gesammelt sind; und findet nach einer halben Stunde den Mann, der sich als „Juwelier“ vorgestellt hat. Sie erkennt den Mann einwandfrei wieder. Es handelt sich um den 32jährigen Glasergesellen Wilhelm Höhsler aus der Kalvarienberggasse.

Im Grundbogen ist vermerkt, daß er ein Einzelgänger ist; er wurde wiederholt wegen Auslageneinbruchs in Juweliergeschäften verurteilt. Eine Anfrage im Zentralmeldeamt ergibt, daß er nach wie vor an der angegebenen Adresse wohnt.

Pratzerl und ich sind schon unterwegs. Doch es ist niemand daheim. Der Hausbesorger sagt uns: „Der Höhsler is nur um die Zeitung gangen, der muß gleich zurückkommen.“

Und ohne daß wir uns vorgestellt hätten, fügt er hinzu: „Is eh schon höchste Zeit, daß der arbeitsscheue, arrogante Hund wieder verschütt wird.“

Höhsler, elegant gekleidet, ein Brillantringerl am Finger, kommt und sperrt seine Wohnung auf. Und da schnappen wir ihn uns gleich:

„Servas, Willi, Kriminalpolizei.“

„Was is denn los? I kann euch höchstens zum Frühstück einladen. Sonst is diesmal nix drin, ka Bruch, ka ausständiges Schmalz, nix.“

„Na klaß, Willi, dann eben nur auf a Frühstück. Jö, was hast denn da für einen schönen Ring?“

„Schön scho, aber leider nix wert. Da ham S, i schenk Ihnan.“

„Na, schenken brauchst ihn mir nicht, wir werden das Ringerl sicherstellen. Komm, deine goldene Armbanduhr auch. Sag aber nicht: Is eh ka Gold.“

„Des hab i net behauptet, die Uhr is Gold. De hab i scho lang, de können S ruhig sicherstelln, weil i waaß, de kriag i bestimmt wieder zruck. Sie is nämlich von meiner Tant.“

„Willi, weißt was, jetzt machen wir bei dir a ‚Suacherl‘.“

„Des is Ihna Beruf, suachen S, was S wolln, finden tan S nix, weil i hab nix."

Trotz gründlichster Durchsuchung entdecken wir nichts.

Willi strahlt: „Sie ham s ma ja net glaubt. I hab nix."

„Moment, Willi. Wir sind ja noch nicht fertig. Das war nur a Drüberstrahrer. Die Hausdurchsuchung fängt erst an. Ich sag dir, du wirst überrascht sein!"

Ich flüstere mit Pratzerl, gebe ihm den Auftrag, alle Laden und Schränke nach Durchsuchung offenzulassen. Ich lache, Pratzerl steigt darauf ein, lacht auch und meint so nebenbei: „Auf des gfreu i mi schon."

Willi wird unsicher. Er weiß nicht, was wir flüstern, weiß nicht, warum wir lachen und worauf sich der eine Kieberer schon freut.

Als alle Laden und Türen offenstehen, wendet sich Pratzerl dem Wohnungsfenster zu. Willi läßt ihn nicht aus den Augen, wendet sich von mir ab. Das ist die Situation, auf die ich gewartet habe.

Ich rufe überraschend: „Da ist er ja!"

Willi fährt herum, starrt auf den Wäschekasten.

Also im Wäschekasten. Nochmals suche ich, nehme alle Hemden auseinander, die Socken, schlage die Taschentücher auf. Da fällt ein Schlüssel auf den Boden – der Schlüssel eines Schließfaches mit Nummer 45.

„Na, Willi, auf welchem Bahnhof ist das Fach?"

„Waaß i net, leider. Hab den Schlüssel ja gfunden . . ."

„Und weil er so schön ist", falle ich ihm ins Wort, „wickelst ihn in ein Taschentuch. Geh, sei net teppert, sag, wo das Fach ist."

„I waaß wirklich net."

„Gut, dann komm mit." Wir beginnen am Westbahnhof und sehen uns das Schließfach 45 an. In dem Fach liegt ein versperrter Koffer.

„Der ghört net mir", sagt Willi. „I hab kan Schlüssel."

Der Koffer wird im Kommissariat geöffnet: Er ist voll Schmuck. Willi gibt an, ihn für einen Freund, einen Unbekannten, der sich wieder einmal bei ihm melden werde, aufbewahrt zu haben. Dafür habe er den Ring und die Armbanduhr bekommen.

„Willi, ich hab geglaubt, der Ring ist nichts wert, du wolltest ihn mir sogar schenken, und die Uhr stammt von deiner Tante."

„Herr Inspekta, a Schmäh wird do no erlaubt sei."

„Willi, ich glaub, vor lauter Schmäh kennst dich schon nicht mehr aus. Sag, hat dir dein unbekannter Freund, den du nur vom Sehen her kennst, außer dem Ring und der Uhr noch anderen Schmuck gegeben? Oder hast du Schmuck aus dem Koffer genommen, ohne daß es dein Freund weiß?"

„Aber, wo denken S hin, i hau do net mein Haberer obe."

„Willi, ich kann dir sagen, jetzt hast einen entscheidenden Fehler gemacht."

Wir führen ihm Engi vor. Sie erkennt in ihm den „Juwelier" wieder.

„Na, Willi, was sagst jetzt?"

„Eingfahrn, Herr Inspekta, i leg nieder. Strampfen hat jetzt kan Sinn mehr. I waaß genau, wann i verloren hab."

Er legt ein umfassendes Geständnis ab, gibt an, daß er kürzlich am Juweliergeschäft vorbeigekommen sei und beschlossen habe, sich etwas zu holen.

Er „schmierte ab", wann das Geschäft sperrt, ob der Juwelier im Hause wohnt, ob vielleicht von der Wach- und Schließgesellschaft noch jemand vorbeikommt und ob die Auslage durch eine Alarmanlage gesichert ist. Als er feststellte, daß alles bestens für ihn stand, schnitt er mit seinem Glaserdiamanten die Öffnung und angelte den Schmuck aus der Auslage. Die Tat führte er allein durch, den „Glitzermurrer" füllte er in seinen Koffer. Er war zu Fuß.

Glaserdiamant und ausziehbare Angelstange werden sichergestellt. Bis auf den Schmuck, den er Engi gab, ist die gesamte Diebsbeute noch im Koffer.

Daß er einen Brillantring und ein goldenes Damenarmband in der Auslage liegengelassen hat, ist ihm nicht bekannt.

„Sag, Willi, wirst du nie gescheiter? Hast schon sieben Jahre Häfen hinter dir und kannst das Einbrechen nicht lassen. Willst nicht lieber ehrlich werden?"

„I hab s scho so oft probiert. Aber dann siech i a Auslag mit Schmuck, mi juckt s in die Finger, und patsch, i mach die Hacken. Wann i jetzt ausm Häfen kumm, fahr i nach Deutsch-

land und fang a neuches Leben an. Meine Verwandten werden mir bestimmt helfen. In Österreich derfang i mi nimmer."

„Jetzt, kurz vor Weihnachten gehst ins Häfen, ist doch traurig, Willi."

„Ah, halb so schlimm. Im Häfen gibts aa an Christbaam. Und mei schönstes Weihnachtsgeschenk hab i ja scho konsumiert."

„Was denn, Willi?"

„Na, de Nacht mit der Tänzerin. I bin ma vurkumman wia der Harun al Raschid."

Der Schrecken vom Fuchsenloch

Es ist eine laue Frühlingsnacht, der Himmel sternenübersät, aus den Gärten gegenüber dem Polizeikommissariat strömt Fliederduft.

Ich habe Nachtdienst, sitze vor dem offenen Journalzimmerfenster und hänge hochfliegenden Gedanken nach. Aber das Schrillen des Telefons bringt mich rasch wieder auf den Erdboden zurück:

Vom Wachzimmer Wilhelminenstraße kommt die Meldung, daß in mehreren ebenerdigen Wohnungen in der Wohnbauanlage „Fuchsenloch", 16., Baumeistergasse, eingebrochen wurde: Während die Familien beim Fernsehen saßen, stahl ihnen ein Einbrecher Schmuck und Bargeld.

An der Hausmauer, zwischen dem Wohnungsfenster und dem Erdboden, finde ich leichte Kratzspuren; der Einbrecher ist also durch die (zirka 180 cm hoch gelegenen) offenen Fenster eingestiegen.

Am Tatort erzählt man mir:

Die Tochter der Familie Zuber lag schon im Bett, als sie plötzlich einen fremden Mann in ihrem Zimmer sah. Vor Angst schrie sie auf, die Familie stürzte in ihr Zimmer, der Mann per Hechtsprung aus dem Fenster. Das Geschrei der Zuber rief die anderen Hausbewohner auf den Plan, es gab ein aufgeregtes Durcheinander, da mehrere Personen bestohlen worden waren und den Diebstahl erst jetzt entdeckten. Der Täter entkam unbemerkt. Daraufhin erstattete man im Wachzimmer die Anzeige.

Eines ist mir bald klar: Der Täter hat es nur auf Geld und Schmuck abgesehen, andere wertvolle Gegenstände läßt er unberührt.

Es dürfte sich um einen Einzelgänger handeln, der sehr durchtrainiert sein muß, denn sein Hechtsprung aus dem Fenster war eine sportliche Hochleistung.

Fingerabdrücke finde ich nirgends, sicher hat er mit Handschuhen gearbeitet.

Ich durchstreife die Grünflächen der Wohnbauanlage, doch niemand hat den Einbrecher gesehen.

Die Zubertochter ist nicht in der Lage, eine Personsbeschreibung zu geben, sie steht noch immer unter dem Eindruck, „der Mann wollte sie erwürgen". Ich rede ihr diese Meinung aus, die ganze Haltung des Täters spricht dagegen, doch sie läßt sich nicht überzeugen.

Ein Hundeführer und die Funkstreife erhalten den Auftrag, ab sofort auf die Wohnbauanlage zu achten und öfters Streifen durchzuführen.

Zwei Tage danach schlägt der unbekannte Täter abermals zu.

Hundeführer und Funkstreife werden wieder abgezogen, ich postiere mich mit Zauberer und Pratzerl in den Gebüschen der Baumeistergasse.

Es rührt sich nichts.

Nachdem wir schon drei Nächte geopfert haben und sich nichts ereignet, beschließen wir, noch eine Nacht zu beobachten und dann nur noch sporadisch die Überwachung zu übernehmen.

Es ist 21.20 Uhr, da bemerkt Zauberer einen Mann, der sich nach allen Seiten umsieht und dann zielbewußt auf ein Fenster zusteuert, aus dem gedämpftes Licht dringt.

Unter dem Fenster bleibt er lauschend stehen, danach geht er schnell zu einem Gebüsch, aus dem er sich ein dort verstecktes Klappsesserl holt.

Auf dem Sessel stehend, kann er bequem in das Zimmer hineinschauen.

Wir warten gespannt, bis er einsteigt, doch diesen Gefallen macht er uns nicht.

Nach zehn Minuten schleichen wir uns an; der Mann erinnert mich an einen balzenden Auerhahn, der nicht sieht und hört, daß ihm Gefahr droht. Als er sich auf Zehenspitzen stellt, um noch besser in das Zimmer sehen zu können, zieht ihm Pratzerl den Sessel unter den Füßen weg. Der Mann stößt einen markerschütternden Schrei aus und hängt mit den Fingerspitzen am Fenstersims; er traut sich nicht loszulassen. Im selben Augenblick erscheint ein Mann am Fenster – nackter Oberkörper, ob er unten etwas anhat, kann ich nicht sagen – sieht den Gesimshänger, verschwindet für einen Augenblick, kehrt mit

einem Hausschuh in der Hand wieder und klopft ihm unerbittlich auf die Finger.

Erst jetzt läßt der Mann los, und wir fangen ihn auf.

Der Mann im Fenster ruft uns zu: „Halten Sie ihn, ich komm gleich!“ Da kommt er auch schon angerannt, der Hausschuhklopfer, hinter ihm eine junge, vollbusige, attraktive Frau, offenbar seine Gattin.

Der von uns Festgenommene verdeckt sein Gesicht und jammert: „Die Schand überleb ich nicht.“

Schreiend will sich das Ehepaar auf unseren Jammerer stürzen; wir halten sie zurück und weisen uns aus.

Der Jammerer scheint inzwischen einen Entschluß gefaßt zu haben, er nimmt die Hände vom Gesicht und sagt: „Bitte, entschuldigen Sie vielmals.“

„Ja, Herr Ing. Prohaska, Sie sind's!“ läßt sich der Hausschuhschläger verwundert vernehmen. „Wollten Sie bei uns einbrechen?“

„Die Herrschaften kennen einander?“ frage ich.

„Aber ja“, meint die Dame, „Herr Ing. Prohaska wohnt gleich in der nächsten Gasse, er hat in der Wilhelminenstraße ein Elektrogeschäft.“

Ing. Prohaska nehmen wir mit, von dem Ehepaar halten wir das Nationale fest.

Ing. Prohaska ist voll geständig:

„Meine Herren, ich hoffe, Sie verstehen mich. Ich bin Witwer und habe schon seit langem ein Auge auf Frau Obermayer geworfen, Sie haben sie ja eben kennengelernt.

Vorige Woche ging ich gegen dreiviertel neun durch die Baumeistergasse und sah das Ehepaar Obermayer in ihrem halberleuchteten Schlafzimmer schmusen. Ich betrat die Grünfläche und hörte, unter dem Fenster stehend, wollüstiges Stöhnen und sonstige Geräusche, und ich wußte, welcher Art von Vergnügen sie momentan frönten. Ihr Dialog machte mich wahnsinnig vor Gier, ich lief, so schnell ich nur konnte, nach Haus, nahm mir mein Klappsesserl und kehrte zum Fenster der Obermayer zurück. Vom Sessel aus konnte ich wunderbar in das Schlafzimmer sehen.

Doch ich kam zu spät, die Obermayer waren zwar noch auf, aber sie lasen bereits die Zeitung, ihr Liebesspiel war vorbei.

Ich blieb trotzdem auf meinem Sessel stehen, bis sie das Licht abdrehten, denn Frau Obermayer hatte sich abgedeckt, und ich genoß in aller Beschaulichkeit ihre weiblichen Reize.

Bevor ich heimging, versteckte ich mein Klappsesserl in dem Gebüsch. So habe ich in der Zwischenzeit das Liebesspiel der Obermayer wiederholt beobachtet.

Heute war es wieder soweit. Aber als ich mich auf die Zehenspitzen stellte, um alles noch genauer zu sehen, rutschte der Sessel unter mir weg." (Der balzende Auerhahn hatte keine Ahnung, daß ihm Pratzerl den Sessel weggezogen hat, so gebannt war er von der Vorstellung, die ihm geboten wurde.) „Aber eines können Sie mir glauben, meine Herren, stehlen wollte ich bestimmt nichts."

Wir schreiben alles nieder, sind aber nicht glücklich, denn wir waren ausgezogen, um einen Einschleichdieb zu fangen, und haben nur einen „Spießer" erwischt.

Eines Nachts ist es dann aber doch soweit.

Wieder bin ich mit Zauberer und Pratzerl unterwegs. Kaum haben wir unseren ersten Beobachtungsposten bezogen, es ist kurz nach 20 Uhr, schleicht ein junger Mann an uns vorbei. Er trägt Handschuhe, Sportschuhe mit dicken Gummisohlen und bewegt sich wie eine große Raubkatze.

Plötzlich erspäht er ein offenes Fenster, macht ohne Anlauf einen gewaltigen Sprung und sitzt auf dem Fensterbrett. Er bewegt sich lautlos, schiebt behutsam den Vorhang auseinander und schaut in das Zimmer. Lautlos läßt er sich in die Wohnung gleiten.

Es vergehen keine fünf Minuten, sitzt er wieder auf dem Fensterbrett und springt geübt herunter.

Pratzerl kann sich nicht mehr halten und stürzt sich auf ihn. Der Mann ist einen Augenblick lang überrascht, wehrt sich aber dann heftig. Zu dritt können wir ihn kaum bändigen. Er kommt frei, schlägt einen Haken, zu seinem Unglück aber auf die verkehrte Seite, denn er springt Pratzerl förmlich in die Faust.

Ehe er wieder zu sich kommt, haben wir ihm Handschellen verpaßt. Bei der Leibesvisitation finden wir die Brieftasche mit sämtlichen Personalpapieren seines letzten Opfers sowie einige Schmuckstücke.

Als wir den Geschädigten verständigen, weiß er noch gar nicht, daß er bestohlen worden ist und daß ein Einbrecher in seiner Wohnung war, während er mit seiner Familie beim Fernsehen saß. Wir übergeben ihm seine Brieftasche und die Schmuckstücke, und er hält uns für „Wunderkieberer“.

Der Täter, ein bekannter Leichtathlet, legt ein umfassendes Geständnis ab, als wir in seiner Wohnung die gesamte Beute sicherstellen.

Der „Schrecken vom Fuchsenloch“ ist unschädlich gemacht.

Wie ein Christbaum

In einem großen Sportgeschäft mit über zwanzig Angestellten verschwindet in letzter Zeit dauernd Geld aus der Geschäftskasse. Läßt der Chef sein Sakko auch nur für fünf Minuten im Vorraum des Büros hängen, fehlen ihm aus der Brieftasche Banknoten.

Der Täter ist nicht zu fassen. Da entschließt sich der Chef zur Anzeige.

Wir errichten eine Diebsfalle, von der nur der Chef und die Kassierin informiert werden. Beide versprechen, niemandem davon zu erzählen.

Nach Geschäftsschluß sind wir wie ausgemacht mit dem Firmeninhaber allein und stauben einige Geldscheine aus seiner Brieftasche mit einem unsichtbaren Pulver ein. In die Geschäftskasse legen wir ein präpariertes Kuvert mit Banknoten, das von der Kassierin nicht berührt werden darf.

Schon am nächsten Tag schnappt die Falle zu: Sowohl aus der Brieftasche des Chefs als auch aus dem präparierten Kuvert ist Geld gestohlen worden. Wir lassen nach Geschäftsschluß alle Türen verschließen. Niemand darf weggehen. Jetzt soll der Dieb entlarvt werden.

Wir kommen mit einer Quarzlampe und leuchten alle im Gelegenheitsverhältnis stehenden Personen ab. Hat jemand von ihnen das Geld gestohlen, dann leuchten unter der Quarzlampe seine Hände, seine Kleider und alle Stellen auf, wo er sich hingegriffen hat. Die Leuchtspur hält Tage, auch wenn sich der Täter mittlerweile mehrmals die Hände gewaschen hat.

Wir haben dem Anzeiger, sollte abermals Geld gestohlen werden, einen vollen Erfolg prophezeit. Nun ist es soweit.

Aber als alle unsere Lampe passiert haben, hat sich bei niemandem die verräterische Leuchtspur gezeigt. Der Chef sieht uns enttäuscht an: Nun weiß ein jeder von unserer Diebsfalle.

Das Personal wird weggeschickt. Alle mustern uns verächtlich.

Irgendwo hat sich ein Fehler eingeschlichen. Ich frage den Chef, ob von der Belegschaft jemand schon früher weggegangen ist.

Er schlägt sich an die Stirn: „Die Frau Dworschak, unsere Bedienerin! Aber die kommt nicht in Frage, die ist über zehn Jahre bei mir beschäftigt, die räumt auch meine Privatwohnung auf, und es hat noch nie etwas gefehlt."

Trotzdem fahren wir mit ihm in die Wohnung der Dworschak. Unter der Quarzlampe leuchtet sie wie ein Christbaum.

Der Hexenmeister

In letzter Zeit häufen sich die Anzeigen, daß zwei Männer unter dem Vorwand, Gasgeräte und Wasserverbrauch prüfen zu müssen, sich Eintritt in Wohnungen verschaffen und dort stehlen, was ihnen zwischen die Finger kommt.

Trotz Aufrufen im Rundfunk, im Fernsehen und in der Presse, trotz bekanntgegebener Personsbeschreibung der Täter gelingt es den beiden unbekannten Männern immer wieder, in den verschiedensten Bezirken Wiens ihre Diebstähle fortzusetzen.

In der Lichtbildersammlung, wohin die Geschädigten geschickt wurden, liegen die Täter nicht ein. Es dürfte sich also um „Frankisten" handeln. Trotz umfangreicher Streifen finden wir keine Spur zur Ausforschung der Diebe.

Eines Tages gehe ich vorzeitig aus dem Dienst weg. Ich muß unbedingt zur Krankenkasse fahren. Ich stehe Ecke Ottakringer Straße und Hettenkofergasse und warte auf die Straßenbahn. Der J-Wagen kommt nicht daher, ich gehe zur Thaliastraße und warte auf dem Schuhmeierplatz auf den 46er. Die Straßenbahn kommt, ich steig ein und seh durch das Fenster zwei Burschen, die in der Thaliastraße Richtung Gürtel gehen. Ehe die Straßenbahn noch abfährt, spring ich schon wieder ab und handle mir den Unwillen einiger Straßenbahnbenützer ein, da ich die Einsteigenden störe.

Bis zur Lambertgasse geh ich hinter den Burschen her und komm immer mehr drauf, was mir ursprünglich gar nicht aufgefallen ist: daß nämlich die Personsbeschreibung der „Gas- und Wasserverbrauchsprüfer" auf sie paßt.

Kurz vor der Wichtelgasse halte ich sie an und verlange ihre Ausweispapiere. Arrogant und von oben herab fragen sie mich, ob ich überhaupt ein Recht hätte, sie anzuhalten.

Ich sage: „Leider, meine Herren, paßt Ihre Personsbeschreibung auf zwei langgesuchte Verbrecher, und das gibt mir das Recht, Sie zu perlustrieren."

Da sie sich nicht ausweisen können, müssen sie mit mir aufs

Kommissariat kommen, um dort ihre Personalien festzustellen. Sie meinen: „Na, wir leben in einer komischen Demokratie. Anständige Staatsbürger müssen sich solche Übergriffe gefallen lassen."

Mir gehen die „Burscherln" langsam auf den Wecker, und ich werde um noch eine Spur höflicher; mache sie aufmerksam, daß sie mich nicht durch etwaiges Davonlaufen zwingen sollten, von meiner Schußwaffe Gebrauch zu machen; es wäre schade um ihr junges Leben, denn meine Hand zittere schon ein wenig, und obgleich ich auf ihre Beine zielen würde, könnte ich sie vielleicht in den Kopf treffen. Dabei habe ich nicht einmal eine Pistole bei mir, ich will ihnen nur jeden Fluchtgedanken von Haus aus austreiben.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, daß wir davonlaufen, wir haben eine reine Weste. Aber über Sie beschweren wir uns, das ist einmal sicher, und unseren Anwalt rufen wir auch gleich an."

„Bitte", sag ich sehr höflich, und wir marschieren zum Kommissariat.

Ich bin mir meiner Sache sicher, denn der eine der Burschen trägt am linken Ringfinger einen Siegelring mit schwarzem Stein, der mir aus der Kurrende bekannt ist. Auf den Gedanken, es könne vielleicht mehr solche Ringe geben, komme ich erst gar nicht.

Außerdem habe ich das Gefühl, daß die beiden in ihrem Leben noch nie einen Anwalt bemüht haben, und mache im Kommissariat gleich die Probe: „Bitte, meine Herren, Sie wollten Ihren Anwalt anrufen, welche Nummer darf ich denn wählen?"

Sie zögern, bis ich ihnen sage: „Ihr Teppenkinder, steigts herunter von eurem hohen Roß, ihr kennt nicht einmal einen Anwalt, mich könnt ihr nicht bluffen."

Ich bekomme keine Antwort.

Beide kommen vorerst in den Vorraum des Arrests. In der Zwischenzeit werden die Geschädigten verständigt.

Alle erkennen in den beiden Burschen die „Gas- und Wasserverbrauchsprüfer" wieder.

Ein Teil des Diebsgutes wird bei den Burschen sichergestellt. Nun verwahren wir sie im Arrest, wo sie bis zu ihrer

Einlieferung in das landesgerichtliche Gefangenenhaus nachdenken können, ob wir nicht doch in einer guten Demokratie leben.

Pratzerl sieht mich nach Abschluß der Amtshandlung komisch an, und ich weiß schon, was ihn bewegt.

„Chef, ehrlich, wenn du schon in der Straßenbahn warst, warum bist wirklich gleich wieder ausgestiegen?"

Wie so oft antworte ich ihm:

„Ich weiß nicht. Als ich die Burschen gesehen hab, konnte ich nicht anders handeln."

Er ist mit meiner Antwort nicht zufrieden und glaubt, ich verheimlichte ihm meinen Zund.

Überhaupt ist Pratzerl derzeit schlecht aufgelegt, launisch wie eine alte Jungfer und streitsüchtig.

Er behandelt eine Einbruchsserie besonderer Art und kommt nicht weiter. Wir anderen sind mit Arbeit eingedeckt und können ihm nicht sehr viel helfen.

Er jammert: „Na ja, verhext muß man sein, dann kommen einem die Einbrecher auf der Straße entgegen."

Ich pariere den Hieb auf mich und antworte:

„Pratzerl, was nützt es, wenn dir die Einbrecher auf der Straße entgegenkommen und du erkennst sie nicht."

„Dazu gehören Jahre, und die fehlen dir halt noch", ergänzt Zauberer.

Pratzerl läßt uns stehn und geht aus dem Zimmer.

Dabei hat er es ja wirklich schwer mit seinem Fall:

Verschiedenste Ottakringer Adressaten haben von der Pfarre Alt-Ottakring, von der ÖVP, der SPÖ, der Caritas und vom Magistrat die Verständigung erhalten, daß sie bei einem Preisausschreiben zwei Theaterkarten gewonnen hätten. Die Karten liegen der Verständigung bei, in der der Pfarrer bzw. die Sekretäre von ÖVP oder SPÖ, der Pater der Caritas oder der Bezirksvorsteher herzlichst gratulieren. Obwohl die Gewinner nie an einem Preisausschreiben teilgenommen haben, sind sie der Meinung, es habe schon alles seine Richtigkeit, und zeigen freudig ihren Gewinn ihren etwas neidischen Nachbarn.

Nach dem Theaterbesuch stellen sie dann mit Entsetzen fest, daß in der Zwischenzeit bei ihnen eingebrochen worden ist.

Es braucht wohl nicht eigens erwähnt zu werden, daß die

angeführten Gewinnmitteiler kein Preisausschreiben veranstaltet und daher auch an niemanden Theaterkarten versandt haben.

Pratzerl hat schon alles Mögliche und Unmögliche unternommen und nicht den geringsten Anhaltspunkt zur Ausforschung des Täters aufgerissen. Er ist Tag und Nacht unterwegs und doch bisher erfolglos. Daß er jetzt richtig sauer ist, können wir verstehn.

Zur gleichen Zeit ist in einem Gasthaus in der Ottakringer Straße ein großes Preisschnapsen angesetzt; Zauberer und ich sind von einigen Geschäftsleuten des Bezirkes eingeladen, mitzuspielen.

Ich mach den ersten Preis, einen riesigen Geschenkkorb mit zwei großen Schinken, zwei Gänsen, zwei Hühnern und zehn Flaschen Sekt.

Zauberer gewinnt den dritten Preis, ein halbes Schwein.

Man feiert uns wie Helden.

Nach dem Schnapsen sitzen wir noch gemütlich beisammen, und ich beobachte mehrfach, daß ein Betrunkener zu unserem Tisch kommt und jedesmal vom Kellner abgewiesen wird. Ich frag den Kellner, was der Betrunkene von uns will:

„Herr Inspektor, der Bsoffene will mit Ihnen um den ersten Preis schnapsen, er sagt, er ist der beste Schnapser von Wien."

Sobald der Kellner nicht in der Nähe ist, kommt der Betrunkene wieder zu unserem Tisch, zieht aus seiner rechten äußeren Rocktasche eine lange, starke Goldkette sowie ein breites goldenes Armband und lallt: „Dazu, bittschön, gib i no 3.000 Schilling, des is mei Einsatz gegen an ersten Preis."

Schon kümmert sich Zauberer um ihn und gibt mir nach kurzer Zeit ein Zeichen, an ihren Tisch zu kommen.

Der Betrunkene will nur mit mir schnapsen. Bloß ein Spiel „von 7 owa".

Ich zögere absichtlich und wende ein, daß der Schmuck vielleicht nicht echt ist.

Mit dieser Befürchtung schein ich bei ihm einen Nerv getroffen zu haben.

Er wirft den Schmuck auf den Tisch und sagt zornig: „Da, überzeug di selber, ob er echt is!"

Ich betrachte den Schmuck sehr genau, dreh ihn hin und her

(natürlich habe ich längst bemerkt, daß er echt ist), zeig mich unentschlossen, bis unser Mann die Geduld verliert.

Er zieht aus seiner linken inneren Sakkotasche ein längliches Etui und zeigt mir eine herrliche Brillantdamenarmbanduhr:

„Da schau, aa echt, merk dar, bei mir is alles echt. Willst no mehr sehn? Brauchst es nur sagen, i hab no mehr davon."

Ich fang an, die Brillanten zu zählen, halt die Uhr gegen das Licht und sage, obwohl es nicht wahr ist:

„Na ja, nicht schlecht, aber die meisten Steine haben Kohlen."

Der Mann greift wieder in sein Sakko, und wir erwarten weitere Juwelen, doch er hält plötzlich eine Waltherpistole, Kaliber 7,65 mm, in der Hand:

„Paßts auf, mi könnts ihr net übernehmen, de Staaner san lupenrein, wanns ihr mir was happen wollts, krachts."

Ich fang zu lachen an und sag ihm, daß der Schmuck wohl echt sei, „aber da hast eine Spielzeugpistole in der Hand".

Wirklich fällt er mir herein und reicht mir die Pistole mit den Worten: „Paß auf, de is aa echt und gladen."

Sofort steck ich die Pistole weg, Zauberer und ich drehen ihm die Arme auf den Rücken und raunen ihm ins Ohr: „Kriminalpolizei, mitkommen."

Er schlägt wild um sich. Unsere Freunde helfen, ihn bewegungsunfähig zu machen.

Im Kommissariat ist er unansprechbar.

Schmuck hat er keinen mehr bei sich, doch immerhin einen Geldbetrag von 6.000 Schilling. Und in seiner Brieftasche finden wir zwei Theaterkarten für das Theater in der Josefstadt für kommenden Mittwoch.

Zauberer fragt ihn, wer diesmal die Karten gewonnen habe.

Er gibt keine Antwort, im Arrest lassen wir ihn ausnüchtern.

Nun haben wir Zeit, die Einbruchsanzeigen zu erledigen, schreiben alle Formblätter, Einlieferungsnote und Meßzettel.

Bei der Hausdurchsuchung finden wir einen Haufen Schmuck und insgesamt 28.876 Schilling Bargeld.

An Hand der amtlichen Unterlagen sortieren wir den Schmuck und verständigen die Geschädigten.

Inzwischen ist es 20.30 Uhr geworden.

Es zeigt sich, daß wir den gesamten gestohlenen Schmuck

sichergestellt haben; zwar ist ein Teil davon schon verpfändet, aber wir haben immerhin die Pfandscheine.

Vom gestohlenen Bargeld fehlen 7.500 Schilling.

Die Geschädigten, die vollzählig erschienen sind, versammeln wir im Verhörzimmer und holen den Täter aus dem Arrest.

„Sehen Sie, Herr Wilfert", so heißt der Täter, „das sind die Leute, denen Sie Theaterkarten geschickt haben.

Und Sie, meine Damen und Herren, sehen sich den Mann gut an, er hat bei Ihnen eingebrochen."

Ein bedrohliches Murmeln ist zu hören.

„Herr Wilfert, Sie haben jetzt zwei Möglichkeiten: Entweder Sie legen sofort ein umfassendes Geständnis ab, oder Sie bestreiten alles. Im letzteren Falle müßten wir Sie zwecks näherer Aussprache mit den Geschädigten für längere Zeit allein lassen."

„Bravo, Herr Inspektor, lassen Sie uns mit ihm allein", tönt es im Kreis.

„Na, Herr Wilfert, was haben Sie zu sagen?"

„Darf ich Sie allein sprechen?"

„Geht in Ordnung, Herr Wilfert. Bitte, meine Herrschaften, nehmen Sie einstweilen am Gang Platz . . .

Herr Wilfert, wir hören."

„Ich habe die Einbrüche begangen. Ich bin selber schuld, daß ich erwischt worden bin, aber vielleicht ist das mein Schicksal. Ich bin mit der Ausfolgung von Schmuck und Geld an die Geschädigten einverstanden, den Schaden werde ich zur Gänze ersetzen."

Wilfert hatte sich aus dem Telefonbuch die Adressen abgeschrieben und seine Opfer stets längere Zeit beobachtet. Wenn er der Meinung war, bei den Leuten sei etwas zu holen, schickte er ihnen die Theaterkarten.

Er wurde schon vor Jahren einschlägig verurteilt und ist nun rückfällig geworden. Er wird eingeliefert und verspricht, sich zu bessern. Ich bin überzeugt, daß er es momentan ernst meint, doch ob er auf Dauer sein Versprechen halten wird, ist stark zu bezweifeln.

Mittlerweile ist es 23 Uhr geworden. Zauberer kann es nicht lassen und ruft Pratzerl an, er möge unverzüglich ins Kommis-

sariat kommen, in seiner Amtshandlung gebe es eine heiße Spur.

Wie ich Pratzerl kenne, ist er in höchstens zwanzig Minuten hier.

Er schafft es in fünfzehn.

„Was ist los?"

Zauberer sieht ihn geheimnisvoll an und sagt:

„Daß der Chef verhext ist, sagst du ja immer, aber ich frag dich, glaubst du an Heinzelmännchen?"

„Sag, bist bsoffen, also, was ist?"

„Hör zu, Pratzerl, was passiert ist. Der Chef und ich haben dich Stümper nicht mehr leiden sehn können und wollten dir helfen, endlich deinen Theaterkartenschmäheinbrecher zu fangen. Gut. Also wir wollen von deinem Schreibtisch die Unterlagen holen, auf einmal hören wir aus deinem Zimmer ein geschäftiges Getrippel und Getrappel und sehen durch das Schlüsselloch, wie Heinzelmännchen deine Akte erledigen."

„Geh, Zauberer, leck mich am Arsch, und wegen dem Blödsinn lockst mich noch am Sonntag ins Amt?"

„Nein, nein, Pratzerl, es ist schon etwas Wahres dran. Ich würde mir halt an deiner Stelle die Akte anschaun."

Pratzerl liest und liest, sein Gesicht wird länger und länger, und wir erwarten ein Dankeswort von ihm, aber er poltert los:

„Also, das ist doch allerhand, jetzt muß man schon die Akten einsperren, damit sie die Kollegen nicht finden! Morgen wollt ich den Wilfert selber verhaften, ich bin ihm schon seit Tagen auf der Spur, aber nein, die gescheiten Herrn Kollegen müssen das besorgen und wollen damit noch glänzen. Dreinpfuscht habt ihr mir, sonst nichts!"

Doch Pratzerl ist kein guter Lügner; er fällt uns schließlich um den Hals und bedankt sich für unsere Arbeit.

Jetzt aber fahren wir zurück ins Gasthaus, um unsere Preise zu holen. Erstaunt stellen wir fest, daß unsere Bekannten alle noch anwesend sind: Sie wollen wissen, wie „es ausgegangen ist".

Zauberer gibt ihnen einen Bericht, bei dem es mir manchmal schwerfällt, das Lachen zu verbeißen. Er lügt, daß sich die Balken biegen, bleibt dabei aber so ernst, daß ihm sogar Pratzerl glaubt, obwohl der es besser wissen müßte.

Als wir den Heimweg antreten, graut bereits der Morgen, und Pratzerl will zum hundertsten Mal wissen, wie wir den Einbrecher erwischt haben. Zauberer erklärt ihm schließlich, daß wir den Täter beim Preisschnapsen als Trostpreis gewonnen haben . . .

In drei Stunden beginnt unser Dienst, und ich bin neugierig, ob Zauberer und Pratzerl trotz Schlagseite pünktlich sein werden.

Beide sind vor mir im Büro, frisch und ausgeschlafen, als hätte es den gestrigen Abend nicht gegeben.

Ich kontrolliere unser Aktenbuch und komme drauf, daß Pratzerl schon seit drei Wochen eine unerledigte Leumundserhebung in seiner Mappe hat. Er hat die verzwicktesten Ausreden, warum er sie noch nicht durchgeführt hat, aber ich bleibe hart und verlange, daß er das sofort in Ordnung bringt.

Er murrt, schnappt sich die Papiere und marschiert.

Nach einer halben Stunde kommt er, über das ganze Gesicht grinsend, ins Büro zurück:

„Chef, bitte, nur einmal sag mir die Wahrheit: Warum hab ich gerade jetzt, auf der Stelle, den Leumund erheben müssen?"

„Weil du ihn schon drei Wochen unerledigt in deiner Mappe hast."

„Nein, Chef, bleib bei der Wahrheit. Du hättest mich ja auch schon früher schicken können, oder morgen. Warum jetzt und sofort?"

„Pratzerl, laß mich in Ruh, ich hab dir alles gesagt."

„Zauberer, komm her, jetzt hab ich den Beweis, daß der Chef wirklich verhext ist. Stell dir vor, ich mach grad etwas unwirsch die Leumundserhebung, bin keine zwei Minuten in der Wohnung der Partei, da klopft es. Bevor noch wer reagiert, steckt ein Mann seinen Kopf herein und fragt, ob hier die Frau Huber wohnt. Als er mich sieht, verschwindet er blitzschnell. Auf der Stiege hab ich ihn eingeholt. Ich hab ihn euch gleich mitgebracht. Es ist der Wögerer Karli, unser ‚Stiegenläufer', der zur Verhaftung ausgeschrieben ist.

Zauberer, hör zu, der Chef hat das gewußt und mich zu der Zeit losgeschickt, wo der Wögerer an die Tür klopfen wird.

Na, was sagst, ist das ein Zufall oder Hexerei, daß es so was gibt?"

„Ja, Pratzerl, seit's an Gips gibt, gibt's alles."
„Zauberer, du bist ja teppert. Du wirst mir nie glauben, wenn ich dir sag, der Chef kommt aus einer anderen Welt."
Wögerer ist ein bezirksbekannter Gelegenheitsdieb, der als „Stiegenläufer" sein Unwesen treibt. Er geht von Haus zu Haus, klopft an alle Türen und probiert, ob eine unversperrt ist. Befindet sich niemand in der Wohnung, stiehlt er blitzschnell, was nur den geringsten Wert hat. Ist jemand daheim, sagt er, wie in diesem Fall: „Entschuldigen Sie bitte, wohnt hier die Frau Huber?"
Im Winter ist er der Schrecken der Wartezimmer, da er pro Tag oft vier bis fünf Mäntel stiehlt.
Er weiß, er hat bei Pratzerl keine Chance und kommt mit ihm am besten aus, wenn er geständig ist.
So können ihm acht Diebstähle aus Wohnungen, wo die Inhaber nur bei der Nachbarin, am Klosett oder um die Zeitung waren, nachgewiesen werden.
Am nächsten Tag im Journaldienst erwarten uns andere Probleme:
Obwohl der Taschendiebstahl zur Zeit bei uns kein beunruhigendes Problem ist, ist er noch lange nicht ausgestorben. Heute liegen zwei Anzeigen vor, daß in der Straßenbahn der Linie 46 und am Brunnenmarkt Taschendiebe am Werke waren.
Hoffentlich kommt es nicht zur Wiedergeburt dieses Delikts, das wäre bei dem derzeitigen Aktenanfall eine Katastrophe!
Wir fahren also in der Stoßzeit mit der Straßenbahn und bemühen uns, einen Dieb beim „Stechen", das heißt beim Herumschauen und Beobachten zu erwischen. Aber keiner sticht. Die Menschenmenge schiebt mich unaufhaltsam vorwärts, und ich bereite mich schon vor, vorne aus- und hinten wieder einzusteigen.
Da spür ich plötzlich einen leichten Druck in der Herzgegend, faß rasant zu und hälte eine schmale Hand fest. Die Hand, gehört einem jungen Mann, der sich meinem Griff entziehen will. Ich rufe: „Kriminalpolizei", da wird es hinter mir lebendig, und ein zweiter junger Mann will auffallend schnell aussteigen.

Zauberer und Pratzerl haben ihn schon.

In der Dienststelle finden wir bei der Visitierung der beiden drei Portemonnaies und zwei Brieftaschen.

Bei der Hausdurchsuchung stellen wir zweiundzwanzig Geldbörsen sicher.

Einen Großteil der Geschädigten können wir nicht mehr eruieren. Die Taschendiebe geben zu, auch am Brunnenmarkt mehreren Frauen die Börse aus der Hand- bzw. der Einkaufstasche gestohlen zu haben.

Mit ihrer Verhaftung hatten wir unverschämtes Glück, denn wann greift ein Taschendieb schon ausgerechnet einem Kriminalbeamten in die Tasche?

Oder war es nicht Glück, sondern wieder einmal Hexerei? Pratzerl jedenfalls läßt sich von dieser Meinung nicht abbringen.

Kinder?

Bei Einbruch der Dunkelheit werden junge Frauen überfallen und trotz heftigster Gegenwehr unzüchtig betastet.

Wir forschen den Täter aus, es ist ein dreizehnjähriger Bub, der sagt:

„Meine Freunde haben mir erzählt, beim Abtasten von Frauen hat man einen Genuß. Ich hab keinen gehabt. Ich hab nur Hiebe bekommen."

Oder:

Zwei Mädchen, eines zwölf, eines dreizehn Jahre alt, spielen im Park, in der Nähe eines Würstelstandes, wo auch Süßigkeiten verkauft werden.

Sie unterbrechen ihr Spiel, tuscheln und nähern sich dem Würstelstand. Sie bieten dem Verkäufer, einem älteren Mann, an, um Schokolade und Geld dürfe er bei ihnen zwischen den Beinen spielen, und sie würden mit seinem Schwanz machen, was er will.

Der Mann willigt ein, die Mädchen sitzen abwechselnd bei ihm. Während er über der Budel Würstel, Obst und Süßigkeiten verkauft, spielen die Mädchen darunter, von der Straße nicht einzusehen, mit seinem Penis. Es kommt wiederholt zum Mundverkehr.

Einmal erhält die eine Freundin zwei Schilling für ihre Tätigkeit, die andere für die gleiche Tätigkeit fünf Schilling, teilt aber nicht.

Es kommt zu Streitigkeiten, die Mütter erfahren von den Erlebnissen ihrer Töchter und kommen wie aus den Wolken gefallen zu uns, um Anzeige zu erstatten.

Bei der Befragung geben die Mädchen an: „Schuld sind unsere älteren Freundinnen, die haben uns aufmerksam gemacht, daß man von den Männern alles bekommen kann, wenn man mit ihrem Schwanz spielt. Am meisten geben sie, wenn man den Schwanz in den Mund nimmt. So haben wir es halt gemacht."

Oder:

Wir haben Alarm, täglich erstatten Mädchen im Beisein ihrer schockierten Eltern Anzeige, daß sie am hellichten Tag auf der Straße von einem unbekannten Burschen mit einer Nadel in die Brust gestochen wurden.

Zauberer, Pratzerl und ich durchstreifen den Bezirk, vor uns in einiger Entfernung die betroffenen Mädchen.

Für uns ist es ein Nervenverschleiß sondergleichen. Wir sind nicht nur für die Mädchen verantwortlich, denen nichts passieren darf, sondern wir wollen auch den Täter fangen.

Wir haben Glück: Ein Mädchen erkennt den Burschen, der sie vor einigen Tagen in die Brust gestochen hat.

Der Täter, ein Mittelschüler, wird auch von anderen Mädchen agnosziert. Er hat acht Nadeln in verschiedener Größe, beidseitig geschliffen, bei sich.

Nach dem Motiv seiner Tat befragt, gibt er an, aus Haß gegen alle Mädchen gehandelt zu haben:

„Auf einem Schulausflug hab ich eine Klassenkameradin küssen wollen, bin aber ausgelacht und verspottet worden. Da hab ich beschlossen, allen Mädchen Schmerzen zuzufügen."

Oder:

In einem großen öffentlichen Bad unseres Bezirkes können wir innerhalb von vier Tagen zwölf Buben im Alter von acht bis zehn Jahren anhalten, denen wir über hundert Badediebstähle mit einer Gesamtschadenssumme von 18.000 Schilling nachweisen.

Den Großteil des Diebsguts finden wir in Verstecken, wohin uns die Buben stolz führen.

Oder:

Lange Zeit sind wir bemüht, einen Kleideraufschlitzer, der in der Straßenbahn den Frauen Röcke und Kleider aufschneidet, dingfest zu machen. Als wir ihn endlich in einem 46er zwischen Gürtel und Brunnengasse fassen können, staunen wir nicht schlecht: Der Täter ist ein vierzehnjähriger Bub.

Wir stehen dem allen traurig und ratlos gegenüber.

Sicher, wir wissen, meist sind familiäre Schwierigkeiten und Mangel an Zuneigung schuld. Aber was sollen wir da tun?

Einen Trost haben wir immerhin:

Nur ein sehr geringer Teil der gestrauchelten Jugendlichen wird zu Gewohnheitsverbrechern.

Pervers

Seit Tagen sind die Kinderspielplätze im Bezirk wie ausgestorben. Kaum ein Kind zu sehen. Eine Stille, die nach dem gewohnten Lärm direkt traurig wirkt.

Ein Kinderschänder geht um.

Wir ersehen aus den Anzeigen, daß er die Kinder mit Geld und Schokolade in ein Stiegenhaus lockt und dort abtastet.

Seit zwei Tagen arbeitet er mit einem neuen Trick: Er hat beide Hände verbunden und bittet die Mädchen, Geld und Schokolade aus seinem Sakko zu nehmen: „Weißt, ich hab mir die Hände verbrannt, ich kann nichts angreifen."

Zur dreizehnjährigen Herta sagt er: „Du bist ja schon groß, mit dir kann ich über alles reden. Die kleinen Mädchen sind da noch zu dumm. Ich hab dir ja von meinen verbrannten Händen erzählt. Nun müßte ich dringend wiescherln und kann nichts anfassen. Geh, sei so lieb, komm mit mir hinter das Gebüsch und hilf mir dabei. Brauchst es nicht umsonst zu tun, ich geb dir fünfzig Schilling für deine Hilfsbereitschaft."

Der Mann tut ihr leid, außerdem könnte sie die fünfzig Schilling gut gebrauchen. Zudem gibt sie ehrlicherweise zu: „Na ja, interessiert hat's mich auch, wie der Spatz von einem Erwachsenen aussieht."

Hinter dem Gebüsch knöpfelt sie ihm das Hosentürl auf. Sie ist überrascht über den großen, steifen „Spatzen". Das Haarbüschel herum erschreckt sie, sie rührt den Spatzen nicht an, schaut nur.

„Geh, Mäderl, du mußt ihn schon in die Hand nehmen und fest reiben, sonst kann ich nicht wiescherln."

Herta traut sich nicht recht, aber schließlich reibt sie. Er wird noch härter, zuckt und spritzt was heraus, das nicht wie ein Lulu aussieht. Ist denn bei den Erwachsenen alles anders?

Sie fragt ihre Mutter. Die ist entsetzt und bringt Herta zu uns. Der Kriminalbeamtin erzählt sie alles.

Unsere Fahndung beginnt.

Erkennungsamt: negativ. Recherchen und Beobachtungen

auf den Spielplätzen: erfolglos. Anfragen in Krankenhäusern und Unfallstation nach einem Mann mit Brandwunden an beiden Händen: „naphtha".

Die Zeit vergeht, der Sittlichkeitsverbrecher ist unseres Wissens nicht mehr in Aktion getreten.

Da kommt eine Frau mit ihrer Tochter zu uns: „Herr Inspektor, meine Tochter glaubt, den garstigen Onkel in der Sutergasse gesehen zu haben. Sie weiß auch das Haus, wo er hineingegangen ist."

Wir befragen die Hausbesorgerin.

„Herr Inspekta, Ihner Personsbeschreibung paßt auf vier Herrn von unserm Haus. Da is amal der Herr Nemetschka, Beamter, verheiratet, zwa Kinder. Der Herr Steiner, Mechaniker, verheiratet, a Kind. Der Herr Nemansky, Vertreter, verheiratet, ka Kind. Und der Herr Rosenstein, Verwalter, ledig. Was ham s denn angstellt?"

Wir weichen ihrer Frage aus.

Vom Meldeamt besorg ich mir das Nationale der Genannten. Stelle fest, daß sie im Besitze eines Reisepasses sind. Besorg mir die Lichtbilder, misch sie unter zehn andere und zeig alle den Mädchen. Unabhängig voneinander erkennen sie in Nemetschka den garstigen Onkel. Er wird zur Gegenüberstellung geholt.

Um jeden Irrtum auszuschließen, stellen wir Nemetschka zwischen mehrere Kriminal- und Verwaltungsbeamte des Kommissariats.

Die Mädchen erkennen, ohne zu zögern, Nemetschka einwandfrei als den Täter.

Die Einvernahme beginnt:

„Na, Herr Nemetschka, kennen Sie die Mäderln?"

„Nein, wie soll ich."

„Dafür haben die Mäderln Sie erkannt."

„Bitte, als wen erkannt?"

„Als garstigen Onkel, der sie unsittlich belästigt hat."

„Das ist doch zum Lachen, ich hab selber zwei Kinder. Ich geh in der Früh ins Büro und komm abends nach Haus, da bleibt mir keine Zeit, Kinderschreck zu spielen."

„Herr Nemetschka, sind Ihre Brandwunden an den Händen schon verheilt?"

„Herr Inspektor, was soll das schon wieder? Ich hab nie verbrannte Hände gehabt."

„Jetzt haben Sie zum erstenmal die Wahrheit gesagt. Sie hatten nie verbrannte Hände. Nur etwas vorgetäuscht, was nicht vorhanden war. Stimmt's?"

„Nichts stimmt. Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen."

Ich schicke Pratzerl nochmals zur Hausbesorgerin. Vielleicht hat sie Nemetschka mit den verbundenen Händen gesehen.

„Herr Nemetschka, haben Sie schon davon gehört, daß ein Geständnis ein Milderungsgrund ist?"

„Ich hab aber nichts zu gestehen. Ich bin nicht vorbestraft und werde auch weiterhin nicht gegen das Gesetz verstoßen. Nur will ich jetzt meinen Anwalt anrufen, weil ich mich von Ihnen nicht grundlos verdächtigen lasse."

„So, so. Gelt, ist Ihnen furchtbar peinlich. Sie schämen sich vor Ihrer Gattin und vor den Kindern, gelt? Da kann Ihnen aber kein Anwalt helfen."

Keine Antwort.

„Herr Nemetschka, kennen Sie den Kongreßpark?"

„Ja, ich wohne doch ganz in der Nähe."

„Haben Sie dort nie Schokolade an kleine Mädchen verteilt? Sind Sie nicht mit ihnen in einen Hausflur oder ein Stiegenhaus gegangen und haben sie dort unsittlich betastet?"

„Also, diese Anschuldigung ist ungeheuerlich, ich antwort Ihnen nicht mehr."

„Herr Nemetschka, es kommt noch viel ungeheuerlicher. Als Sie vortäuschten, verbrannte Hände zu haben, gaben Sie einem Mädchen fünfzig Schilling. Das Kind mußte Ihren Penis in die Hand nehmen, bis Sie einen Samenerguß hatten. Sie sind ein verlogener, ekelhafter Kinderschänder. Und wenn Sie wollen, sage ich das auch vor Ihrem Anwalt."

„Herr Inspektor, das laß ich nicht auf mir sitzen."

Pratzerl, der eben zurückkommt, schreit ihn an: „Sie werden noch lang sitzen! Selber Kinder haben und sich an Kindern vergreifen, Sie sind ja ein besonderes Arschloch!"

Er flüstert mir zu: „Die Hausmeisterin hat ihn mit den verbundenen Händen gesehen. Er hat ihr auch davon erzählt. Sie hat ihn ein patschertes Mannsbild genannt."

„Herr Nemetschka, haben Sie noch immer nicht bemerkt, daß Sie verloren haben? Oder ist es Ihnen lieber, wenn ich die Kinder hole, die Ihnen sagen, was Sie mit ihnen aufgeführt haben? Oder wollen Sie lieber mit Ihrer Haubesorgerin plaudern und ihr sagen, daß Ihre Brandwunden schon geheilt sind, Sie patschertes Mannsbild?"

Jetzt zeigt er Wirkung. Er schlägt seine Hände vors Gesicht und sagt: „Meine arme Frau, meine armen Kinder, was hab ich euch angetan? Meine Ehe ist doch glücklich, ich weiß nicht, was mir da eingefallen ist. Was Sie mir vorwerfen, ist richtig, aber den Kindern hab ich nicht weh getan, hab sie nur durch ihr Hoserl berührt."

„Herr Nemetschka, wie war das mit den verbundenen Händen?"

„Das war ein Teufelseinfall von mir. Ich wollte ein Mäderl, das mir schon lange Zeit aufgefallen war, dazu bringen, mich zu befriedigen. Schließlich kam es dazu, und mit dem Samenerguß scheint meine Gehirnfunktion wieder auf normal geschaltet zu haben. Denn plötzlich wurde mir bewußt, was ich angestellt hatte. Sie können es mir glauben, ich habe mich vor mir selbst geniert. Ich werde so etwas nie mehr tun."

Nemetschka wird auf freiem Fuß der Staatsanwaltschaft Wien angezeigt.

Inzwischen sind Jahre vergangen. Die Kinderspielplätze sind wieder erfüllt vom Geschrei der Kinder. Nemetschka ist nicht mehr rückfällig geworden.

Wo sind die Pläne?

In einer bekannten Aufzugsfirma verschwinden über Nacht wertvolle Pläne eines neuen Aufzugssystems.

Im Namen der Firma erstattet ein leitender Ingenieur die Anzeige und weist darauf hin, daß die Firma ungeheuren Schaden erleiden würde, sollte es dem Dieb gelingen, die Pläne ins Ausland zu bringen.

In der Firma erfahre ich, daß nur leitende Ingenieure überhaupt von den Plänen wissen. Alle wesentlichen Unterlagen werden täglich vom Firmenchef persönlich im Tresor eingeschlossen. Nur gestern, es war nach einer Betriebssitzung etwas später geworden, versperrte der Firmenchef die Pläne nicht im Tresor, sondern in seinem Schreibtisch. Er war zu diesem Zeitpunkt allein in seinem Büro, und niemand konnte wissen, daß sich in dieser Nacht die Pläne nicht im Tresor, sondern im Schreibtisch des Chefs befanden.

In der Firma sind über dreihundert Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Die einzelnen Abteilungsleiter führen Klage, daß in den letzten Monaten immer wieder Werkzeug und Material aus den Werkstätten spurlos verschwindet. Sogar Büromöbel, Zeichentische, Lineale und Schreibtischlampen werden gestohlen.

Ich erfahre weiters, daß alle Betriebsangehörigen, egal ob Arbeiter oder Ingenieur, beim Betreten und Verlassen der Firma eine Zeitkarte lochen müssen, aus der ersichtlich ist, wie lange sie sich in der Firma aufgehalten haben. Das Betriebsgelände darf während der Arbeitszeit nur über Weisung des Oberingenieurs verlassen werden.

Außerdem muß ausnahmslos jeder vor dem Hinausgehen einen Apparat betätigen, der entweder eine weiße oder eine schwarze Kugel auswirft.

Die schwarze Kugel bedeutet Durchsuchung der Person.

Da im vorhinein niemand wissen kann, welche Kugel er bekommt, ist das Hinaustragen gestohlener Gegenstände also fast unmöglich. Fast. Denn trotzdem wird, laut Abteilungs-

leiter, in den letzten Monaten viel gestohlen. Wie der Dieb das Diebsgut aus dem Betrieb bringt, ist freilich allen ein Rätsel.

Dazu kommt noch, daß der Tagportier alles kontrolliert, was aus der Firma kommt, und der Nachtportier ständig seine Runden macht und alle Betriebsräume, ausgenommen das versperrte Chefbüro, durchsucht.

Beim Diebstahl der Pläne hat der Täter genaue Orts- und Fachkenntnis bewiesen. Er hat sofort das Chefbüro gefunden und aus einem Haufen Pläne nur die genommen, die Aufschluß über das neue Aufzugssystem geben. Weiters muß er im Besitz der Chefbüroschlüssel und Chefschreibtischschlüssel sein, denn sowohl das Büro als auch der Schreibtisch wurden nachweisbar nachgesperrt, ohne die Schlösser zu beschädigen.

Wer also hat die Möglichkeit, sich diese Schlüssel zu besorgen?

Und: War es ein Zufall, daß gerade in dieser Nacht eingebrochen wurde, als die Pläne nicht im Tresor verwahrt waren? Wenn nicht, wer konnte wissen, daß sich in dieser Nacht die Pläne im Schreibtisch des Chefs befanden, da dieser doch allein im Büro war, als er sie wegsperrte?

Ich frage im Personalbüro nach, ob nach dem Einbruch im Chefbüro (offiziell wird nur von einem Einbruch und nicht vom Diebstahl der Pläne gesprochen) einer der Firmenangehörigen nicht mehr in den Betrieb gekommen ist.

Nein, die Belegschaft ist vollzählig.

Am Tatort finde ich keine Fingerabdruckspuren, nicht einmal einen „Tapper“, der Täter muß mit Handschuhen gearbeitet haben.

Der Firmenchef kann sich genau erinnern, daß er sein Büro und seinen Schreibtisch gestern abend versperrt hat und daß sowohl Büro als auch Schreibtisch heute morgen verschlossen waren. Trotzdem fehlen die Pläne.

Ich frage den Chef, ob es nicht möglich wäre, daß er die Pläne vielleicht doch woanders eingeschlossen haben könnte . . . ganz in Gedanken . . . Er wirft mir nur einen Blick zu, der deutlich sagt, was er von meiner Kombinationsgabe hält.

Dann durchstreife ich das Firmengelände und entdecke

hinter Kisten und alten, verrosteten Eisentrümmern eine morsche Holztür, die ebenfalls auf die Straße führt.

Der Chef erklärt mir, daß diese Tür vor mindestens zehn Jahren als Ausgang gedient habe und seit dieser Zeit nicht mehr benützt werde. Außerdem könne man sie wegen der Kisten und des Alteisens davor nicht öffnen. Und von außen sei sie überhaupt nicht sperrbar, da sie von innen mit zwei großen Eisenriegeln gesichert sei.

Ich erwidere, daß man zwar unbequem, aber doch vor der alten Ausgangstür stehen kann. Triumphierend berichte ich weiter, daß ihr Schloß, wie ich mich überzeugen konnte, durchaus nicht verrostet ist, sondern gepflegt erscheint. „Bitte, wo ist denn der Schlüssel für diese Tür?"

„Herr Inspektor, wenn überhaupt ein Schlüssel da ist, kann ihn nur der Portier haben. Aber wie gesagt, die Tür wurde schon seit Jahren nicht mehr benützt. Während Sie sich um den Schlüssel zu einer unbedeutenden Tür bemühen, ist der Dieb mit meinen Plänen bereits im Ausland. Die Pläne, Herr Inspektor, nicht einen verrosteten Schlüssel sollen Sie suchen!"

Ich geb ihm keine Antwort und geh zum Portier, der von dem Schlüssel keine Ahnung hat.

Die alte Eingangtür läßt mir keine Ruhe, und ich baue ihr Schloß aus. Es ist tadellos in Ordnung, gepflegt und geölt.

Für mich ist es nun klar, daß der Täter mit den Plänen durch diese Tür vielleicht nicht gekommen, aber auf alle Fälle verschwunden ist. Ich wickle das Schloß in ein Stück Papier und lege es dem Chef auf den Schreibtisch. Ich will ihn von meiner Annahme überzeugen.

Er sieht mich stirnrunzelnd an und hält mich, seinem Gesichtsausdruck nach, gelinde gesagt für einen Stümper sondergleichen. „Jetzt kommen Sie schon wieder mit diesem blödsinnigen Schloß daher, Sie verrennen sich, kehren Sie um, finden Sie den Dieb!"

„Ja, aber das Schloß wurde doch in Ordnung gehalten; warum, frage ich Sie, wenn es angeblich nie gesperrt wird?"

Sich schwer beherrschend, stößt er zwischen den Zähnen heraus: „Warum nicht, frage ich Sie. Es wird doch sicherlich nicht Ihrer geschätzten Aufmerksamkeit entgangen sein, daß jeder, wenn er die Firma betritt oder verläßt, am Portier vorbei

und seine Karte lochen muß. Wenn also der Dieb hier beschäftigt ist, was Sie ja zu glauben scheinen, und den Betrieb durch den alten Ausgang verläßt, fehlt ihm die Zeitbuchung auf seiner Lochkarte. Von außen wiederum kann er die alte Eingangstür nicht sperren, das hab ich Ihnen schon einmal gesagt, weil sie von innen mit zwei stabilen Riegeln gesichert ist. Die Riegel sind noch dazu arg verrostet, die bringt man kaum auf – und bauen Sie mir die ja nicht auch noch aus! Ist Ihnen jetzt ein Licht aufgegangen, Herr Inspekterl? Ich rate Ihnen zum letzten Mal, vergessen Sie die alte Ausgangstür."

„Herr Kommerzialrat, und wenn Sie sich noch so alterieren, Ihre Erklärung über den zweiten Ausgang scheint mir trotzdem mehr als fadenscheinig."

„Sooo, fadenscheinig sind Ihnen meine Erklärungen? Ich werd Ihnen einmal etwas sagen: Ich ruf jetzt den mir bekannten Polizeipräsidenten an und verlange, daß die Amtshandlung in meinem Betrieb vom Sicherheitsbüro übernommen wird, die scheinen geschulter zu sein."

„Bravo, Herr Kommerzialrat, machen Sie das, dann hab ich mit der ganzen Angelegenheit und vor allem mit Ihnen nichts mehr zu tun, guten Tag."

Ehe ich die Firma noch verlasse, kommt mir der Schwiegersohn des Firmenchefs, Oberingenieur Velsky, entgegen. Wir sind seit Jahren miteinander bekannt und empfinden Achtung und Sympathie füreinander.

Er fragt mich, wie weit ich mit meinen Nachforschungen sei, und ich berichte ihm, was sich eben zwischen dem Firmenchef und mir abgespielt hat. Daraufhin nimmt er mich in sein Büro mit und bittet mich, einen Augenblick zu warten. Er geht in das Chefbüro.

Seine Aussprache mit dem Chef dauert eine ganze Weile und wird zeitweise ziemlich lautstark geführt. Plötzlich wird die Tür aufgerissen, der Chef hat einen hochroten Kopf und schreit mich an:

„Mein Schwiegersohn erzählt mir ja wahre Wunderdinge von Ihnen, entschuldigen Sie bitte, von mir aus können Sie die Amtshandlung weiter führen. Obwohl ich weiß, daß nichts herausschauen wird."

„Aber Papa . . .", läßt sich sein Schwiegersohn hören.

„Na schön, machts, was ihr wollts. Ab sofort besprechen Sie alles mit meinem Schwiegersohn, der für die Zustandebringung der Pläne durch Sie die volle Verantwortung übernommen hat. Ha, ha, ha, daß ich nicht lache."

Bumm, die Tür ist zu.

Der Junior sieht mich ganz verzweifelt an. Ich lache: „Einen ganz schönen Choleriker haben Sie da als Schwiegerpapa!"

Das Eis ist gebrochen, wir lachen beide.

„Sagen Sie, Herr Oberingenieur, wer von den Ingenieuren kennt die Eigenheiten des Chefs am besten?"

„Eigentlich alle. Und Sie haben ihn jetzt auch kennengelernt."

„Wer bleibt denn täglich am längsten im Betrieb und ist als Bastler bekannt?"

„Mein Stellvertreter, Ing. Mühlsteiner. Sie kennen ihn ja, er hat in unserem Auftrag die Anzeige erstattet."

„Herr Oberingenieur, ich brauche eine Liste, wer am Montag an der bewußten Sitzung teilgenommen hat und wer von den leitenden Herren in Kürze auf Urlaub geht."

„Die Liste verschaff ich Ihnen."

„Bitte das genaue Nationale."

„Auf Urlaub geht niemand in nächster Zeit."

„Schön, macht vielleicht einer eine Dienstreise?"

„Am Montag fährt Ing. Mühlsteiner mit einem Montageteam von sechs Arbeitern auf 14 Tage nach Deutschland."

„Danke, Herr Oberingenieur, Sie hören von mir. Lassen Sie Ihren Schwiegerpapa schön von mir grüßen, und schönen Dank für Ihr Vertrauen, ich werde Sie schon nicht enttäuschen."

Aus der Liste, die ich noch am Nachmittag erhalte, ist ersichtlich, daß außer Ing. Mühlsteiner alle verheiratet sind. Keiner ist vorbestraft.

Am Wohnort der Betroffenen können wir nichts zu ihrem Nachteil in Erfahrung bringen.

Da wir im Zuge der Erhebungen hören, daß Ing. Mühlsteiner in Purkersdorf einen Garten hat und sich meistens draußen aufhält, besuche ich ihn dort in Begleitung Zauberers.

Es ist Freitag, 18 Uhr, Ing. Mühlsteiner ist sichtlich überrascht, läßt sich aber nichts anmerken und lädt uns ein, Platz zu nehmen.

„Bitte, meine Herren, was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“

„Herr Ingenieur, wir haben erfahren, daß Sie am Montag nach Deutschland reisen, und da wollten wir Sie vorher noch gerne sprechen. Allerdings muß ich Ihnen vorher schon sagen, Sie haben es hier wirklich schön; darf ich mich etwas umsehen?“

Wir sehen uns alles genau an. Ing. Mühlsteiner hat in seinem Gartenschuppen eine perfekt eingerichtete Werkstätte mit Büroraum, Büromöbeln, Zeichentischen sowie ein umfassendes Lager von Aufzugsmaterial und Bestandteilen. Alles da.

„Herr Ingenieur, Sie sind ja herrlich eingerichtet! Und das reichhaltige Lager von Bestandteilen und Werkzeug, Sie könnten ja direkt einen Filialbetrieb beginnen. Wollen Sie sich selbständig machen?“

„Früher einmal schon, jetzt aber nicht mehr. Ich hab einen schön bezahlten Posten und genieße das Vertrauen der Firmenleitung . . .“

„. . . das Sie leider mißbrauchten“, vollende ich.

„Was soll das, Herr Inspektor?“

„Ich will Ihnen trotzdem helfen, Herr Ingenieur. Darf ich bitte Ihr Telefon benutzen?“

„Sicher.“

Ich rufe den Oberingenieur an und bitte ihn, schnellstens herauszukommen. Er weiß nicht, daß der Ingenieur einen Garten in Purkersdorf hat, und ich gebe ihm die Adresse.

Ing. Mühlsteiner ist blaß, ich rede ihm zu, die Angelegenheit nicht noch schwieriger zu machen; sage ihm, daß ich genau weiß, was alles aus der Firma weggeschafft wurde und daß ich der Meinung bin, hier einen Großteil der Diebsbeute wiedergefunden zu haben.

„Oder können Sie den Nachweis erbringen, wo Sie zum Beispiel die Büromöbel herhaben?“ klopfe ich auf den Busch.

„Nein, das kann ich nicht, aber ich habe von der Firmenleitung sehr viel geschenkt bekommen.“

„Herr Ingenieur, um festzustellen, was Sie alles geschenkt erhielten und was nicht, hab ich mir erlaubt, den Oberingenieur herzubitten.

Aber etwas anderes. Ich weiß, daß Sie im Besitze des

Schlüssels zum alten Firmenausgang sind. Wo haben Sie ihn? Oder soll ich eine Hausdurchsuchung machen? Und bevor Sie sich noch überlegen, was Sie mir sagen sollen, sag ich Ihnen noch, daß Sie das Schloß in der alten Tür immer gepflegt und geölt haben, stimmt's? Die verrosteten Riegel an der Innenseite haben nur zu Tarnzwecken gedient, nicht wahr? Sie sollten bei einer oberflächlichen Kontrolle den Eindruck erwecken, daß die Tür schon seit Jahren nicht geöffnet wurde.

Warten Sie, Herr Ingenieur, ich glaub, es ist besser, Sie geben uns auch gleich die Pläne, die Sie aus dem Schreibtisch des Chefs genommen haben. Nur, ehrlich gesagt, eins weiß ich nicht: Woher wußten Sie, daß der Chef die Pläne in dieser Nacht nicht wie alle Tage im Tresor, sondern in seinem Schreibtisch aufbewahrte?

Jetzt sind Sie dran, Herr Ing. Mühlsteiner."

„Ich bin seit fünfzehn Jahren bei der Firma beschäftigt und habe mitgeholfen, den Betrieb aufzubauen. Ich habe den Schlüssel zur alten Ausgangstür und den Nachschlüssel zum Chefbüro und zum Schreibtisch des Chefs. Aber nicht, um meinen Chef zu bestehlen. Ich habe die Verbesserung zum Aufzugssystem selbst entwickelt; wollte ich die Pläne verkaufen, hätte ich sie nicht zu stehlen brauchen. Ich könnte sie aus dem Kopf zeichnen. Doch die Verbesserung war mir nicht gut genug, ich hatte schon die längste Zeit eine Idee, die ich verwirklichen wollte. Eine Erfindung, die den ganzen Aufzugsbau revolutionieren könnte. Der Chef ließ mich aber nicht im Büro arbeiten, so lang ich wollte. Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß mit ihm nicht sehr leicht auszukommen ist. Also trug ich mir nach und nach alles nach Hause bzw. hier in den Garten, was ich benötigte, um weiter zu arbeiten.

Als ich am Montag nach der Sitzung von meinem Büro aus beobachtete, daß der Chef die Pläne in seinem Schreibtisch verwahrte, kam mir die Idee, sie mir auszuborgen, da ich mit meiner Zusatzerfindung fast fertig war. Ich wollte die Pläne mit ihr ergänzen und am nächsten Morgen wieder in den Schreibtisch des Chefs legen. Hätte er nun die neue Erfindung bemerkt, hätte er mir alles verziehen. Doch der Chef schien nicht gut geschlafen zu haben und war schon vor mir im Büro; so konnte ich die Pläne nicht mehr zurückgeben."

„Ja, Herr Ingenieur, aber da hätten Sie doch die Anzeige nicht erstatten müssen!"

„Da kennen Sie aber unseren Chef schlecht! Ich glaub, der hätte mich trotz meiner neuen Erfindung hinausgeschmissen. Aber jetzt ist ja alles vorbei, ich will Ihnen sagen, wie es war.

Wie gesagt, nach der Sitzung, es wird gegen 23 Uhr gewesen sein, ging ich nochmals in mein Büro und bemerkte durchs Fenster, wie der Chef die Pläne in seinem Schreibtisch verwahrte. Ich lief schnell zu der alten Ausgangstür, zog die Riegel heraus, die sich leichter entfernen lassen, als man glaubt, und verließ dann offiziell die Firma durch den Betriebsausgang, lochte meine Zeit und betätigte den Kugelapparat.

Auf der Straße wartete ich, bis der Chef wegfuhr. Dann sperrte ich die Tür zum alten Ausgang auf, ging in das Chefbüro, nahm die Pläne und ging durch das alte Tor wieder hinaus; die Riegel schob ich am nächsten Tag unbeobachtet wieder vor."

„Herr Ingenieur, haben Sie sich nicht überlegt, was Sie alles angestellt haben?"

„Herr Inspektor, ich war von der Zusatzerfindung so besessen, daß ich darüber alles andere vergessen habe."

Im selben Augenblick kommt der Oberingenieur, ich trau meinen Augen nicht, mit seinem Schwiegervater.

Der Chef poltert mich gleich an: „Also, was ist los, Herr Inspektor?"

„Entschuldigen, Herr Kommerzialrat, Sie wollten ja mit dem Sicherheitsbüro zusammenarbeiten und haben mich schließlich beauftragt, mich mit allem nur an Ihren Schwiegersohn zu wenden . . .

Bitte, meine Herren, kommen Sie mit. Der Herr Kommerzialrat wird sich etwas gedulden."

Ich gehe mit dem Oberingenieur, Ing. Mühlsteiner und Zauberer in die Werkstätte. Den Chef lassen wir allein im Gartenhaus.

Ing. Mühlsteiner macht ein umfassendes Geständnis und übergibt die Pläne mit der bereits eingezeichneten Zusatzerfindung dem Oberingenieur. Beide beugen sich über den Zeichentisch, diskutieren, wir sind vergessen.

Nach einer Viertelstunde reißt der Chef die Tür auf, doch

bevor er noch zu schreien beginnt, lege ich den Finger an die Lippen, bedeute ihm zu schweigen und zeige auf die beiden über den Zeichentisch gebeugten Ingenieure.

Er gesellt sich dazu, diskutiert mit, und wir sind wieder Luft. Plötzlich klopft er Ing. Mühlsteiner auf die Schulter und ruft: „Sie sind ja ein Teufelskerl, damit revolutionieren wir den gesamten Aufzugsbau, bravo!"

Sein Blick fällt auf mich, er kommt auf mich zu.

„Sie sind auch ein Teufelskerl, wie Sie mit mir umgesprungen sind, das hat noch keiner gewagt. Sie sind tüchtig, die vom Sicherheitsbüro wären eh nicht draufgekommen. Ich zieh natürlich meine Anzeige zurück, mir wurde ja nichts gestohlen."

„Bedaure, Herr Kommerzialrat, es handelt sich um ein Offizialdelikt, da muß die Anzeige erstattet werden. Wenn Sie aber bei der Verhandlung aussagen, daß Sie sich nicht geschädigt fühlen, dann ist das für Ing. Mühlsteiner bestimmt ein Strafmilderungsgrund, wenngleich kein Strafausschließungsgrund."

„Was heißt hier Verhandlung? Ing. Mühlsteiner setzt einen Meilenstein im Aufzugsbau, und Sie sprechen von Strafe? Sie sind ja überhaupt nicht geschult, ich hätt mich halt doch an das Sicherheitsbüro wenden sollen."

Der Oberingenieur entschuldigt sich für das Verhalten seines Schwiegervaters und bedankt sich für die geleistete Arbeit.

Ing. Mühlsteiner kommt mit uns, wird einvernommen und der Staatsanwaltschaft Wien zur Anzeige gebracht.

Er wird zu einer bedingten Strafe verurteilt.

Er ist heute noch in der Firma, hat sich nie mehr etwas „ausgeborgt" und besitzt das größte Vertrauen seines Chefs.

Einige Wochen nach Abschluß der Amtshandlung bittet mich der Firmenchef zu sich. Er entschuldigt sein Benehmen und bedankt sich nun seinerseits für unsere Arbeit:

„Ich freu mich, daß ich meine Pläne wieder habe, noch dazu mit der phantastischen Zusatzerfindung. Aber wissen Sie, Herr Inspektor, noch mehr freut es mich, daß Sie einem hochbegabten und fleißigen Menschen, der fast gestrauchelt ist, wieder auf die gerade Bahn geholfen haben. Ich weiß, Sie hätten die

Amtshandlung auch so führen können, daß der Ing. Mühlsteiner für alle Zeiten erledigt gewesen wäre.

Ich glaube, wir verstehen uns, ich danke Ihnen.

Ach ja, noch etwas. Ich kenn den Polizeipräsidenten gar nicht persönlich, weiß auch nichts vom Sicherheitsbüro, besser gesagt, weiß nichts von seinen Gepflogenheiten. Ich hätte Ihnen also nie Ihre Untersuchung weggenommen, oder wie man da sagt.

Wenn Sie einmal etwas benötigen, Herr Inspektor, kommen Sie bitte zu mir, für Sie bin ich immer da."

Der Zufall führt Regie

Was veranlaßt Menschen, in bestimmten Augenblicken bestimmte scheinbar belanglose Dinge zu tun, die sich später als schicksalhaft erweisen? Und ist es Zufall, wenn sich Zufälle häufen?

Ist also Zufall überhaupt wirklich Zufall? Jedenfalls wäre ohne ihn eines der scheußlichsten Verbrechen seit dem Krieg nie geklärt worden.

Der Pensionist Franz Mokler verschafft sich als Inkassant eines Sterbevereins einen kleinen Nebenverdienst. Am Wochenende hilft ihm seine zwanzigjährige Tochter beim Inkasso. Freitag kassieren sie in der Josefstadt. Mokler kommt gegen 20 Uhr nach Hause und erwartet jeden Augenblick seine Tochter, die mit ihm auf der Tour war. Um 22 Uhr wird er unruhig: Seine Tochter ist noch immer nicht da. Er fährt abermals in die Josefstadt, auf die Suche nach ihr und hört, daß sie schon vor längerer Zeit dagewesen und wieder gegangen sei. Um 23.30 Uhr will er im Polizeikommissariat Ottakring die Abgängigkeitsanzeige erstatten. Der Kriminalbeamte erklärt: „Abgängigkeitsanzeigen werden bei Erwachsenen erst nach 48 Stunden und nur bei Kindern und Kranken sofort aufgenommen."

Mokler ist gebrochen, beteuert immer wieder: „Herr Inspektor, meine Tochter ist noch nie so spät nach Hause gekommen, ihr ist bestimmt ein Unglück zugestoßen."

Die Möglichkeit, daß sich Monika bei Verwandten, Bekannten oder ihrem Freund aufhalten könnte, läßt er nicht gelten. Von einem Freund seiner Tochter weiß er überhaupt nichts. Er bleibt dabei: „Ihr ist was passiert."

Entgegen allen Gepflogenheiten nimmt der Kriminalbeamte schließlich die Abgängigkeitsanzeige entgegen. Monika Mokler wird zirkuliert, das Polizeikommissariat Josefstadt um Mitfahndung ersucht. Anfragen bei der Rettungszentrale, im Wilhelminenspital, im psychiatrischen Krankenhaus und im Polizeigefangenenhaus bleiben erfolglos.

Samstag ist Monika noch immer nicht da. Ein Kriminalbeamter geht mit Mokler ihr Inkassorevier ab. Es stellt sich heraus, daß sie zuletzt um 19.50 Uhr in der Langegasse gesehen wurde. Ihre restliche Tour – Florianigasse, Bennoplatz, Skodagasse – scheint sie nicht mehr gemacht zu haben.

Weitere Recherchen bleiben negativ.

Am Montag übernehme ich mit meiner Gruppe den Journaldienst. Normalerweise sehe ich mir die Tagesberichte, in denen alle Anzeigen, Amtshandlungen und Vorfälle vermerkt sind, kaum durch. Diesmal aber, ich weiß nicht warum, bin ich ganz erpicht auf sie.

Am Nachmittag kommen zwei bezirksbekannte, leicht debile Altwarensammler, Bertl und Gustl. Sie fahren mit einem Handwagerl von Haus zu Haus, sammeln Abfälle jeder Art und „stierln" in den Koloniakübeln.

Gustl legt mir etwas in Zeitungspapier Verpacktes auf den Schreibtisch und sagt: „Wissens S, Herr Inspekta, am Montag ham ma eigentlich unser Döblinger Tour, dort fahr ma mit unserm Wagerl von Haus zu Haus. Gö, Bertl?"

„Ja, Gustl."

„I waaß net, warum daß mir heut die Josefstadt gmacht ham. Waaßt as du, Bertl?"

„Naa, Gustl."

„Sehn S, Herr Inspekta, der Bertl waaß aa net.

Alsdann, mir kommen in die Florianigassen, zu an Eckhaus, wo a Fleischhacker drin is, und stierln in die Koloniakübeln im Hof. Na, und da find i zwa wunderbare Schinken und denk ma, den Fleischhacker warn s scho z schlecht, drum hat er s weggschmissen. Also nimm i s mit fürn Hund vom Chef. Der Wolferl wird s scho fressen, is ja a Wolfshund. So wia i s gfunden hab, hab i s mitgnommen. Gö, Bertl?"

„Ja, Gustl, so hast as mitgnommen."

„Na, mir kommen auf unsern Lagerplatz, und i gfreu mi scho, daß i den Hund füttern kann, weil der Chef is eh nie da. Aber nix is – ausnahmsweise is der Chef heut no am Platz. Gö, Bertl?"

„Ja, Gustl, er war no da."

„Guat, also i gib eahm die Schinken fürn Wolferl, auf amal schaut er mi ganz damisch an, wird ganz blaß, haut ma die

Schinken hin und schreit: ‚Gehts sofort zur Polizei, des san kane Schinken, des san menschliche Leichenteile!' Gö, Bertl?"

„Ja, Gustl, ganz blaß war er."

„Naja, denk i ma, der Chef is halt a bisserl teppert, und i nimm die Schinken und komm direkt zu Ihnen. Also", er öffnet das Paket, „schaun S selber: Is des a Schinken oder san des menschliche Leichenteile?"

Vor mir liegen, auf den ersten Blick erkennbar, ein linker Unter- und ein rechter Oberschenkel eines Menschen.

„Gustl, wo habt ihr das gefunden?"

„Na, in der Florianigassen, i kann Sie hinführn."

„Gustl, du nimmst jetzt mitm Bertl am Gang ein bisserl Platz; dafür, daß ihr gleich zu uns gekommen seid, geb ich euch einen Fuffziger fürn Brandineser."

„Dank schön, Herr Inspekta, über uns können S verfügen. Gö, Bertl?"

„Ja, Gustl, mir san da."

Amtsarzt und Gerichtsmediziner bestätigen: Es handelt sich um einen menschlichen Unter- und Oberschenkel. Die Leichenteile stammen von einer jungen Frau, zirka 18–22 Jahre alt, höchstens 155–158 cm groß.

Ich erinnere mich, in den Tagesberichten die Abgängigkeitsanzeige des Franz Mokler gelesen zu haben. Seine Tochter Monika ist 20 Jahre, 158 cm groß. Sollte es sich um die Abgängige handeln?

Mit Gustl und Bertl fahren wir in die Florianigasse und stochern im Hof in den Koloniakübeln. Sie sind fast voll mit Küchenabfällen, Asche und Papier.

Zauberer wühlt sich in den Inhalt eines Mistkübels, räumt Abfälle weg, Asche zur Seite und sieht Haare. Er zieht daran und hält einen Kopf in Händen.

Wir blicken in das ascheverschmierte Gesicht eines jungen Mädchens.

Nach und nach finden wir in verschiedenen Kübeln, ebenfalls in Zeitungspapier verpackt, weitere weibliche Körperteile.

Zur kompletten Leiche fehlt uns jetzt noch der Unterleib.

Vom Hof führen ein paar Stufen in die Hausmeisterwohnung. Wir klopfen an, ein etwa 32jähriger Mann namens Karl Rohbart, der Hausbesorger, öffnet uns.

„Kriminalpolizei. Sagen Sie, haben Sie vielleicht gesehen, wer mehrere Pakete in die Mistkübel geworfen hat?"

„I bin net immer zhaus, i hab nix gsehn."

Mir fällt auf, daß der Küchenboden der Hausmeisterwohnung frisch aufgewaschen ist. In den Fugen leuchtet es rötlich; ich scharre den Dreck aus den Fugen und finde verkrustetes Blut. Der Hausbesorger grinst mich an und sagt: „I bin bei dem Fleischhacker im Haus beschäftigt und trag mir öfters Fleisch und Innereien in die Wohnung, deswegen das Blut."

Ich kontrolliere diese Aussage; der Fleischhauer bekommt einen Wutanfall: „Herr Inspektor, wie kann dieses arbeitsscheue Individuum behaupten, er arbeitet bei mir? Den laß ich ja nicht einmal als Kunden zu mir ins Geschäft!"

„Herr Rohbart, warum lügen Sie mich denn an? Nie in Ihrem Leben waren Sie bei dem Fleischhauer beschäftigt."

„Herr Inspektor, i hab an Hasen tranchiert, von dem is das Blut."

Wir durchsuchen seine Wohnung und finden eine Mitgliedskarte seiner Lebensgefährtin vom Sterbeverein des Mokler.

„Herr Rohbart, wann wurden zuletzt Beiträge kassiert?"

„Na, Sie sehn s ja eh. I, des haaßt mei Lebensgefährtin is zwa Monat im Rückstand. So lang is net kassiert worden."

„Herr Rohbart, Sie lügen schon wieder. Am Freitag gegen 20 Uhr war ein Fräulein da und wollte das Inkasso vornehmen."

„Des is möglich, aber am Freitag um die Zeit war i im Kino."

„In welchem? Und was haben Sie gesehen?"

„Ja, des waaß i heut nimmer."

„Nehmen Sie den Kellerschlüssel, führen Sie uns in den Keller."

In seinem Kellerabteil finden wir eine Säge, voll mit Blutspritzern.

„Herr Rohbart, zum Tranchieren eines Hasen benutzen Sie eine Säge?"

„Hörn S auf, i waaß überhaupt net, wieso de Sag in mein Kellerabteil steht."

In der Folge wird vorschriftsgemäß die weitere Amtshandlung vom Sicherheitsbüro übernommen.

Die SB-Beamten finden auch die fehlenden Leichenteile.

Rohbart legt ein Geständnis ab:

Er wußte, daß Freitag abends die junge Inkassantin kommen würde. Er war allein, seine Lebensgefährtin weilte mit dem Kind auf dem Land. Sie sollten erst am Montag zurückkommen.

Als Monika das Inkasso durchführen will, macht ihr Rohbart unsittliche Anträge, will sie küssen und an sich drücken. Monika wehrt sich, es kommt zu Tätlichkeiten, Rohbart erwürgt sie. Zieht sie aus, vergeht sich an ihr, schneidet ihren Geschlechtsteil heraus und bewahrt ihn in einem Einsiedeglas auf. Als seine krankhafte Gier befriedigt ist, schiebt er die Leiche unter das Bett. Mit dem Geld, das er Monika abgenommen hat, geht er in ein Nachtlokal.

In den frühen Morgenstunden kommt er heim, schläft ein wenig. Kurze Zeit später entfacht er Feuer im Waschküchenofen, er will sein Opfer verbrennen. Da er noch nicht gefrühstückt hat, unterbricht er seine Arbeit, geht in seine Wohnung und richtet sich etwas zu essen.

Plötzlich klopft es. Der Vater Monikas, den er von früheren Inkassobesuchen kennt, steht mit einem Kriminalbeamten vor der Tür. Mokler fragt, ob seine Tochter am Freitag bei ihm Beiträge eingehoben habe. Rohbart verneint und beschwert sich, daß schon seit zwei Monaten bei ihm nicht kassiert worden sei. Der Kriminalbeamte will in die Wohnung, Mokler hält ihn zurück: „Herr Inspektor, wir müssen noch so viele Mitglieder besuchen."

Dem Rohbart ist angst und bang geworden, er hat nicht mehr den Mut, die Leiche in die Waschküche zu schaffen. Wäre der Kriminalbeamte in die Wohnung gegangen, er hätte sie entdeckt. Rohbart zittert bei diesem Gedanken. Er holt sich seine Säge aus dem Keller und zerstückelt in der Küche sein Opfer. Die Leichenteile verpackt er in Zeitungspapier und wirft sie in die Mistkübel. Er weiß genau, am Montag kommt seit Jahr und Tag pünktlich die Müllabfuhr und kippt den Kübelinhalt in den Mistwagen. Sollten später Leichenteile vielleicht auf einer Müllhalde gefunden werden, gibt es keine Spur zu ihm. Er beruhigt sich und fühlt sich wieder sicher. Bis Montag werfen die Hausbewohner noch genügend Abfälle auf seine Pakete, eine Entdeckung braucht er nicht zu fürchten.

Seine Küche ist blutbesudelt. Er wäscht auf, kann aber nicht verhindern, daß das Blut-Wasser-Gemisch in die Fußbodenfugen rinnt und dort versickert.

Am Montag wartet er auf die Mistausleerer der Gemeinde Wien. An ihrer Statt kommt jedoch die Kriminalpolizei.

Rohbart wird zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt.

Und ich frage mich seither: Ist Zufall wirklich Zufall? Denn:

1. Obwohl Monika Mokler erst zweieinhalb Stunden abgängig ist, wird, gegen jede Dienstanweisung, zufällig die Abgängigkeitsanzeige doch entgegegenommen.

2. Der Täter wird von seinem Plan, die Leiche zu verbrennen, zufällig abgehalten.

3. Zufällig lese ich mir ganz genau die Anzeigenberichte durch und merke mir die Abgängigkeitsanzeige des Mokler.

4. Seit Jahren kommt regelmäßig jeden Montag die Müllabfuhr der Gemeinde Wien. Am Montag nach der Tat kommt sie zufällig nicht.

5. Seit Jahren fahren „Gustl" und „Bertl" jeden Montag mit ihrem Wagerl nach Döbling. Diesmal, sie wissen nicht warum, machen sie ihre Tour in der Josefstadt und finden dort zufällig die Leichenteile.

6. Nie ist ihr Chef da, wenn sie abends auf den Lagerplatz kommen. Zufällig ist er an diesem Montag aber da und erkennt die „Schinken" als menschliche Leichenteile.

7. Er hat überhaupt erst seit 14 Tagen einen Hund. War es ein Zufall, daß er sich diesen gerade jetzt angeschafft hat?

8. Als Rohbart schon viele Jahre in der Strafanstalt sitzt, wird ein anderer Mörder eingeliefert. Weitere Jahre später schreibt der zweite Mörder an den Gefängnisdirektor und bittet, mit Rohbart Schach spielen zu dürfen. Er erhält die Erlaubnis. Während des Spiels läßt er eine Schachfigur fallen, Rohbart bückt sich danach, der Mörder springt ihn an; und ehe noch Justizwachebeamte eingreifen können, erwürgt er Rohbart. Zufällig stirbt Rohbart denselben Tod wie sein Opfer.

Alles Zufall?

Kiebereralltag

Bei uns geht's wieder einmal rund. Ununterbrochen werden Anzeigen erstattet. Das Telefon kommt nicht zur Ruhe. Es ist zum Verrücktwerden.

In der Nacht auf heute hat man im Bezirk zahlreiche Autos beschädigt, Pneus aufgestochen, Windschutzscheiben eingeschlagen, Scheinwerfer, Antennen und Rückblickspiegel gestohlen. In fünfzehn Fahrzeuge wurde eingebrochen.

Ein Mann zeigt an: „Ich hab mein Fahrzeug nur für wenige Augenblicke unbeaufsichtigt gelassen, schon wurde eingebrochen." Er ist todunglücklich und derart aufgeregt, daß ich schon befürchte, es könnte ihn der Schlag treffen. Schluchzend gibt er an: „Mein Mädi wurde mir aus dem Auto gestohlen."

„Um Gottes willen, Ihre kleine Tochter?"

„Aber nein."

„Ihr Dackel?"

„Nein, nein, Mädi", jetzt wirkt er etwas verschämt, „ist meine Partnerin für schöne Stunden."

„Ihre Partnerin?"

„Ja, meine Liebespuppe aus Gummi zum Aufblasen. Lebensgroß, mit allem, was man sich von einer schönen Frau nur erträumen kann. Sie ist schöner als die schönste Filmschauspielerin. Eine tolle Figur, alles dran. Für mich geschneidert. Man kann mit ihr machen, was man will, und sie erfüllt die heimlichsten Wünsche. Nur sprechen kann sie nicht. Aber das ist kein Nachteil. Ich hab's ruhiger eh lieber. Wenn Sie mir meine Mädi zurückbringen, zahle ich 2.000 Schilling Belohnung."

Der Mann mit dem erotischen Gummigefühl hat nur eine Sehnsucht, und die gilt seinem „Mädi".

Zauberer und Pratzerl sind schon unterwegs. Bin neugierig, was die hereinbringen.

Es klopft schon wieder. Ein Mann mit einem Quargelsturz auf dem Kopf beehrt mich.

Ehe ich noch etwas fragen kann, sagt er: „Glauben S ja nicht,

daß ich teppert bin. Der Quargelsturz ist der beste Schutz gegen die Strahlen von meinem bösen Nachbarn."

Eine Psychose steht vor mir.

„Also, Ihr Nachbar sendet Strahlen aus."

„So ists. Tödliche Strahlen. Seine Strahlenmaschine ist Tag und Nacht im Einsatz. Wenn es finster wird, sieht man die Strahlen durch die Wand kommen. Ich glaub oft, mir zerreißts den Schädel, solche Kopfschmerzen hab ich. Ich halts nicht mehr aus. Darum mach ich jetzt die Anzeige. Das einzige, was mir noch hilft, ist der Quargelsturz. Die meisten Strahlen prallen von ihm ab, fahren zurück in die Strahlenmaschine, die scheppert, und mein Nachbar ärgert sich. Aber jetzt ist es höchste Zeit, daß ihr den Strahlenmurkser festnehmt, bevor ich hin bin."

„Gut, daß Sie gekommen sind. Bei uns sind Sie an der richtigen Stelle. Unser Doktor ist ein Spezialist gegen Strahlen aller Art. Ich bring Sie gleich zu ihm."

Der Polizeiamtsarzt verschafft ihm für die Dauer der Strahlenbekämpfung ein Quartier im Pavillon 8 des psychiatrischen Krankenhauses.

Wie gesagt, heute geht es rund.

Die Tür wird aufgerissen, herein stürzt eine zirka 35jährige Frau. Aufgelöste Haare, zerrissene Bluse, blaugeschlagenes Auge.

„Herr Inspektor: So zugerichtet hat mich mein Lebensgefährte. Er hat mich mit dem Umbringen bedroht. Im letzten Augenblick bin ich ihm ausgekommen, sonst hätt er seine Drohung wahrgemacht. Da, schaun Sie, in den Unterleib hat er mich auch getreten."

Zack, hat sie ihren Rock in der Höhe, Hose hat sie keine an. Neben ihrem dichtbehaarten, schwarzen Dingsbums zeichnet sich ein faustgroßer blauer Fleck ab.

„Wo ist denn jetzt Ihr Lebensgefährte?"

„Mit seinen Huren treibt er sich in den Wirtshäusern herum."

„Na schön, bevor wir die Anzeige aufnehmen, kommen Sie mit mir zum Amtsarzt, er muß den Verletzungsgrad feststellen. Nachher kommen Sie wieder zu mir."

Krrr, krrr, schon wieder das Telefon.

„Wo liegt die Leiche? In der Hettenkofergasse nächst der Thaliastraße? Sie hat also keine Papiere bei sich. Nur eine Einkaufstasche. Gut, bleibt bei der Leiche, ich verständige die Leichenkommission."

Professor ist mit dem Konzeptsbeamten und dem Amtsarzt schon unterwegs.

Ich nehme inzwischen die Anzeige der mißhandelten Frau wegen gefährlicher Drohung auf.

Wenn es dem Professor nicht gelingt, die Tote zu identifizieren, muß er eine Leichenkleiderkarte anlegen. Ich richte sie ihm gleich her. Nach zwanzig Minuten kehrt die Leichenkommission zurück. Professor berichtet: „Es handelt sich um eine etwa 75 Jahre alte weibliche Leiche. Die Frau ist sehr korpulent und lag auf dem Gehsteig Hettenkofergasse, nächst der Thaliastraße. Wegen der zahlreichen Neugierigen war es unmöglich, die Leiche am Auffindungsort zu entkleiden. Ein Wachebeamter hat mir geholfen, sie in den nächsten Hausflur zu tragen. Ich sag euch, die war so schwer, daß ich glaub, ich hab mir die Arme ausgedehnt. Ich kann kaum den Kugelschreiber halten, so zittern meine Hände. Jedenfalls habe ich dann festgestellt, daß die Totenflecke der Lage der Leiche entsprechend angeordnet waren. Einwirkungen von Gewaltanwendung konnte ich nicht feststellen. Diesmal habe ich mir die Leichenentkleidungsgebühr wirklich verdient."

Der Amtsarzt vermutet Tod durch Herzversagen. Die Leiche wird zur sanitätspolizeilichen Leichenöffnung in das Gerichtsmedizinische Institut gebracht.

In der Zwischenzeit sind Zauberer und Pratzerl sehr erfolgreich: Sie können fünf Jugendliche ausforschen und festnehmen, die in der Nacht die Autos beschädigt und in die Fahrzeuge eingebrochen haben. Bei der Hausdurchsuchung kann ein Großteil der Diebsbeute sichergestellt werden. Die Täter sind, o Wunder, voll geständig. Ich kann mich aber jetzt nicht um sie kümmern.

Ich fahre mit Professor und der mißhandelten Frau zum gefährlichen Droher. Vielleicht ist er schon nach Hause gekommen. Tatsächlich. Er liegt im Bett und schnarcht. Wir wecken ihn. Anscheinend sieht er nur seine Lebensgefährtin, springt aus dem Bett und stürzt sich auf sie. Wieder versucht er, sie zu

würgen. Abrupt stoppe ich seine Angriffslust. Da ihn niemand aufhebt, bleibt er liegen und schreit: „Na wart, du Hur, nachm Einsperrn kommt das Außikommen! Deinen Denkzettel kriegst no von mir!“

Er wird nach Abschluß der Amtshandlung der Staatsanwaltschaft Wien angezeigt und dem landesgerichtlichen Gefangenenhaus eingeliefert. Der Mann ist nicht ungefährlich. Er ist mehrfach wegen gefährlicher Drohung, schwerer Körperverletzung und Mordversuchs vorbestraft.

Erst jetzt komme ich dazu, mich um die Autovandalen und -einbrecher zu kümmern. Professor ist wieder wegen der noch immer unbekannten Straßenleiche unterwegs.

Unter der Diebsbeute der Jugendlichen befindet sich auch ein schwarzer Diplomatenkoffer. Darinnen „Mädi“ in luftleerem Zustand. Sie ist faltig und gar nicht sehr schön anzusehen. Aber Zauberer kann es nicht lassen. Er nimmt den Blasebalg, der ebenfalls im Koffer liegt, und bläst Mädi auf. Oh, und neues Leben blüht aus den Ruinen! Mädi wird tatsächlich zur Schönheitskönigin, klimpert mit den Wimpern. Ihre Brustwarzen zittern auf einem phantastischen Busen. Sie hat unvergleichliche Hüften, ein vielversprechendes Hinterteil – und eine wahnsinnig echt wirkende untere Vorderansicht mit Haaren und was sonst noch dazugehört.

Mädi ist ungefähr 165 cm groß, hat dichtes schwarzes Haar (überall) und greift sich wie ein lebender Mensch an.

Pratzerl klopft ihr auf den Bauch. Es ist, als würde sie zusammenzucken. Zauberer fühlt ihre Brust und ist begeistert.

Meine Kollegen kommen immer mehr ins Schwärmen. Ehe noch gröberer Unfug passiert, laß ich Mädi schnell die Luft aus.

Die geschädigten Autobesitzer sind verständigt worden und holen sich ihr Eigentum ab. Als erster, hochrot im Gesicht, taucht der Mädieigentümer auf. Als wir ihm seine Puppe ausfolgen, ist er überglücklich, zückt die Brieftasche und legt zwei „Blaue“ auf den Tisch.

Ich ersuche ihn, mir ein Formular (Belohnungsantrag) zu unterschreiben. Er bestätigt aber nur die Übernahme seines Mädi und ist auch schon verschwunden. Der Einfachheit halber gebe ich das Geld in unsere Gruppenkasse. Ich hoffe, der Herr Polizeipräsident ist uns nicht bös.

Professor kommt erschöpft zurück. Die Tote ist noch immer nicht identifiziert. Ich stelle ihm Zauberer für weitere Recherchen zur Verfügung.

Ehe die beiden das Kommissariat verlassen, erkundigt sich eine Frau nach der Leiche. Ich gebe ihr eine Personsbeschreibung, zeige ihr die Einkaufstasche der Toten. Die Frau fängt zu weinen an und sagt: „Die Tote ist meine Mutter, kann ich sie noch einmal sehn?"

Professor fährt mit ihr in das Gerichtsmedizinische Institut. Gott sei Dank, die Tote ist agnosziert. Viel Arbeit bleibt uns erspart, denke ich. Doch es kommt anders.

Binnen zehn Minuten ist Professor wieder zurück und schimpft:

„Stellt euch vor, ich fahr mit der Frau durch die Thaliastraße, wir kommen zum Brunnenmarkt, da schreit sie plötzlich auf: ‚Bleiben Sie sofort stehn, dort geht sie!'

‚Wer?' frag ich.

‚Na, meine Mutter.'

Sie steigt aus, rennt auf eine ältere Frau zu, die nach der Personsbeschreibung tatsächlich die Tote sein könnte, fällt ihr um den Hals, streichelt sie und weint. Ich höre, wie die Frau sagt: ‚Minerl, was ist denn? Bist narrisch?'

Drauf kommt die Tochter mit der Mutter zu mir. Die Tochter weint noch immer. Diesmal aus Freude. Sie stellt mir ihre Mutter vor.

‚Herr Inspektor, schaun Sie: Ist die Einkaufstasche von meiner Mutter nicht die gleiche wie die, die Sie mir gezeigt haben?'

Ja, ist sie wirklich.

Zuletzt meint die Mutter noch: ‚Minerl, weißt eh, wenn man einen lebenden Menschen totsagt, wird er hundert Jahr alt.'

Ich gönn ihr's von ganzem Herzen. Aber meine Tote hat noch immer keinen Namen."

Professor geht nochmals zum Auffindungsort der Leiche.

Nach einer Stunde kommt er zurück. Und jetzt weiß er wirklich, wer die Tote ist. Er berichtet:

„Also, am Auffindungsort war nichts mehr zu erfahren. Na, und weil ich hungrig bin, geh ich zu unserem Delikatessenhändler in der Thaliastraße. Der versorgt mich mit einem

reichlichen und guten Essen zum Hauspreis und erkundigt sich, was denn in der Hettenkofergasse losgewesen ist.

Ich erzähl ihm von der Toten, beschreib sie. Er denkt nach und meint schließlich: ‚Die Tote könnte die Frau Mondl aus der Thaliastraße 119 sein. Ihre Tochter, die Frau Handler, ist in der Tabakregie beschäftigt.'

Im Haus Thaliastraße 119 kann ich die Frau Mondl nicht antreffen. Die Hausparteien beschreiben sie mir; es könnte die Tote sein. Daraufhin besuch ich ihre Tochter in der Tabakregie und zeig ihr die sichergestellte Einkaufstasche. Sie erkennt sie sofort als Eigentum ihrer Mutter. Die Nachricht, daß wir eine unbekannte Tote haben, die ihre Mutter sein könnte, trifft sie hart. Ich fahr also wieder einmal ins Gerichtsmedizinische Institut. Beim Anblick der Toten wird die Frau Handler ohnmächtig. Sie hat die Tote als ihre Mutter erkannt.

Jetzt kann ich endlich die Leichenakte abschließen. Übrigens hat der Amtsarzt richtig diagnostiziert. Die Frau ist an Herzschwäche gestorben."

Wir sind alle froh, daß die Tote verhältnismäßig rasch identifiziert worden ist. Die Amtshandlung gegen die Jugendlichen haben wir auch schon abgeschlossen. Und jetzt freuen wir uns auf die bevorstehenden Osterfeiertage. Heute ist Gründonnerstag, morgen haben wir noch bis 16 Uhr Beidienst. Samstag und Sonntag sind frei. Erst am Ostermontag gehen wir wieder in den Journaldienst.

Es besteht eigentlich nur noch eine Gefahr: Pratzerl hat heute Nachtdienst. Und der pflegt Amtshandlungen anzuziehen wie ein Magnet; so könnte es durchaus sein, daß aus den Osterfeiertagen nichts wird. Zauberer und Professor ersuchen ihn also, nicht „mit Gewalt" eine Amtshandlung aufzureißen.

Pratzerl verspricht, alles abzuwimmeln. Doch wir wissen, das ist nur leeres Gerede.

So verbringen wir, obwohl dienstfrei, eine unruhige Nacht. Tags darauf bin ich schon vor sieben im Büro, um Pratzerl unter Umständen aufarbeiten zu helfen.

„Na, was war los in der Nacht, Pratzerl?"

„Eigentlich nichts. Nur in der Früh wurde ein Einbruch in einem Milchgeschäft in der Thaliastraße gemeldet. Es ist Wechselgeld in der Höhe von 450 Schilling gestohlen worden

und ein paar Lebensmittel: Käse, Butter, Eier. Hat mit euch nichts zu tun. Ich war schon am Tatort; keine verwertbaren Spuren. Weder der Anzeiger noch jemand in der nächsten Umgebung können über den Täter Angaben machen. Als einzigen Hinweis hab ich hinter dem Verkaufspult im Milchgeschäft einen Straßenbahnfahrschein gefunden, den angeblich der Täter verloren haben muß.

Ich fahr jetzt zum Straßenbahnhof Ottakring. Vielleicht kann mir dort wer sagen, mit welcher Linie der Täter gefahren ist, vorausgesetzt, daß den Fahrschein überhaupt der Täter verloren hat."

„Na schön, Pratzerl, zieh ab. Du weißt, bis 16 Uhr stehen wir dir zur Verfügung."

„Ja, ja, aber vor Ostern unternehm ich sowieso nichts mehr. Ich möcht selber meine Ruh haben. Ich geh jetzt, vielleicht besuch ich euch noch."

Zauberer, Professor und ich kommen jetzt endlich dazu, unsere Aktenberge abzubauen.

Gegen 15 Uhr kommt Pratzerl nochmals in das Büro. Ich sehe, daß er noch immer unrasiert ist. Gefrühstückt dürfte er schon haben, denn er ist besonders gut aufgelegt, und Zauberer und Professor fragen ihn nach der Herkunft seines Mundwassers: Es riecht so gut nach Gumpoldskirchner. Pratzerl bestreitet, mehr als ein Achterl getrunken zu haben. Aber wir kennen ihn.

„Also, Pratzerl, was ist los?"

„Nichts, wirklich nichts. Ich war im Straßenbahnhof Ottakring. Dort hat man mir erklärt, daß solche Fahrscheine von den Sonderschulen für körperbehinderte Kinder an deren Begleitpersonen ausgefolgt werden. Markiert ist der Fahrschein von der Linie 8 und 46. Aber Näheres könnte ich in der Rahlgasse erfahren."

„Na und?"

„Ja, in der Rahlgasse war ich auch schon. Hab noch einen Beamten vor den Osterfeiertagen erwischt."

„Ich glaub, du erwischst uns auch noch", entgegnet ihm Zauberer.

„Aber nein, es ist alles in Ordnung. Also, in der Rahlgasse habe ich erfahren, daß der Fahrschein für die Schule sehgestör-

ter Knaben und Mädchen im 15. Bezirk ausgegeben worden ist. In der Sonderschule war ich auch schon, sie ist wegen Osterferien geschlossen."

„Na bravo, Pratzerl", seufzt Zauberer auf, „dann haun wir uns gleich nach Ostern auf die Amtshandlung."

„Na, ja, das wird nicht gutgehn."

„Wieso?"

„Wißts, der Schulwart hat mir die Telefonnummer vom Direktor gegeben. Der ist auf dem Semmering in seinem Sommerhaus. Im Schreibtisch vom Direktor ist die Liste, wo alle Fahrscheine eingetragen sind. Wenn wir die Liste haben, wissen wir auch, wer den Fahrschein erhalten hat."

Zauberer sagt: „Pratzerl, dann ist es am besten, wenn du den Direktor auf dem Semmering besuchst. Bleib bei ihm und komm nach den Feiertagen nach Wien zurück. Dann könnten auch wir Ostern feiern."

„Das geht nicht."

„Warum?"

„Na, weil der Direktor morgen nach Wien kommt."

„Pratzerl, du Hund, was hast du wieder angestellt? Red, laß dir nicht jedes Wort herauskitzeln."

„Nichts hab ich angestellt. Der Direktor kommt morgen um zehn Uhr nach Wien und zeigt uns die Liste."

„Pratzerl, womit hast du den Direktor nach Wien gelockt?"

„Aber überhaupt nicht. Ich hab ihm nur gesagt, daß der unbekannte Täter vielleicht weiß, daß der Herr Direktor nicht in Wien ist und möglicherweise bei ihm in der Wohnung einbricht. Ich mein, es könnte ja möglich sein. Nicht?"

„Pratzerl, das hast ihm auch gesagt?"

„Dazu bin ich ja verpflichtet. Könnte ja sein. Ich bau eben vor."

„Pratzerl, du hast den Direktor übernommen. Dir geht es nur um die Liste. Kannst nicht bis nach Ostern warten, gelt? Ich kenn dich doch, du narrischer Hund, du damischer."

„Nein, was ihr von mir glaubt. Na, ist ja egal. Jedenfalls bekomme ich morgen die Liste."

Ich lenke ein: „Wenn wir uns anhängen, können wir den Fall noch am Samstag erledigen und haben noch immer einen Feiertag."

Also sind wir uns einig. Keiner will daheim bleiben. Wir treffen einander am Karsamstag um zehn Uhr vor der Sonderschule für sehgestörte Kinder.

Pratzerl ist glücklich und lädt uns in ein Gasthaus ein. Ich lehn seine Einladung dankend ab und schick ihn schlafen. Sicherheitshalber bring ich ihn auch gleich nach Hause.

Karsamstag, 10 Uhr. Wir sind pünktlich vor der Sonderschule. Der Direktor erwartet uns bereits. Alle Fahrscheine, die er für Begleitpersonen der körperbehinderten Kinder ausgibt, sind auf seiner Liste vermerkt. Der am Tatort aufgefundene Fahrschein wurde an Franz Maurer, 16., Nauseagasse, ausgefolgt. Maurer ist uns bekannt. Ein wiederholt vorbestrafter Einbrecher.

Wir bedanken uns bei dem freundlichen Direktor. Der fragt Pratzerl, ob nun der geplante Einbruch in seiner Wiener Wohnung verhindert werde. Pratzerl windet sich. Ich sag: „Wir werden alles unternehmen, damit bei Ihnen nicht eingebrochen wird."

Der Direktor bedankt sich und fährt zurück auf den Semmering.

Pratzerl sieht mich dankbar an. Ich spiel auf bös:

„Sag, Pratzerl, hast du dir nicht überlegt, daß du dem Direktor eine schlaflose Nacht bereitet hast?"

„Na ja, theoretisch könnte ja bei ihm eingebrochen werden."

„Praktisch wirst gleich von uns einen Schuß kriegen, wenn wir den Maurer nicht gleich finden", springt ihn Zauberer an.

Ich schreibe mir das Nationale des Maurer heraus, stelle eine Strafregisteranfrage und erledige alle Formblätter. Die anderen sind bereits unterwegs, Maurer zu holen. Wenn wir etwas Glück haben, können wir die Amtshandlung noch heute abschließen.

Nach rund einer Stunde kommen meine Kollegen etwas niedergeschlagen zurück. Sie haben Maurer nicht erwischt. Allerdings hätten sie in seinem Wohnhaus erfahren, daß er Ostern mit der Familie in seinem Garten auf dem Bierhäuslberg in Hütteldorf verbringt.

„Na und?"

„Ja, wir dachten, du bist der Gruppenführer. Entscheide halt du, was wir jetzt machen sollen."

„Ihr scheinheiligen Hunde“, fahr ich sie an, „als ob ihr nicht wüßtet, wie ich entscheide. Raunzt nicht. Schnappt euch den Dienstwagen, wir fahren gemeinsam zum Bierhäuslberg.“

Pratzerl blüht auf, gibt aber zu bedenken, daß der Dienstwagen sicher im Journal benötigt wird. Wir fahren mit seinem Wagen. Mir ist alles recht – nur schnell den Maurer festnehmen! Wir wollen zumindest noch einen Osterfeiertag retten.

In der Gartensiedlung auf dem Bierhäuslberg fragen wir nach dem Obmann und erkundigen uns nach der Gartenparzelle des Maurer. Die ersten Schwierigkeiten beginnen: Der Obmann kennt keinen Maurer. Wir klopfen ein Gartenhaus nach dem andern ab. Es wird 14 Uhr. Einen Maurer kennt niemand.

Pratzerl schlägt vor, die Erhebung zu unterbrechen und im Schutzhaus der Gartenfreunde ein Glas Bier zu trinken. Ich lehne ab, zuerst müssen wir Maurer haben.

Endlich kommen wir zu einer alten Frau, die uns sagt, daß der Garten des Maurer auf seine Schwiegermutter, Frau Röhrling, eingetragen ist. Sie wohnt drei Häuser weiter.

Unsere Müdigkeit ist verflogen: Jetzt schnappen wir uns Maurer!

Ja, Schnecken. Die ganze Familie ist zu Hause, nur Maurer nicht. Laut Aussage seiner Gattin ist er auf dem in der Nähe befindlichen Fußballplatz „Rapid“. Wann er heimkommt, hat er nicht gesagt. Meist besucht er nach dem Match noch einige Gasthäuser.

Ich schlage vor, im Gartenhaus zu bleiben. Die Familie Maurer ist nicht sonderlich erfreut. Da Verabredungsgefahr besteht, laß ich außerdem niemanden mehr aus dem Garten; was die Begeisterung über unseren Besuch auch nicht gerade erhöht.

Pratzerl holt vom Schutzhaus Speis und Trank, lädt uns ein. Die Familie Maurer würdigt uns keines Blickes.

Es wird 18 Uhr, und Maurer ist noch immer nicht gekommen. Wenn der nicht vor Mitternacht kommt, müssen wir im Gras schlafen. Von der Familie Maurer haben wir diesbezüglich nichts zu erwarten.

Endlich um 21 Uhr kommt der lang Erwartete, leicht angesäuselt.

„Was machen Sie in meinem Gartenhaus?“

„Sie meinen, im Gartenhaus Ihrer Schwiegermutter. Wir haben auf Sie gewartet. Und Sie kommen jetzt mit uns."

„Warum?"

„Weil Sie im dringenden Verdacht stehen, in einem Milchgeschäft in der Thaliastraße eingebrochen zu haben."

„Ich hab nicht eingebrochen, und mich bekommen Sie hier nicht hinaus."

„Gut, Freund, wir kennen uns ja schon einige Zeit, und Sie wissen genau, daß ich das mache, was ich sage, und ich sage jetzt, daß ich die Funkstreife verständige, und alle Nachbarn sollen sehen, daß Sie von der Polizei abgeführt werden!"

„Moment, ich bin hier ein angesehener Mensch. Lassen Sie die Funkstreife. Ich komm mit Ihnen. In einer Stunde bin ich sowieso wieder da, weil ich unschuldig bin."

„So ist es richtig, fahren wir."

„Wollen Sie nicht zuerst eine Hausdurchsuchung machen? Vielleicht hab ich etwas hier versteckt?"

„Danke, wir haben uns schon umgesehen und fahren jetzt in Ihre Wohnung, Herr Maurer. Wenn Sie uns unterstützen und tatsächlich unschuldig sind, bring ich Sie persönlich wieder zu Ihrer Familie heraus."

„Also, ich bin bereit, fahren wir. Mama, hab keine Angst, ich bin gleich wieder da, ich fahr in die Grubergasse."

Vorerst geht es jedoch in die Wohnung Maurers in der Nauseagasse. Maurer ist mittlerweile merklich stiller geworden, ich glaube, er ist fast schon nüchtern.

In seiner Wohnung finden wir mehrere Schachteln Schmelzkäse, Butter und Eier. Maurer behauptet, die Lebensmittel seien von seiner Gattin gekauft worden.

In einer Lade der Küchenkredenz liegen zehn Rollen Schillinge und Fünfziggroschenstücke. Auf den Rollen prangt der Stempel des Milchgeschäftes in der Thaliastraße. Maurer bequemt sich zu einem Teilgeständnis: Ein Freund von ihm, den er nur vom Sehen kenne, habe den „Bruch" gemacht. Er selbst habe nur Schmiere gestanden.

„Herr Maurer, Sie waren also nie in dem Geschäft?"

„Nein, ich schwör's beim Augenlicht meines Kindes."

„Sie Schwein, Sie verdammtes", schreit ihn Zauberer an, „Sie schwören beim Augenlicht Ihres Kindes und wissen genau, daß

das Kind ohnehin schon sehgestört ist! Soll es blind werden? Wir haben im Geschäft einen Fahrschein gefunden, den Sie vom Direktor der Schule Ihres Kindes erhalten haben. Ist Ihnen Ihr Kind so wenig wert, daß Sie noch auf das kümmerlich vorhandene Augenlicht schwören? Schämen Sie sich!"

Maurer sinkt in sich zusammen. „Sie haben recht, Herr Inspektor, ich bin ein Schwein. Wenn mein Franzerl sein Sehvermögen verliert, häng ich mich auf. Ich hab den Einbruch allein durchgeführt. Aber Sie können es mir glauben, ich war betrunken. Meine letzte Strafe war schon vor längerer Zeit."

Der Strafregisterauszug zeigt, daß die letzte Strafe doch nicht gar so lange her ist. Maurer wird wegen Einbruchsdiebstahls und Rückfalldiebstahls dem landesgerichtlichen Gefangenenhaus eingeliefert. Seine Familie im Gartenhaus verständigen wir, daß sie ihn nach den Osterfeiertagen im Landesgericht besuchen könne.

Es geht auf Mitternacht. Einen freien Tag haben wir zwar verloren, doch wir sind trotzdem irgendwie froh und nehmen uns vor, den Ostersonntag noch richtig zu genießen.

Am Ostermontag gibt es ein Wiedersehen im Journal.

Der Plan war gut . . .

Kommerzialrat Gustav Strehlen verbringt mit seiner Gemahlin das Wochenende im eigenen Sommerhaus auf dem Semmering. Sie verlassen Freitag gegen 17 Uhr ihre Villa in Wien und beauftragen die Haushälterin Eva, sämtliche Tore und Türen gut zu verschließen.

Sonntag gegen 21 Uhr kehren sie ausgeruht und vergnügt zurück. Sie werden bereits von Eva erwartet. Das Mädchen bringt das Gepäck ins Haus.

Eine halbe Stunde später zuckt der Kommerzialrat erschrokken zusammen: Aus dem Zimmer seiner Frau schrillt ein markerschütternder Schrei. Er läßt alles liegen und stehen; findet sie vor dem Toilettentisch auf dem Boden sitzend, laut schluchzend.

„Um Gottes willen, Schatz, was ist passiert?"

„Einbrecher, Räuber!" stammelt sie. „Mein Schmuck ist verschwunden."

„Liebste, so beruhige dich. Wie kann denn dein Schmuck verschwinden?"

„Weiß ich nicht, jedenfalls ist er nicht mehr da."

„Die Kassette war doch im Tresor, mein Kind."

„Eben nicht. Du hast es ja immer so eilig, darum hab ich sie auf der Psyche stehenlassen. Und jetzt haben wir die Bescherung."

„Mein Puppikind, da fällt mir ein, in meiner unversperrten Schreibtischlade liegt ein Kuvert mit 32.000 Schilling. Hoffentlich ist das Geld noch da."

Gemeinsam eilen sie zum Schreibtisch. Das Geld ist weg. Frau Strehlen stößt hysterische Schreie aus, ihr Gatte ruft die Polizei.

In diesem Fall mich. Ich sage zu, sofort zu kommen. Pratzerl will mitgehen, denn wir haben gemeinsam Nachtdienst; aber er ist erkältet, und ich laß ihn da.

Mit dem Daktyloskopenköfferchen mach ich mich auf den Weg zur Villa des Kommerzialrats.

In allen Zimmern brennt Licht, ein verstörtes, verheultes Hausmädchen führt mich in das Jagdzimmer zum Anzeiger.

Kommerzialrat Strehlen, ein älterer, etwas dicklicher Herr, informiert mich nochmals und schließt mit der scharfsinnigen Vermutung, daß Einbrecher in seiner Villa waren. Ich durchsuche das ganze Grundstück, um den Weg der Täter zu eruieren: Wo sind sie eingedrungen? Auf welchem Weg haben sie den Tatort verlassen? Aber es gibt keine zerbrochene Fensterscheibe, kein abgebröckeltes Mauerwerk unter oder seitlich des Balkons, keinerlei Spuren von Gewalteinwirkung, keine Merkmale eines stattgefundenen Einbruches.

Sollten tatsächlich Einbrecher hier gewesen sein, haben sie Nachschlüssel besessen.

Das Resultat erschüttert den Anzeiger; er gelangt mehr und mehr zu der Ansicht, daß Eva Schmuck und Geld gestohlen hat.

Die Gattin des Kommerzialrats hat sich bisher noch nicht gezeigt.

Er ruft sie.

Mit ihr strömt eine Wolke des Wohlgeruchs und der Gepflegtheit in den Raum. Sie ist gute dreißig Jahre jünger als ihr Mann, schlank, blond, ein Gesicht wie ein Engel, eine Traumfigur. Sie trägt ein langes, gesticktes Nachthemd, darüber einen seidenen, duftigen Schlafrock, der irritierende Aussichten gewährt. Ich erhasche einen Blick auf die etwas neugierig in die Luft stehende, volle Brust und, als sich die Dame des Hauses in einem Fauteuil niederläßt und der Schlafrock ein wenig auseinanderfließt, auf ein dunkles, gekräuseltes Dreieck, das mich recht beunruhigt. Bevor ich sie noch etwas fragen kann, teilt ihr der Gatte mit, daß keinerlei Spuren eines Einbruches zu finden sind:

„Na, Mausi, wenn es keine Spuren gibt, keine Einbrecher im Haus waren, denk nach, wer kann dann nur der Dieb sein? Na?“

„Du meinst Eva?“

„Richtig, die meine ich.“

„Nein, glaub ich nicht, da irrst dich bestimmt.“

Strehlen beharrt auf seiner Meinung, und ich warne ihn vor übereilten Schlüssen, solange die Ermittlungen nicht beendet

sind. Doch er läßt sich nicht beirren und will sofort Eva rufen. Ich bitte um etwas Geduld, pinsle Schmuckkassette und Toilettentisch ein und nehme Vergleichsabdrücke. Die auf der Folie sichtbaren Fingerabdrücke stammen vom Ehepaar Strehlen.

Er meckert: „Warum holen wir nicht die Eva?"

Eva ist ebenfalls schon im Nachthemd, und ihre Konturen sind auch nicht von schlechten Eltern. Wenn Pratzerl wüßte, was ihm da alles entgeht, er würde mir nie verzeihen, ihn im Büro gelassen zu haben.

Der Kommerzialrat brüllt sie an: „Eva, wo haben Sie den Schmuck und das Geld? Ich laß Sie einsperrn!"

Eva heult, die Hausfrau schimpft mit ihrem Mann, und ich mache ihn aufmerksam, daß ich das Verhör führe, er möge gefälligst die Befragung mir überlassen. Außerdem ersuche ich, mit Eva allein gelassen zu werden.

Frau Strehlen nickt mir im Abgehen freundlich zu, er würdigt mich keines Blickes.

„Eva, wie lange sind Sie schon hier beschäftigt?"

„Zu Weihnachten werden es zwei Jahre."

„Gefällt es Ihnen?"

„Ja, sehr, die gnädige Frau ist ein Engel, nur der gnä Herr schimpft immer gleich und ist nervös, obwohl er sonst ein guter Mensch ist."

„Eva, wie erklären Sie sich das Verschwinden des Schmucks und des Geldes?"

„Ich kann es mir nicht erklären, ich war jedenfalls nicht in dem Zimmer, ich hab weder die Kassette noch den Schreibtisch angegriffen."

„Am Freitag gegen 17 Uhr sind Ihre Dienstgeber weggefahren; was haben Sie bis zu ihrer Rückkehr gemacht?"

„Also, am Freitag bin ich nicht mehr weggegangen, ich habe gebadet, gelesen und ferngesehen.

Am Samstag verließ ich um neun Uhr das Haus, sperrte alle Türen ab und ging zum Friseur. Dann besuchte ich meine Tante Hilde Glaser in der Degengasse, bei ihr blieb ich bis fünf Uhr. Um halb sechs traf ich meinen Freund."

„Wo hat er Sie erwartet?"

„Ecke Gürtel und Hütteldorfer Straße, wir gingen in ein

Tanzcafé in der Hütteldorfer Straße, wo wir bis 23 Uhr blieben. Danach brachte mich mein Freund nach Hause."

„Haben Sie ihn in das Haus gelassen?"

„Nein, wir verabschiedeten uns auf der Straße."

„Wie heißt Ihr Freund?"

„Karli."

„Wie noch?"

„Das weiß ich nicht, ich kenne ihn erst seit ein paar Tagen."

„Wo wohnt er?"

„Das weiß ich auch nicht."

„Wann sehen Sie ihn wieder?"

„Morgen gehen wir zusammen in das Handelkino auf der Mariahilfer Straße. Wir treffen uns um halb sieben vor dem Kino und besuchen die 19-Uhr-Vorstellung."

„Eva, was war am Sonntag?"

„Um acht Uhr fuhr ich mit dem Autobus in das Burgenland zu meinen Eltern."

„Allein?"

„Ja. Um 20 Uhr war ich wieder daheim. Eine Stunde später kam meine Herrschaft, und ich trug das Gepäck ins Haus. Kurz darauf rief mich der gnä Herr und warf mir vor, daß ich Schmuck und Geld gestohlen hätte.

Dabei war ich nicht einmal in ihrem Zimmer", heult sie wieder los.

„Beruhige dich, Eva, morgen kommst um acht Uhr zu mir ins Büro, da machen wir zusammen eine Niederschrift."

Ich melde mich nochmals bei Strehlen. Er will wissen, ob Eva schon gestanden habe. Ich verneine. Das enttäuscht ihn, und er behauptet ergrimmt, ich machte mit Eva viel zuviel Geschichten.

Ich bitte, seine Gattin sprechen zu dürfen.

Sie sagt zu ihm: „Bitte, laß mich allein mit dem Inspektor, du bist mir viel zu nervös."

Kopfschüttelnd und vor sich hinbrummend, verläßt er sichtlich erbost das Zimmer.

Ich erzähle der Hausfrau, was ich von Eva erfahren habe, und frage, wieviel Hausschlüssel es gibt. Fazit: sowohl Strehlen als auch seine Frau und Eva haben einen Schlüsselbund mit sämtlichen Schlüsseln.

„Bitte, gnädige Frau, haben Sie Verwandte oder Bekannte, die auch ins Haus kommen, wenn Sie nicht daheim sind?"

„Nein, hab ich nicht."

Ich bemerke eine gewisse Unruhe an ihr; der will ich auf den Grund gehen.

„Gnädige Frau, haben Sie Vertrauen zu mir?"

„Aber natürlich."

„Gut, dann darf ich Sie also bitten, mir alles zu erzählen."

„Wie soll ich das verstehn?"

„Ich spüre, Sie haben mir noch etwas zu sagen, aber irgendwas hält Sie zurück. Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß alles, was Sie sagen, unter uns bleibt."

„Na schön, ich will Ihnen vertrauen.

Wissen Sie, vor längerer Zeit besuchte mich ab und zu ein Jugendfreund. Wie es halt so kommt, gab ich ihm eines Tages die Hausschlüssel. Den Besuch gibt es schon lange nicht mehr, doch die Schlüssel hat er noch. Ich glaub aber nicht, daß er mit der Sache etwas zu tun hat."

„Gnädige Frau, ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Ob es nun damit etwas zu tun hat oder nicht – Ihre Schlüssel hole ich Ihnen auf alle Fälle zurück", ereifere ich mich. „Darf ich Sie noch bitten, morgen um 8 Uhr 30 zu mir ins Büro zur Niederschrift zu kommen?

Bitte bringen Sie mir auch eine genaue Beschreibung des Schmucks mit, damit ich ihn zirkulieren kann. Je genauer die Beschreibung, desto größer die Chance, den Schmuck wiederzubekommen. Denn von uns wird jede Sicherheitsbehörde, jeder Juwelier, jeder Schätzmeister im Dorotheum vom Diebstahl in Kenntnis gesetzt."

„Ich danke Ihnen, Herr Inspektor, ich werde pünktlich sein."

Das ist sie auch tatsächlich und bringt eine genaue Aufstellung des gestohlenen Schmuckes. Zum Diebstahl selbst kann sie keine neuen Angaben machen. Sie sieht mich so traurig an, und ihr Gesicht ist so hübsch, daß ich ihr unbedingt etwas Erfreuliches sagen will: „Liebe gnädige Frau, nicht traurig sein, ich versprech Ihnen, ich ruh nicht eher, bis ich Ihren Schmuck und das Geld finde."

Ein Lächeln, das wie ein verirrter Sonnenstrahl durch den

bewölkten Himmel zuckt, umspielt ihre entzückenden Züge, und sie flüstert:

„Da würde ich Ihnen sehr, sehr dankbar sein."

Sie verläßt mich, und Eva, die mit ihrer Gnädigen gemeinsam gekommen ist, betritt das Zimmer.

„Tja, Eva, Sie stehen nach wie vor in dem Verdacht, an dem Diebstahl nicht ganz unbeteiligt zu sein."

„Ich hab aber damit nichts zu tun, so glauben Sie mir doch!"

„Also erzählen Sie mir bitte nochmals, was Sie während der Abwesenheit Ihrer Dienstgeber gemacht haben."

Sie erzählt dieselbe Geschichte wie gestern. Als sie auf das Tanzcafé in der Hütteldorfer Straße zu sprechen kommt, frage ich:

„Eva, am Samstag hat es geregnet, hatten Sie oder der Karl einen Mantel? Einen Schirm?"

„Ich hatte einen Mantel, Karli einen Schirm."

„Wie ist das in dem Tanzcafé, gibt man dort die Garderobe ab?"

„Ja, ich gab meinen Mantel und meine Handtasche, Karli seinen Schirm ab."

„Wer bezahlte die Garderobe, wer behielt den Garderobenzettel?"

„Karli bezahlte, und ich bat ihn, den Garderobenzettel einzustecken."

„Hat Sie Karl während des Abends auf einige Zeit verlassen?"

„Nein, er war immer bei mir."

„Hatte Karl Freunde im Café, wurde er gegrüßt, hat er jemanden begrüßt?"

„Nein, er hatte keine Bekannten dort."

„Was gab es sonst noch?"

„Nichts, wir haben fleißig getanzt und uns gut unterhalten."

„Eva, ich bitt Sie, ich will wirklich alles wissen, auch wie oft Sie am Klo waren und wie oft Karli. Ich will damit sagen, daß mich selbst scheinbare Nebensächlichkeiten interessieren. Also: hat der Karl unter irgendeinem Vorwand die Garderobe aufgesucht?"

„Nein, nur als ich ihn bat, mir die Puderdose aus meiner Handtasche zu holen, weil meine Nase glänzte."

„Befanden sich in Ihrer Handtasche außer der Puderdose auch die Hausschlüssel?“

„Ja.“

„Hat Sie der Karl im Café nie allein gelassen?“

„Nein, er war immer bei mir.“

„Aber gerade haben Sie doch gesagt . . . Na schön, also wie war das mit der Puderdose?“

„Ich machte mir ein kleines Make-up und bat Karli, die Puderdose wieder in die Garderobe zu bringen. Da ertönte aber ein Tango, mein Lieblingstanz, und Karli steckte die Puderdose ein und tanzte mit mir.

Wir dachten dann nicht gleich an die Puderdose, genehmigten uns einen halben Liter Wein, später Kaffee mit Schlag und dazu Apfelstrudel.

Erst nach einer Stunde oder vielleicht noch ein bißchen später erinnerte sich Karli wieder an die Puderdose und trug sie in die Garderobe.

Um 23 Uhr brachte er mich heim.“

„Eva, ehrlich, haben Sie ihn mit ins Haus genommen?“

„Nein! Nur im Garten, im kleinen Salettl vor der Villa, haben wir noch geschmust.“

„Eva, ich erinnere mich, daß Sie bei der ersten Befragung ausgesagt haben, Sie hätten sich vom Karl auf der Straße verabschiedet.“

„Ja, weil ich mich geniert hab, aber jetzt hab ich die Wahrheit gesagt.“

„Ich frag Sie aber trotzdem nochmals: Haben Sie Karl ins Haus genommen?“

„Nein, das kann ich beschwören.“

„Eva, wo wohnt Karl?“

„Das weiß ich wirklich nicht, ich kenne ihn erst ein paar Tage, da wollte ich doch nicht gleich nach seiner Adresse fragen.“

„Wo haben Sie ihn kennengelernt?“

„Im Kino ist er einmal neben mir gesessen, hat mich angesprochen und gebeten, mich begleiten zu dürfen. Ich hab es ihm erlaubt, und so haben wir uns kennengelernt.“

„Was war am Sonntag?“

„Der Besuch bei meinen Eltern im Burgenland. Sie haben in

Rust eine kleine Landwirtschaft. Um 20 Uhr war ich schon wieder daheim, weil ich meine Herrschaften um 21 Uhr zurückerwartete."

„Sagen Sie, Eva: Heute treffen Sie den Karl?"

„Ja, um halb sieben vor dem Handelkino."

„Eva, Sie können jetzt nach Hause gehn, aber Sie dürfen niemandem sagen, was wir gesprochen haben, und rufen Sie Karl nicht an."

„Ich weiß nicht einmal, ob er ein Telefon hat."

„Gut; sollte er anrufen, kein Wort über unser Gespräch, nichts über den Diebstahl."

„Herr Inspektor, ich hab verstanden, ich werde mit niemandem darüber sprechen. Aber zum Rendezvous darf ich doch?"

„Selbstverständlich, Eva, wir bitten sogar darum."

Pratzerl überprüft Evas Angaben; sie stimmen, soweit wir das beurteilen können, bis ins kleinste Detail. Im Tanzcafé ist weder Karl noch Eva bekannt.

Am Nachmittag kommt noch ein Anruf von Strehlen. Er stellt uns eine saftige Beschwerde in Aussicht, wenn in seiner Angelegenheit nicht mehr unternommen werden sollte. Ich erkläre ihm den Beschwerdeweg; der Amtsschimmel behagt ihm nicht, er legt auf.

Um 18.30 Uhr bin ich mit Pratzerl vor dem Handelkino, Eva und Karl sind schon da. Wir begrüßen die beiden und bitten sie, mit uns zum Kommissariat zu kommen.

Karl ist empört: er hat schon die Kinokarten gekauft. Wer wird ihm seine Auslagen ersetzen? Pratzerl nimmt ihm die Karten ab, gibt sie dem Fräulein an der Kinokasse. Karl erhält sein Geld zurück, Eva beruhigt ihn.

Im Kommissariat lassen wir Eva am Gang vor unserem Büro Platz nehmen, Karl nehmen wir in die „Zwicken".

Er heißt Karl Bambus und ist nicht vorbestraft.

„Herr Bambus, wann haben Sie Eva kennengelernt?"

„Vor ein paar Tagen im Kino."

„Wann waren Sie zuletzt mit ihr zusammen?"

„Vergangenen Samstag war ich mit ihr in einem Tanzcafé in der Hütteldorfer Straße."

„Was war dort?"

„Wir haben getanzt, ist das vielleicht verboten?"

„Als Sie die Puderdose der Eva holten, waren Sie doch an ihrer Handtasche?"

„Ja."

„Was befand sich alles in der Handtasche?"

„Ich glaub, ein Spiegel, ein Kamm, ein Spitzentaschentuch, ein kleines Geldbörserl und die Puderdose."

„Was noch?"

„Ich kann mich nicht mehr erinnern."

„Ist Ihnen nicht ein Schlüsselbund aufgefallen?"

„Ja, stimmt, ein Schlüsselbund war auch drinnen."

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?"

„Weil mir der Schlüsselbund nicht gleich eingefallen ist."

„Das glaub ich Ihnen nicht, Sie haben den Schlüsselbund ja aus der Handtasche genommen."

„Da sind Sie aber am Holzweg, ich hab den Schlüsselbund nicht angegriffen."

„Wie lange blieben Sie im Kaffeehaus?"

„Es wird gegen elf Uhr gewesen sein, dann hab ich die Eva heimgebracht."

„Wo waren Sie in der Villa?"

„Wir haben uns auf der Straße verabschiedet."

„Herr Bambus, jetzt lügen Sie schon wieder, Sie waren im Garten der Villa und haben im Salettl mit der Eva geschmust."

„Ja, das ist wahr."

„Also, warum sagen Sie nicht gleich die Wahrheit. Immer wenn Sie glauben, die Wahrheit belastet Sie, haben Sie plötzlich Gedächtnislücken."

„Ich wollte der Eva keine Unannehmlichkeiten machen."

„Das haben Sie aber, weil Sie Schmuck und Geld aus der Villa gestohlen haben."

„Sind S mir nicht bös, aber diese Behauptung ist schon allerhand, das müssen Sie mir beweisen, ich bin unschuldig, ich hab weder Schmuck noch Geld gestohlen."

„Gut, wenn Sie so restlos unschuldig sind, haben Sie gegen eine freiwillig gestattete Hausdurchsuchung wohl nichts einzuwenden. Oder sollen wir uns von der Staatsanwaltschaft einen Hausdurchsuchungsbefehl besorgen?"

„Wozu? Bei mir können Sie alles durchsuchen, und ich bin Ihnen noch behilflich dabei."

Eva bleibt im Kommissariat, Pratzerl und ich gehen mit Karl in dessen Wohnung.

Wir betreten eine ärmliche, jedoch saubere Küche-Zimmer-Wohnung.

Karl sagt: „Ich bin froh, daß meine Mutter im Spital ist. So bleibt ihr die Schand, daß ihre Wohnung von der Kriminalpolizei durchsucht wird, erspart."

Trotz gründlicher Nachschau finden wir kein Diebsgut.

„Herr Bambus, besitzen Sie ein Boden- oder Kellerabteil?"

„Bodenabteil nicht, aber wir haben einen Keller. Bitte, hier ist der Schlüssel."

Der Keller ist ordentlich aufgeräumt; an der linken Wand steht eine Stellage mit alten Flaschen, in einer Kiste sind Erdäpfel. An der rechten Kellerwand liegen ein alter Holzkoffer und einige Schachteln. Pratzerl untersucht alles, findet jedoch nichts.

Er stapelt die Kiste, den Koffer und die Schachteln in der Mitte des Kellers auf und beginnt, systematisch den Fußboden abzutasten.

Als er den Boden unter der Stellage kontrolliert, lassen sich zwei Ziegel bewegen. Er schiebt hin und her und kann schließlich einen Ziegel lösen, der zweite läßt sich leicht wegheben. Unter den Ziegeln wird ein gemauerter Hohlraum sichtbar, darin liegen zwei Papiersäckchen.

Plötzlich läuft Karl zur Kellertür, übersieht in der Eile meinen vorgestreckten Fuß und fährt mit dem Schädel in die Kellerwand. Benommen bleibt er vor mir sitzen und reibt sich seinen Kopf.

„Ja, Karl, reib ihn nur, vielleicht wirst gscheiter davon. Ich muß gar nicht in die Pakete hineinschauen und weiß doch, daß Schmuck und Geld drin sind. Und du, Karl, du weißt, wie Schmuck und Geld da hineingekommen sind. Du bist dran, erzähl!"

„Herr Inspektor, i bin ja so a Trottel, i ghör ghaut wie a Tanzbär, bis i mi anscheiß. Alles wegen aner Fut, wegen aner Puderei, i Arschloch, i blödes."

„Komm, Karl, reg dich ab, erzähl, wie alles war und vergiß nichts. Damit ersparst dir viel Schmalz."

„Gemma aufs Kommissariat, dort derzähl ich alles."

„Karl, im Kommissariat wird geschrieben, erzählen tust da und gleich."

„Na, is ma aa recht. Alsdann: I hab an Haberer, den Willi, mehrfach vorbestraft, aber a klasser Bursch. Des waar sei letzte Hacken gwesen, und i hab ihm alles verdorben.

Er war vor einiger Zeit als Dachdecker beschäftigt und hat s Dach vom Strehlen seiner Villa repariert. Dabei hat er die Dienstkutschen abgschmiert und festgstellt, daß s immer ins gleiche Kino geht. Auf des hat er sein Plan aufbaut. Er hat si an dicken Fisch versprochen. Recht hat er ghabt, und i Wildsau hab alles ruiniert.

Also, i hab dann mit ihm die Dienstkäuln beobacht, und wie s wieder ins Kino grennt is, hat mir der Willi a Karten neben ihr besorgt. Guat, i sitz neben ihr, raunz mi eini, sie steigt ein, alles is leiwand, und mir machen uns an Rand aus.

Sie kommt und derzählt, daß ihr Herrschaft übers Wochenend am Semmering gfahrn is.

Drauf zaar i s, wie s mit n Willi ausgmacht is, in a Tanzcafé in der Hütteldorfer Straßen, zahl die Garderobe, ghalt mir den Zettel und paß auf a Möglichkeit, wieder zur Garderobe z kommen.

Die Eva verlangt von mir, daß i ihr die Puderdosen aus der Garderobe bring – na, des is die Chance für mi. I nimm die Puderdosen, reib in Willi, der schon im Café is, die Schlüssel von der Villa, geh sofort zur Eva zruck und bleib bei ihr. Sie is mei bestes Alibi, nur muaß i aufpassen, daß s net in die Garderobe geht, bevor i die Schlüssel wieder in ihr Tascherl tan hab. Schmähhalber tanz i mit ihr an Tango, bin sehr lieb zu ihr, und wart, daß der Willi wieder im Lokal auftaucht.

Nach aner Stund kommt er, i tua so, wia wann i mi an die Puderdosen erinnern tät und trags in die Garderobe. Der Willi gibt mir die Schlüssel, und alles is klar. Er hat aa meine Wohnungsschlüssel und hat den Murrer bei mir im Keller versteckt. Er hat ma gsagt, daß er Schmuck und 32 Fetzen beim Strehlen hat. I hab uns alle zwa schon hochweiß gsehn.

Mir waren uns einig, daß der Murrer bei mir am besten aufghoben is, weil i bin net vorbestraft, i hab des beste Alibi, die Eva kennt nur mein Vornamen und waaß net, wo i wohn.

Alles hat der Willi einplant. Er hat ma aa no eingschärft, daß i ja net zu den Rand mit der Eva geh.

Hätt i eahm gfolgt, nie hätt s uns derwischt, aber i blöder Hund hab alles verdorben."

„Ehrlich, Karl, warum bist wirklich zum Rendezvous gekommen? Deine Spur war doch herrlich verwischt, die Eva hat fast nichts von dir gewußt."

„Na ja, erstens is mir net im Schlaf eingfallen, daß man mi verdächtigt. I hab die Eva no am Montagvormittag angruafen, aber die Schlampen hat mir aa net gsagt, was los is und nur gmaant, sie gfreut si aufs Wiedersehn. So hab i halt glaubt, es is eh alles in Ordnung und bin hingangen. Andererseits waar i aa kommen, wann mi die Eva gwarnt hätt, ich gib s zua, weil i hab immer an unser Schmuserei im Salettl denkt. I hab s überall abgriffen, sie hat a herrliche Brust, an Arsch, unhaamlich, und was alls übertroffen hat: A Jungfrau is s aa no, und auf Jungfraun steh i irrsinnig. Ihr Buschen hat mi narrisch gmacht, no dazua hat s mir versprochen, daß s mit mir nachm Kino ins Hotel geht.

So bin i halt kommen.

Die Packeln können S aufmachen, es fehlt ka Schmuck, ka Geld. Nur a Bitte hätt i: Sagen S dem Willi net, daß i do zur Eva gangen bin."

Willi wird verhaftet. Er kann sich nicht erklären, wie wir ihn „ausgesassert" haben, ist aber jedenfalls überzeugt, daß nur die „Dienstkutschen" an allem schuld ist.

Eva wird nach der Niederschrift nach Hause geschickt; ihre Herrschaft zum Kommissariat gebeten.

In der Zwischenzeit besorge ich mir auch die Haustorschlüssel vom „Jugendfreund", der froh ist, daß seine Gattin von diesem Abenteuer nichts erfährt.

Die Täter sind mit der Ausfolgung des Diebsgutes an die Geschädigten einverstanden.

Die Tür wird aufgerissen, herein stürmt nervös, aggressiv, Kommerzialrat Strehlen: „Ich mache Sie aufmerksam, ich hab nicht viel Zeit, ich muß viel arbeiten und viel Steuern zahlen, damit Sie Ihr Gehalt bekommen. Halten Sie mich nicht lange auf, suchen Sie lieber nach meinem Schmuck und Geld, dazu sind Sie hier, dafür werden Sie von Steuergeldern bezahlt."

„Herr Kommerzialrat, hätten Sie jetzt weniger gesprochen, schon wäre Zeit erspart. Nehmen Sie bitte zur Kenntnis, wir bezahlen auch Steuer, zwar nicht soviel wie Sie, aber dafür verdienen Sie auch mehr. Bitte, hier haben Sie Ihr Kuvert. Zählen Sie nach."

Der Mund bleibt ihm offen, er zählt nach, 32.000 Schilling hat er wieder. Jetzt steckt er um, wird freundlich und will wissen, wie wir zu dem Geld gekommen sind.

„Ja, Herr Kommerzialrat, wir arbeiten eben auch . . .

So, gnädige Frau, hier ist Ihr Schmuck, würden Sie bitte nachsehen, ob etwas fehlt?"

„Nein, es fehlt nichts, ich danke Ihnen vielmals."

Strehlen läßt sich vernehmen: „Bitte, nicht bös sein, ich war etwas ausfällig, ich bitte in aller Form um Entschuldigung."

Nun erzähle ich, was geschehen ist; Strehlen verspricht schließlich Eva eine Gehaltsaufbesserung.

Doch Eva kündigt: Sie war in Karl echt verliebt, ist grenzenlos enttäuscht und kehrt zu ihren Eltern nach Rust heim.

Schon am nächsten Tag besucht mich Frau Strehlen, und ich übergebe ihr die Schlüssel des Jugendfreundes.

Sie lädt mich ein und beweist mir tatsächlich ihre Dankbarkeit.

Am hellichten Tag

Freitag, 21 Uhr. Wir bereiten uns auf eine Nachtstreife vor. Handschellen, Taschenlampen und das „Läufel“ (Fahndungsbuch) werden verteilt. Dann gehen wir los. In den Lokalen, die wir besuchen, finden sich Betrunkene, Prostituierte. Kleine Fische. Die Großen der Unterwelt haben ihre Schlupfwinkel noch nicht verlassen. Dann, gegen Mitternacht: Wir betreten das berüchtigte Café „Fortuna“. Der Leitende Kriminalbeamte ruft: „Bitte Ausweise vorzubereiten, Kriminalpolizei!“ Noch hat er nicht ausgesprochen, da zieht ihm der bezirksbekannte Gewalttäter Toni Schirak den Hut über die Augen. Pratzerl stößt Toni zu mir. Ich dreh ihn um, versetz ihm einen Tritt in den Hintern, und er landet in der Faust des Zauberers. Als er wieder zu sich kommt, grinst er: „Ah, ihr seids aa da? I hab glaubt, der Schwindlige is allaan.“

„Wie du siehst, wir sind auch da. Und jetzt schleich di, sonst bist im Häfen.“

„Nix für ungut, meine Herrn, war nur a Theater.“

Der „Leitende“ fährt mit dem nächsten Arrestantenwagen zum Kommissariat, für heute scheint er genug zu haben.

Wir ziehen weiter ins „Goldene Faßl“ auf dem Lerchenfelder Gürtel. Die Luft ist zum Schneiden dick, der Gestank fürchterlich, das Lokal übervoll, alles schreit durcheinander. Einige Prostituierte sind randvoll betrunken und lassen sich von ihren Kavalieren abtasten; eine Fleischbeschau. Die Kunden wollen sich erst überzeugen, ob die Ware auch in Ordnung ist, bevor sie zahlen.

Dicksy, eine bekannte Prostituierte, sieht mich und ruft: „Jessas, die Kieberei!“

Plötzlich ist es mäuschenstill. Einige Herren versuchen, das Lokal fluchtartig zu verlassen. Doch dazu ist es zu spät, die Ausgänge sind von meinen Leuten besetzt. Der Fischzug ist rentabel, wir können einige langgesuchte Gewohnheitsverbrecher, zur Verhaftung Ausgeschriebene und aus der Strafanstalt Stein Entflohene festnehmen.

Der Arrestantenwagen muß zweimal fahren, um die illustre Gesellschaft zum Kommissariat zu bringen.

Als sich die Aufregung im Lokal legt und die Schmuserei wieder in vollem Gange ist, fehlt Pratzerl. Zumindest sehe ich ihn nicht. Da ertönt von den Toiletten her wüste Schimpferei. Ein hysterischer Aufschrei. Pratzerl drängt die 25jährige Prostituierte Klara P. in die Portierloge.

„Was ist passiert?"

„Ich hab beobachtet, wie die Klara sich verdächtig nach euch umschaut", sagt Pratzerl, „sie hat aber mich nicht bemerkt. Im größten Wirbel springt sie auf, nimmt ihr Handtascherl und rennt zur Toilette. Ich hab das Gefühl, sie will etwas verstekken. Sie sieht mich, sperrt sich am Klo ein und schimpft: ‚Schleich di außi vom Damenklo! Beim Scheißen laß i mi net amal von an Kieberer störn!'

Sie zieht wiederholt die Wasserspülung. Meiner Meinung nach hat sie etwas in den Abflußstutzen geworfen, was aber nicht abläuft. Ich fordere sie ein paarmal auf, die Türe zu öffnen. Sie kommt meiner Aufforderung nicht nach. Da drücke ich die Tür ein, und die Klara springt mich an wie eine Furie. ‚Affenficker!' schreit sie und will mir den Eintritt verwehren. Ich stell sie zur Seite, seh im Abflußrohr eine Streichholzschachtel schwimmen und fisch sie heraus."

Pratzerl reicht mir die Streichholzschachtel. Ich öffne sie; sie ist mit Wachs ausgelegt. In der Mitte prangt ein Schlüsselabdruck. Darum wollte Klara die Schachtel unbedingt loswerden.

„Na, Klara, was hast uns zu erzählen?"

„Nix. Die Schachtel is unter mein Tisch glegn."

Wir bringen Klara ins Kommissariat. Vielleicht fällt ihr dort mehr ein.

Der „Leitende" hat inzwischen die Arrestanten vernommen. Wir schreiben den Streifenbericht; um fünf Uhr früh sind wir fertig.

Die Häftlinge werden ins landesgerichtliche Gefangenenhaus eingeliefert; Klara lassen wir im Polizeiarrest dunsten.

Um 20 Uhr sind wir wieder vollzählig im Kommissariat versammelt und freuen uns auf das Gespräch mit der kampflustigen Klara. Pratzerl bringt aber keine Amazone aus dem Arrest, eher ein Häufchen Unglück. Sie kann sich nicht oft

genug für ihr unmögliches Verhalten entschuldigen, bleibt aber dabei, die Streichholzschachtel kurz vor unserem Eintreffen unter ihrem Tisch gefunden zu haben.

Sie war mit einem Gast auf dem Zimmer, erzählt sie, und kam erst einige Minuten vor uns in das Lokal.

„Ich bin mitm Fuaß an die Streichholzschachtel ankommen und hab glaubt, sie is voll. Da hab i s aufghoben."

Als sie den Abdruck sah, waren wir aber schon im Lokal. Da bekam sie es mit der Angst, wir könnten ihn bei ihr finden und sie als Mitwisserin eines Verbrechens beschuldigen. Auf der Toilette wollte sie das Corpus delicti rasch loswerden.

„Dann war alles so, wie s der Herr Inspekta erzählt hat. Wann i net fett gwesen waar, hätt i mi net so blöd benommen."

„Klara, ich muß schon sagen, du hast dich sehr verdächtig gemacht."

„Sie haben recht, Herr Inspekta. I waaß net, was mir Trampel da eingfallen is. Aber i hab die Wahrheit gsagt."

„Klara, wir werden die Angelegenheit überprüfen. So lange bleibst da."

Zauberer und Pratzerl recherchieren im „Goldenen Faßl" und erfahren von der als verläßlich bekannten Serviererin Gusti, daß die Streichholzschachtel tatsächlich schon vor dem Eintreffen der Klara unter dem Tisch lag. Gusti wollte sie aufheben, kam aber nicht mehr dazu. Vor der Klara waren zwei zirka fünfzigjährige Männer an dem Tisch gesessen. Ob die die Streichholzschachtel verloren haben, kann Gusti nicht angeben. Sie beschreibt den einen als etwa 170 cm groß, untersetzt, mit schwarzem Haar, einem vernarbten Gesicht und auffallend vielen Goldzähnen. Der andere sei um zehn Zentimeter größer gewesen. Sie glaubt, ihn vom Sehen her zu kennen: ein versoffener Kellner. Sollten die beiden wieder aufkreuzen, wird sie uns verständigen.

Klaras Unschuld ist erwiesen. Ich laß sie aus dem Arrest holen und spiel noch Katz und Maus: „Klara, leider haben wir keinen Beweis, daß du die Wahrheit gesagt hast. Du stehst noch immer im dringenden Verdacht zu wissen, wo der Abdruck her ist."

„I schwör Ihnen . . ."

„Hör auf zu schwören, halt lieber die Augen offen, und

wenn du was bemerkst, was uns interessieren könnte, laß es mich wissen. Ich mach zwar jetzt einen Fehler, wenn ich dich freilasse. Aber ich will dir vertraun."

„Sie werden s net bereuen, Herr Inspektor. Mit mir können S rechnen."

Klara sind wir los, die Streichholzschachtel bleibt uns.

In Zirkulartelegrammen findet sich kein Einbruch durch Nachsperre.

Eine Nachfrage im Sicherheitsbüro verläuft ebenfalls negativ. Wir erlassen ein Zirkular: „An alle Kommissariate! . . . Wo passende Anzeige?"

Mehr können wir im Augenblick nicht tun. Vielleicht, denke ich, überschätzen wir den Abdruck überhaupt. Ich lasse meine Leute nach Hause gehen. Morgen, im Journal, werden wir weitersehen.

Im Journal, Sonntag, gegen zehn Uhr, erreicht uns ein Anruf von Kriminalbeamten aus dem Neubau: Letzte Nacht wurde bei einem Ledergroßhändler in der Schottenfeldgasse durch Nachsperre eingebrochen und Leder im Wert von 100.000 Schilling erbeutet. Pratzerl und ich sind schon unterwegs.

Unser Abdruck paßt zum Originalschlüssel.

Verwertbare Spuren finden sich am Tatort nicht. Die unbekannten Täter, schließen wir, müssen aber mit einem Lkw unterwegs gewesen sein, um diese große Menge wegzuschaffen. Wir bleiben mit dem Kommissariat Neubau in Verbindung.

Wieder zurück in Ottakring, entwerfe ich einen Zeitplan für den nächsten Tag.

Wir durchstreifen um vier Uhr früh die Marktcafés des Bezirks. Vielleicht gelingt es uns, das Narbengesicht oder den versoffenen Kellner aufzustöbern. Zwei andere Kollegen kümmern sich um die Hehler.

Um halb acht sind wir wieder im Büro, unsere Erhebungen sind negativ verlaufen. Auch bei den Hehlern alles „naphtha".

Als nächstes besuchen wir die „Klutschspezialisten".

Um acht sind wieder die Kollegen vom Neubau am Apparat. Ein Wachebeamter, der zur Tatzeit am Tatort Dienst versah, kann uns eine interessante Meldung machen:

„Am Samstag gegen 15 Uhr blieb vor dem Haus Schottenfeldgasse 74 ein Lkw stehen. Drei Männer in blauen Arbeitsan-

zügen stiegen aus, öffneten das Haustor und trugen kurze Zeit später große Lederrollen heraus. Als der Wagen vollbeladen war, fuhren sie Richtung Mariahilfer Straße davon. Zu einem Arbeiter sagte ich: ‚Von dem Leder gäb's einen schönen Mantel.' ‚Leider gehört das Leder nicht mir, sonst würde ich Ihnen eine Rolle schenken', antwortete er."

„Kollege, bitte beschreib den Lkw und gib uns das Kennzeichen."

„Ja, also es war ein 3,5tonner, vermutlich grau gestrichen. Das Kennzeichen weiß ich nicht, ich hab's mir nicht angesehen. Es lag ja kein Grund vor. Die drei Arbeiter waren fleißig und machten meines Erachtens Überstunden. Sie waren nicht im geringsten verdächtig. Außerdem, wer bricht denn schon am hellichten Tag ein, noch dazu vor einem Wachebeamten? Ich glaub, die Arbeiter haben mit dem Einbruch nichts zu tun."

„Kollege, dein Glaube in Ehren – aber die drei, die dir überhaupt nicht verdächtig waren, haben am hellichten Tag vor deinen Augen eingebrochen und Leder im Wert von 100.000 Schilling gestohlen. Kannst du wenigstens die Männer beschreiben?"

„Na ja, zwei von ihnen waren ungefähr fünfzig Jahre, der eine zirka 170 cm, der andere 180 cm groß. Der, mit dem ich sprach, hatte einige Narben im Gesicht, und ich glaube, der hatte nur Goldzähne. Der Größere war eine versoffene Type, der Jüngere etwa 35 Jahre, etwa 175 cm groß; er hatte glattes, schwarzes Haar."

„Und der Chauffeur?"

„Den hab ich nicht gesehn."

„Danke, Kollege."

Die Beobachtungsgabe des Wachebeamten will ich nicht beurteilen, dennoch: Wir haben eine Spur.

In der Zwischenzeit haben wir herausgefunden, daß ein gewisser „Michl", ein ehemaliger Markthelfer, Narben im Gesicht und auffallend viele Goldzähne hat. Vertraulich bringen wir in Erfahrung, daß in Hehlerkreisen ein größerer Posten Leder erwartet wird.

Fürs erste steht alles bestens. Zwei Kollegen und ich besuchen nun, während die anderen Kollegen ihre Berichte schreiben, die „Klutschspezialisten".

Adresse um Adresse klopfen wir ab. Alles Luft, nicht die geringste Spur. Verdrossen rücken wir wieder ein.

Doch wir sind bald froher gestimmt: Zauberer ist es gelungen, das Narbengesicht in der Person des Michael Rohrer aus der Haymerlegasse auszuforschen. Er will ihn gleich holen. Aber wir haben noch viel zuwenig auf ihn, und so kommen wir überein, ihn vorerst abzuschmieren. Vielleicht kommen wir durch ihn zu seinen Komplizen.

Wir hören, daß Michl in der Unterwelt gefürchtet ist. Er macht von seinem Messer rücksichtslos Gebrauch. Auf seiner „Speiskarte" stehen fünf Totschläge. Er steht ab sofort unter Beobachtung. Von uns geht keiner mehr nach Hause, das Büro ist unser Quartier.

Gegen 16 Uhr kreuzt Klara auf, sie will mir eine Mitteilung machen.

„I bin ganz außer Atem, weil i so schnell grennt bin. Es is sehr wichtig. Angeblich soll am Kernstockplatz, gegenüber von der Kirchen, a gewisser ‚Fischerl' wohnen. Der hat in letzter Zeit an Schlüßl für an Großeinbruch fabriziert. I derf Ihnen net sagen, von wem i des waaß, sonst krieg i an Fahrer von an Ohrwaschl zum andern. Ob die Streichholzschachtel vom Fischerl is, waaß i net. I bin nur kommen, damit S sehn, daß Sie si auf mi verlassen können. I bitt Sie nur, daß S mi net verraten."

„Das versprech ich dir."

Auf zum Kernstockplatz.

Wir fragen in jedem Haus nach, aber „Fischerl" ist nicht bekannt. Ich bin schon müd, bleib vor dem Haus Kernstockplatz 11 stehn und laß die beiden Kollegen allein erheben.

Ich steh noch keine Minute, da stürzt ein älterer Mann, ohne Sakko, in Hemd und Hose, mit Schlapfen, aus dem Haus. Instinktiv lauf ich ihm nach und halt ihn auf.

„Net, Herr, net halten S mich auf, ich hab ein todkrankes Kind zu Haus, ich muß schnellstens aus der Apotheke die Medizin holen."

„Ja, aber da laufen Sie in die verkehrte Richtung!"

„Sehn S, sehn S, so verwirrt bin ich schon, jetzt muß ich mich aber beeilen."

Im selben Augenblick keuchen meine Kollegen aus dem

Haus und schreien schon von weitem: „Du alter Trottel, warum schickst uns in den dritten Stock, wenn das Haus nur zweistöckig ist?“

„Na ja, nachdem Sie mi nachm Fischerl gfragt ham, der i selber bin, und nachdem i Ihnen die Kieberer glei angmerkt hab, wollt i halt soviel Abstand als möglich von Ihnen ham. Da hab i Sie eben in dritten Stock gschickt. I hab ja net wissen können, daß no aner von euch vorm Haustor steht.“

Meine Kollegen waren in den dritten Stock gerast und kamen erst vor der Bodentür drauf, daß das Haus nur zweistöckig ist. Jetzt hätten sie den Fischerl am liebsten auf dem Butterbrot gefressen.

„Fischerl, was ist mit dem todkranken Kind?“

„Herr Inspekta: Ka dritter Stock – ka todkrankes Kind.“

„Ich glaub, Fischerl, du hast ein schlechtes Gewissen.“

„Meiner Seel, naa, da können S im Leserl nachschaun, nicht ausgeschrieben, letzte Eintragung in der Speiskarten vor acht Jahr. I bin a ehrbarer Bürger. Ja, früher, da war i wer, aber des wissen S ja eh.“

Ich steig gleich darauf ein und nehm ihn mit seinen Worten.

„I waaß, Fischerl, du warst und bist ein Klutschspezialist, ein Künstler in deinem Fach. Du wirfst nur einen Blick ins Schlüsselloch und zauberst den passenden Schlüssel.“

„Ja, des war früher, heut bin i a alter Trottel.“

„Waaßt was, Fischerl, laß uns dei Hapfn anschaun!“

„Aber bitte: Nur zsammgraamt hab i net, i bin ja allaan.“

„Na, komm und mach keine Sprüch.“

Er bewohnt eine Zimmer-Küche-Wohnung. Im Zimmer nimmt eine solide Drehbank den meisten Platz ein. Feilen in jeder Größe und Zahnung, Schlüssel aller Art, mit und ohne Bart, Schlüsselrohlinge und Wachsstücke in jeglicher Form sind massenhaft vorhanden. In einer Schublade finde ich einige Streichholzschachteln, die alle mit Wachs gefüllt sind. Jedoch ohne Abdruck.

Fischerl meint: „Alles alt, meine Herrn.“

Das Werkzeug wird sichergestellt, Fischerl nehmen wir mit. Ich schreibe einen Haftzettel, trage Fischerl in das Arrestantenbuch ein. Er wird blässer und blässer.

„Herr Inspekta“, unterbricht er mich, „i bin 65 Jahr alt,

Häfen vertrag i kan mehr. Tuan S mir des net an, des überleb i net."

„Gut, Fischerl, red, und wenn alles klar ist, bleibst bis zur Verhandlung auf freiem Fuß."

„Was soll i reden, i hab do nix gmacht."

„Dann stör mich nicht beim Schreiben."

„Herr Inspekta, i hab von Ihnen ghört, mit Ihnen kann man reden."

„Warum redst dann nicht?"

„I kann net, wann i die Pappen aufmach, drahn s mi haam."

„So a Angst hast vorm Michl?"

Erschreckt starrt er mich an:

„I hab s gwußt, daß s gfährlich san, aber verstehn S mi do, i kann net speiben."

„Ich versteh dich, drum marschierst ja ins Häfen."

Beim Hinausgehen sieht er mich an, als hätte ich sein Todesurteil gesprochen.

Zauberer und Professor berichten, daß sich Michl im „Café Arschloch" (Spitzname eines Cafés in der Tüchergasse) mit dem versoffenen Kellner getroffen hat. Der heißt Josef Hock und wohnt in der Thaliastraße. Sie hielten sich nur zwanzig Minuten im Café auf. Michl ging zuerst: in seine Wohnung; Pepi Hock zehn Minuten später, er fuhr mit der Straßenbahn nach Meidling, in die Fockygasse 37. Wen er dort besuchte, ist nicht bekannt.

Bevor wir Michl und Pepi verhaften, red ich nochmals mit Fischerl. Er ist in der kurzen Haftzeit noch mehr gealtert. Seine Vorstrafen, insgesamt dreißig Jahre Kerker, haben ihre Spuren in seinem Gesicht hinterlassen. Ich sehe ihm an, daß er kurz vor einem Häfenkoller steht, und will seine Verfassung nützen:

„Fischerl, eigentlich ist schad um dich, was hast schon von deinem Leben gehabt? Hinein ins Häfen, kurze Zeit aus dem Häfen, und jetzt in deinem Alter, für längere Zeit wieder hinein. Dabei, bei deiner Begabung als Schlosser, was hättest du im Leben alles erreichen können! Der Herrgott hat dir goldene Händ gegeben. Wozu hast sie verwendet? Um einzubrechen, um Nachschlüssel zu erzeugen. Nur keine ehrliche Arbeit, nur kein geordnetes Leben führen. Was hast erreicht? Da schau deine Speiskarten an, insgesamt dreißig Jahre Zucht-

haus. Dreißig Jahre hast verschenkt, Fischerl. Für dich gibt's keine Hoffnung mehr, du bist und bleibst ein Verbrecher und wirst im Häfen enden."

Sein Gesicht verzerrt sich, und er sagt: „Wenn Sie wüßten, wie recht Sie haben! Jedenfalls, des is mei letztes, mei allerletztes Schmalz, des waaß i genau. I wollt mir halt mein Lebensunterhalt aufbessern. Mit aner monatlichen Renten von 1.200 Schilling kann man net weit springen. Der Michl hat mir was von einer todsicheren Hacken derzählt und mir für an Klutsch 10.000 Schilling versprochen. Des hat mi natürlich graazt.

Der Hock Pepi hat die Hacken aufgrissen, zwamal war i mitn Michl in der Schottenfeldgassen 74 bei dem Ledertandler. Hab mir das Schloß angschaut und den Klutsch gmacht. Paßt hat er am ersten Anhieb, der Michl hat eahm ausprobiert.

Nach der Hacken hab i den Schlüssel wieder eingschmolzen, des Streichholzschachterl, in dem er war, muaß der Michl no ham."

„Nein, Fischerl, der Michl hat's nicht, schau her, ich hab's."

„Des derf net wahr sein, wie kommen Sie dazu?"

„Fischerl, vorläufig bist noch immer du dran."

„Des kann nur der Schneider Willi verpfiffen ham."

„Meinst den aus der Fockygasse?" kontere ich sofort.

„Des wissen S aa, den ham S aa scho? Na, dann leg i nieder: Der Michl, der Pepi und der Willi san vorigen Samstag zum Ledergschäft gfahrn. Mit mein Klutsch hat der Michl aufgsperrt, s Leder aufgladen und is davongfahrn. Ham eh a Masl ghabt, weil a Schmier is am Eck gstanden. Den hat der Michl mitn Schmäh gnommen, und er hat nix überzogen. Na ja, war ja hellichter Tag. Arbeitsanzüge ham s anghabt.

Heut hätt i meine zehn Fetzen kriegen solln und a Haut für an Mantel."

„Fischerl, wer hat den Lkw gelenkt?"

„Des waaß i net, soweit ham s mi net einischaun lassen. I waaß nur, den Fuhrwerker hat der Michl aufgrissen, er kennt eahm vom Markt. Der Fuhrwerker soll a Ottakringer sein. Er is a Frankist. Mehr waaß i net."

„Fischerl, komm, unterschreib deine Niederschrift."

Pratzerl trommelt begeistert einen Marsch auf die Schreibtischplatte: „Gut, daß der Chef den Fischerl noch einmal packt

hat. Jetzt ist die Zeit reif, jetzt haben wir alle. Heut hätt der Fischerl die 10.000 Schilling bekommen sollen. Da hängt schon ein Hehler dran. Ich glaub, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, wir müssen sofort alle festnehmen."

Er hat recht. Ist das Leder erst einmal beim Hehler, ist es nur noch schwer sicherzustellen.

Wir wissen zwar noch nicht, wer der Fuhrwerker ist, entschließen uns aber trotzdem zur Verhaftung der bis jetzt bekanntgewordenen Täter.

Zauberer, Professor, Pratzerl und ich gehen zum Haus des Michl. Die anderen Gruppenkollegen versuchen ihr Glück in der Fockygasse 37. Da ich nicht weiß, ob Michl daheim ist bzw. wer sich aller in seiner Wohnung befindet, beobachten wir aus Vorsichtsgründen noch kurze Zeit das Haus, bevor wir einschreiten.

Zauberer und Professor stehen links vom Haus, Pratzerl und ich rechts. Michl kann jetzt vom Haus rechts oder links gehen, er muß an uns vorbei. Ab und zu betritt jemand das Haus, herausgekommen ist jedoch noch niemand. Schon überleg ich, an die Tür des Michl zu klopfen, da kommt er, sichtlich vergnügt, gut angezogen, aus dem Haus und geht Richtung Thaliastraße. Er muß an Pratzerl und mir vorüber.

Ich geh ihm entgegen, Pratzerl hält sich hinter mir. Als Michl mit mir auf gleicher Höhe ist, grüß ich: „Servus, Michl!" und streck ihm die Hand entgegen.

Er schaut mich verwundert an, gibt mir aber seine Hand und sagt auch „servus". Im selben Augenbick zieh ich ihn zu mir, setz ihm den erprobten Polizeikommitgriff an, verdreh ihm den Arm. Er ist für kurze Zeit bewegungsunfähig, Zauberer filzt ihn. In der Gesäßtasche hat er ein Fixiermesser.

Michl ist so verblüfft, daß er nicht an Gegenwehr denkt. Ich stell mich vor, er lacht:

„So, Sie san der Kieberer, vor dem alle Federn ham? Na, Ihna hätt i mir aa älter vorgstellt. Aber es is ka Schaund, daß i Ihna auf den Gruaßschmäh einigfallen bin. Aha, der Lange is aa da, der Zauberer, und der Schropp, der Pratzerl. I kenn euch alle, aber heut habts an schönen Bock gschossen. I hab nix angstellt, und ihr kommts vier Mann hoch und verschütts mi. Des is ma a Rätsel, i hab seit Jahren a reine Westen."

Zauberer hält ihm den Fixierer hin und fragt, ob er den zur Verteidigung der reinen Weste brauche.

„Naa, den brauch i, wann s mi haamdrahn wolln. A paar ham s scho probiert, aber i war der Gschwindere. Nur, mit der Kieberei hab i no nie an Wickel ghabt."

„Das stimmt, Michl, drum fährst jetzt mit den beiden Kollegen zum Kommissariat, dort reden wir weiter."

„Gehts, meine Herrn, laßts do de Handschellen, i renn euch net davon."

Zauberer steckt die Handschellen wieder ein und sagt seelenruhig:

„Wie du willst, erschieß ich dich halt auf der Flucht."

Michl sieht ihn nachdenklich an und sinniert:

„I waaß, euch is alles zuaztraun, hoffentlich komm i heil aufs Kommissariat."

Er kommt.

Pratzerl und ich holen uns Pepi.

Auf Klopfen wird nicht geöffnet. Die Hausbesorgerin öffnet ihre Tür einen Spalt und wispelt uns zu: „Pumpern S nur, er is dahaam."

Pratzerl klopft, daß man es sicher im ganzen Haus hört. Schlurfende Schritte nähern sich der Tür, eine heisere Stimme fragt: „Wer is da?"

„Kriminalpolizei, aufmachen!"

„Ui je, da ham S Ihna sicher in der Tür girrt, i hab mit der Kieberei nix z tuan." Die Schritte entfernen sich wieder.

Der gute Pepi hat aber die Rechnung ohne Pratzerl gemacht. Der wirft sich gegen die Tür, daß es wie ein Schuß knallt.

Hausparteien schreien: „Ja, was ist denn da?"

Pratzerl überschreit sie: „Kriminalpolizei, mach sofort die Tür auf, sonst komm ich durchs Fenster!" Pepi wohnt ebenerdig, seine Fenster gehen in den Hof, und ich bin überzeugt, Pratzerl schrickt vor einem Hechtsprung durch die geschlossenen Fenster nicht zurück.

„Na, na", hören wir den heiseren Pepi wieder, „i mach eh scho auf, wo brennts denn?"

„In deinem Gesicht wird's gleich brennen", faucht ihn Pratzerl an.

„Ja, wo san ma denn, i hab do nix gmacht."

„Das haben wir heute schon öfters gehört", beruhige ich ihn.

Im Nachthemd ist der Pepi wirklich kein schöner Anblick: Ein mordstrumm Bauch sitzt auf dünnen Säbelbeinen, sein Gesicht ist eine Studie. Aus geröteten Augen rinnt ihm der Alkohol von gestern. Die Nase blau wie ein Veilchen mit einigen undefinierbaren Hauterhöhungen. Ein Trenzerling hängt ihm von der Unterlippe bis an den Hals. Ein ausgesprochener Appetitspatz.

„Pepi, zieh dich an, du kommst mit."

„Ja, ham S überhaupt an Haftbefehl?"

„Bei dir brauchen wir keinen", funkelt ihn Pratzerl an, „mach nur schnell, sonst vergeß ich meine gute Erziehung."

Im Kommissariat erfahren wir, daß Schneider Willi auch schon im Häfen ist.

Sie spielen alle stur, einer will den anderen nicht kennen. Von einem Einbruch in ein Ledergeschäft wissen sie überhaupt nichts. Der Wachebeamte vom Neubau wird ihnen gegenübergestellt, erkennt alle wieder und erinnert Michl an das geführte Gespräch. Michl behauptet, hier müsse ein Irrtum vorliegen, er habe den Wachebeamten noch nie in seinem Leben gesehn.

Sie haben unsere Schwäche entdeckt und verlangen, dem Chauffeur vorgeführt zu werden, der sie angeblich gefahren hat, dann werde sich bestimmt ihre Unschuld herausstellen.

Leider können wir das nicht, vom Chauffeur fehlt uns jede Spur.

Wir halten ihnen vor, was wir alles wissen und wie es sich bestimmt abgespielt hat, aber sie reagieren darauf überhaupt nicht.

Unsere Laune ist unter den Nullpunkt gesunken, Professor führt aus: „Wißts, wenn ich so nachdenk, fällt mir etwas ganz anderes ein. Wenn ich vergleiche . . ."

„Geh red, du Ohrwaschel, stell keine Gleichungen auf", brüllt ihn Pratzerl an.

Professor läßt sich nicht aus der Ruhe bringen und doziert weiter: „Kusch, Pratzerl, hör lieber zu, damit du was lernst. Also, wie ich mit dem Michl in der Tramway gefahren bin, war mir so, als würde er etwas blitzschnell in den Mund stecken, das er dann aus dem fahrenden Straßenbahnzug spuckte. Ich glaub, es war eine Papierkugel, ich weiß es aber nicht genau."

Pratzerl reißt ihn mit sich fort, das Papierkugerl zu suchen.

Ich mache in der Zwischenzeit, darauf aufbauend, daß der Fuhrwerker laut Aussage des Fischerl ein Ottakringer ist, eine Aufstellung sämtlicher Transportunternehmer des Bezirkes. Ich komme auf 13 Unternehmer.

Es dauert nicht lang, und die beiden „Sucher" kommen mit einer kleinen Papierkugel zurück. Pratzerl rollt sie auf, sechs Zahlen erscheinen, mit der Maschine addiert, die Endsumme rot getippt. Wir wissen mit dem Zettel nichts anzufangen. Warum wollte Michl den Zettel verschwinden lassen? Ich rufe den Geschädigten an und frage, ob ihm dieser Zettel etwas sagt. Er schreit auf: „Aber natürlich, das ist doch ein Lastzettel einer Lederrolle. Jede Rolle besteht aus mehreren Häuten, die schwarzen Zahlen geben die Größe der einzelnen Haut an, die roten Zahlen die Gesamtsumme. Das ist ja herrlich, haben Sie mein Leder schon?"

„Leider noch nicht, aber wir sind knapp daran, auf Wiedersehn."

Michl bestreitet ganz entschieden, in der Straßenbahn einen Zettel in den Mund genommen zu haben. Somit könne er auch keinen ausgespuckt haben.

Tags darauf besucht Professor mit zwei Kollegen sechs Transportunternehmer, Zauberer, Pratzerl und ich haben sieben Fuhrwerkeradressen abzuklopfen.

Drei Nieten haben wir schon gezogen. Pratzerl wird bereits unruhig und hält uns vor: „Welcher Fuhrwerker, welcher Geschäftsmann wird schon seine Konzession aufs Spiel setzen? Möglich, daß ein Chauffeur ohne Wissen des Chefs gefahren ist. Und Chauffeure gibt's wie Sand am Meer, den richtigen erwischen wir nie." Er raunzt weiter und bittet, das Kommissariat anrufen zu dürfen: Vielleicht hätten die anderen Kollegen schon etwas aufgerissen. Daraufhin stell ich es ihm anheim, nach Haus zu gehen. Wir werden eben ohne ihn weiterrecherchieren. Ich weiß, damit treff ich ihn ins Herz. Und schon kommt der Rückzieher: „Fragen wird man doch noch dürfen."

„Aber net so teppert", erwidert ihm Zauberer. Pratzerl lacht und stellt seine Raunzerei ein.

Es ist ein warmer, windstiller Sonntag. Wir sind bereits an der Bezirksgrenze gegen Hernals angekommen. Hier ist der

Fuhrwerker Schastek daheim. Wir betreten seinen Hof. Er sitzt mit seiner Familie in einer gemütlichen Laube, spielt Karten, und alle trinken Wein.

Ich stell uns vor, sag, was wir wollen, der Fuhrwerker bietet uns ein Achterl an, ich lehn ab, sehr zum Mißvergnügen Pratzerls.

„Aber selbstverständlich", sagt Schastek, „mein Haus, meinen Hof, meine Garage, meine Schuppen, meine Stallungen – ich hatte früher Pferde –, alles können Sie besichtigen. Ich muß ja nicht dabeisein, ich hab grad so schöne Karten."

Ich ersuch ihn, trotz der schönen Karten bei uns zu bleiben.

Seine Frau fragt: „Papa, was suchen die Herren denn?"

„Leder, Mama."

„Aber, Papa, wo sollen wir denn das hernehmen?"

„Geh, Mama, stör nicht, die Herren können alles durchsuchen, schließlich sind wir anständige Leut."

„Glaubst, Papa, wollen die Herren an Kaffee?"

„Nein danke, liebe Frau", sag ich. Pratzerl kocht langsam.

Wir kommen in das Haus – nichts. Im Hof – nichts. In der Garage – nichts. In den Schuppen – nichts. In den Stallungen – nichts.

Keine Spur von Leder.

Pratzerl deutet mir: „Komm, reißen wir ab."

Schastek bietet nochmals ein Gläschen Wein an, ich lehn wieder ab und bin schon im Weggehen, Pratzerl und der Zauberer sind schon auf der Straße. Plötzlich beib ich stehn, dreh mich um, geh wieder in den Hof, direkt auf den alten Schuppen zu.

„Was ist, Chef? Ist dir schlecht?" zeigt sich Pratzerl besorgt. „Bist ja ganz weiß im Gesicht und hast direkt Schüttelfrost, ist dir was?"

Ich geb ihm keine Antwort. Schastek kommt zum Schuppen und fragt mich, ob ich vielleicht sein altes Leiterwagerl kaufen möchte, er gibt es mir ganz billig. Pratzerl stößt ihn zur Seite und läßt mich nicht aus den Augen.

Ich taste die dreckige Lamperie des Schuppens ab, reiß alte Fetzen von der Mauer, einen alten Kohlensack, räum Geräte und Werkzeug weg und entdecke in der rechten Mauerecke eine eingelassene Tür. Mit einem Riegelzug mach ich sie auf

und zwäng mich in die Öffnung. Mein Anzug ist staubig, Spinnweben kleben mir im Gesicht, ich bin voller Dreck, hab Hände wie ein Rauchfangkehrer, aber ich kriech weiter.

Mein Herz klopft vor Freude: an den Wänden aufgestapelt finde ich die Lederrollen.

Ich ruf Schastek zur Maueröffnung und teil ihm mit, daß ich das Leder gefunden habe.

„Na so was, wer hat's da hineingegeben?"

Pratzerl gibt ihm die Antwort.

Ohne Rücksicht auf leichte Hautabschürfungen schieben wir Schastek durch die Maueröffnung. Zauberer und Pratzerl folgen. Ich fühl's, nur an Ort und Stelle kann ich ihn zu einem umfassenden Geständnis bringen.

„Herr Schastek, wollen Sie Ihre Fuhrwerkskonzession verlieren? Wollen Sie, daß wir Ihre Familie einsperren? Mit einem Michl, mit dem versoffenen Pepi lassen Sie sich ein, ja sind Sie denn wahnsinnig? Jetzt reden Sie aber schnell, bevor es zu spät ist. Wir wissen sowieso schon das meiste."

„Herr Inspektor, ich weiß selber nicht, was mir da eingefallen ist. Aber ich hab Schulden, die 8.000 Schilling, die mir der Michl für die Fuhr versprochen hat, hätten mich herausgerissen."

„Herr Schastek, kommen Sie zur Sache, wie war's?"

„Vorigen Samstag bin ich mit Michl in meinem Steyr-Fiat, einem 3,5tonner, durch die Thaliastraße zum Lerchenfelder Gürtel gefahren. Am Gürtel ist der Pepi zugestiegen. Dann sind wir durch die Lerchenfelder Straße zur Schottenfeldgasse, da ist der Willi dazugestoßen. In der Schottenfeldgasse vor dem Haus 74 bin ich stehengeblieben. Die drei sind ausgestiegen, sie haben blaue Arbeitsanzüge angehabt, Michl hat das Haustor aufgemacht, sie sind in das Haus gegangen und mit Lederrollen wieder gekommen. Als mein Lkw voll war, bin ich durch die Schottenfeldgasse in Richtung Mariahilfer Straße abgefahren.

Angst hab ich genug ausgestanden, ich hab am ganzen Körper gescheppert, weil während die drei das Leder gestohlen haben, ist an der Ecke ein Polizist gestanden. Er hat sogar den Michl angesprochen. Gott sei Dank war er törisch. Wir haben ausgemacht, daß wir alles abstreiten, falls er sich die Autonummer notiert hat. Meine Familie hätt bezeugt, daß ich am

Samstag überhaupt nicht unterwegs war. Der Michl hat gesagt, Irrtümer beim Ablesen von Nummerntafeln sollen schon öfters vorgekommen sein.

Auf der Mariahilfer Straße ist der Willi ausgestiegen, der Michl und der Pepi sind mit mir auf den Platz gefahren. Hier haben wir das Leder versteckt und Dreck und Spinnweben wieder davor drapiert. Ich kann mir nicht erklären, wie Sie mein Versteck gefunden haben. Ein normaler Mensch greift doch soviel Dreck, noch dazu am Sonntag, überhaupt nicht an! Außerdem waren Sie ja schon auf der Straße."

„Weiter, Herr Schastek", ermuntere ich ihn.

„Nix weiter. Vom Leder fehlt kein Stückerl, wir können den ganzen Schaden gutmachen. Soviel mich der Michl informiert hat, hat Pepi den Einbruch gebracht. Der Michl hat den Nachschlüssel besorgt, ich weiß aber nicht, von wem. Heut sollte der Willi mit dem Hehler kommen. Gekommen ist außer Ihnen niemand."

„Das glaub ich, Herr Schastek, die anderen sitzen ja im Häfen.

Sind Sie mit der Ausfolgung des Leders an den Geschädigten einverstanden, Herr Schastek?"

„Aber, ich bitt Sie."

„Ja, fragen muß ich Sie, denn wenn Sie nicht einverstanden sind, geht das Leder zum Gericht. Aber da Sie den Schaden zur Gänze gutmachen wollen, laden wir jetzt das Leder auf Ihren Lkw."

Wir schwitzen, sind voller Dreck und sehen zum Fürchten aus. Der Abschied des Schastek von seiner Familie fällt sehr tränenreich aus. Ich frohlocke innerlich: Endlich haben wir die Diebsbeute, und, na wartets, Burschen, den Chauffeur, der euch geführt hat, können wir euch jetzt auch endlich gegenüberstellen!

Im Kommissariat waschen wir uns den Dreck herunter, klopfen und bürsten die Anzüge aus und bereiten uns auf die große Schlußapotheose vor.

Die anderen Kollegen sind ebenfalls zurückgekehrt und gratulieren zum Erfolg.

Ehe wir mit der Einvernahme beginnen, schlägt sich Pratzerl laut schallend auf die Stirn:

„Nein, das gibts nicht, das ist einmalig", echauffiert er sich. „Stellts euch vor, wir sind schon auf der Straße. Plötzlich bleibt der Chef stehn, schaut drein wie zwei Minuten vorm Sterben, ich schreib ihn schon ab. Sein Blick ist nach innen gerichtet, weiß ist er wie ein Leintuch, Schüttelfrost hat er, redt nichts, deutet nichts, kehrt um und geht wieder in den Hof vom Schastek zu dem Schuppen, den wir kurz vorher durchsucht haben. Hier räumt er haufenweis Dreck weg, dem er ansonsten in großem Bogen ausweicht; reißt Fetzen und Kohlensäck von der Wand und findet hinter Stellagen, Werkzeug und Dreck eine Geheimtür. Das gibts normalerweise nicht.

Chef, was ist los? Woher kommst denn? Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu! Chef, bist a Hex?"

Allgemeines Gelächter, ich stimm mit ein, nur Pratzerl bleibt ruhig; was bei ihm selten vorkommt.

In Siegerlaune schlag ich vor, das Verhör mit dem härtesten Brocken, mit Michl, zu beginnen.

„Pratzerl, bitte hol ihn und zeig ihm vorher das Leder."

Was wir nicht erwartet haben: Michl betritt freudig lächelnd das Journalzimmer und strahlt: „Habe die Ehre, meine Herrn, gratuliere, des Leder is gfunden, mei Unschuld hat si herausgstellt: I bitt um mein Entlassungsschein."

Zauberer gibt ihm gleich die entsprechende Antwort:

„Michl, wannst teppert bist, gehst am Lemoniberg. Glaubst, wir kommen von siebentausend Meter Höh, daß wir auf deinen Anpumpererschmäh einsteign? Wie wir dich verhaftet haben, hast gesagt, du kennst uns. Einen Dreck kennst uns, sonst wärst nicht so vertrottelt. Leg nieder, jetzt muß dir dein Hemd näher sein als der Rock. Hast nicht soviel Hirn einzusehen, daß strampfen jetzt nichts mehr nutzt?"

„Schaun S, Sie können mir derzähln, was S wolln, i bin unschuldig."

„Michl, ich hab dich für gescheiter gehalten, geh jetzt und überleg dir's nochmal. Ich will dir nur sagen, deine Komplizen sind vifer als du, die haben schon schön niedergelegt, und alle auf dich. Das meiste Schmalz packst du."

„I hab nix mehr zum Sagen, lassen S mi abführn."

„Moment, Michl, da will dich noch jemand begrüßen."

Schastek, der von Pratzerl aus dem Arrest geholt worden ist,

tritt auf Michl zu und sagt: „Na servas, du hast mir was einbrockt, jetzt bin i ganz schön in der Scheißgassen."

Michl verbittet sich das Duwort. Er behauptet, Schastek nicht zu kennen.

Beide werden in den Arrest gebracht.

Wir haben zwar ein umfassendes Geständnis von Fischerl und Schastek, aber die drei Hauptköpfe sind vorläufig nicht zu biegen.

Zauberer bittet um zwanzig Minuten Vorbereitungszeit und will uns beweisen, daß er in kürzester Zeit sämtliche Geständnisse bekommt. Ich laß ihn gewähren, er tuschelt mit Professor und Pratzerl.

Nach zwanzig Minuten bringt Pratzerl Pepi Hock aus dem Arrest. „Pepi, du bist ja das größte Weh auf Gottes Erdboden", begrüßt ihn Zauberer. „Und saublöd", ergänzt Professor. „So was von teppert war noch nicht da", meint Pratzerl.

Gemeinsam stimmen sie ein Höllengelächter an.

Pepi sieht sie verdattert an.

„Pepi", beginnt wieder Zauberer, „kannst lesen?"

„Na sicher, i bin do in die Schul gangen."

„Sooo? Dann les!"

Pepi bekommt eine zwei Seiten lange Niederschrift zu sehen, aufgenommen mit Michl, der speziell auf Pepi ablädt. Da uns der Ablauf des Einbruchs mit allen seinen Details bekannt ist, hat Zauberer Michl ein Pseudogeständnis unterschoben.

Pepis Gesicht wird lang und länger, er bekommt einen roten Kopf, ist schweißgebadet, und als er liest, daß er laut Michl auch den Nachschlüssel vom Fischerl besorgt habe, springt ihm das Kragenknöpferl und er bekommt einen Wutanfall. Mit sich überschlagender, heiserer Stimme kreischt er auf:

„De Hurngeburt, auf mi will der Sackelpicker niederlegen? I scheiß eahm in sei schiache Goschen, daß ma seine Goldzähnd nimmer siecht. Na, Freund, du sollst mi kennenlernen! Spannen S ein, jetzt pack i aus."

Pepi legt ein umfassendes Geständnis ab und vergißt nicht, Michl gehörig zu belasten.

So kommen wir zur ersten Niederschrift der Hauptköpfe.

Dem Willi zeigen wir schon zwei Niederschriften, eine echte vom Pepi und eine unechte vom Michl.

Auch er lädt ab, vor allem auf Michl, gibt aber den Hehler nicht preis.

Fischerl und Schastek sind, wie bereits erwähnt, kein Problem.

Jetzt kommt es zur abermaligen Konfrontation mit Michl.

„Michl, bleibst noch immer dabei, deine Komplizen nicht zu kennen?"

„I hab kane Komplizen."

„So? Dann lies einmal, was wildfremde Menschen über dich aussagen. Aber vorher wollen sie dir's persönlich sagen, was sie von dir denken. Geh, Zauberer, hol sie rauf."

Großer Lärm schon am Gang; Pepi und Willi müssen von der Wache zurückgehalten werden, sich auf Michl zu stürzen. Sie überschütten ihn mit einer Sintflut von Schimpfwörtern und laden eine Riesenlawine persönlichen Dreck auf ihn ab. Mit Brachialgewalt müssen sie wieder in ihre Zellen gebracht werden.

„Na, Michl, warum haben denn die fremden Menschen so eine Freud mit dir? Kannst sie nimmer hörn, gelt? Dann ist es vielleicht gut, wenn du liest, was sie schriftlich zu sagen haben."

Er sieht sich alles genau an und hat nur einen Kommentar:

„Scheißkreaturen."

In seiner Niederschrift, diesmal einer echten, legt er ein umfassendes Geständnis ab. Bevor er wieder in seine Zelle gebracht wird, sieht er mich an und sagt:

„Wann i nur wissert, wie Sie das zsammbracht ham. Leider hab i Sie unterschätzt."

Bei der Verhandlung werden sie zu Freiheitsstrafen von drei bis fünf Jahren Kerker verurteilt.

Michl stirbt im Zuchthaus. Fischerl erhängt sich.

Hoffentlich ist er noch rechtzeitig mit dem Klutsch für die Himmelstür fertig geworden.

Ich würde es ihm von ganzem Herzen gönnen.

Stapo

Von mir, einem Kriminalbeamten, wird man wahrscheinlich keine Objektivität in bezug auf die Staatspolizei erwarten. Nun, ich bemühe mich.

Staatspolizisten sind für die staatliche Sicherheit des Landes zuständig, ebenso für die Sicherheit ausländischer Staatsoberhäupter, Minister, Diplomaten anläßlich eines Staatsbesuches; manchmal haben sie auch mit Spionen zu tun.

Deshalb meinen einige von ihnen, etwas Besseres als die Kollegen von der Kriminalpolizei zu sein.

Wird bei großen Empfängen ein Kriminalbeamter des Sicherheitsbüros oder gar „nur" von einem Kommissariat zur Staatspolizei abkommandiert, lassen ihn die Staatspolizisten deutlich fühlen, wer die Herren im Haus sind. Der „Kommandierte" wird zur Streckensicherung eingeteilt. Er schirmt den Weg des ausländischen Gastes ab, der meistens im Hotel Imperial wohnt; von dort zum Bundespräsidenten fährt; dann in das Kanzleramt auf dem Ballhausplatz; anschließend zu einem Arbeitsessen auf dem Kahlenberg. Alle paar Meter steht ein „Streckensicherer". Ist das Fahrzeug des hohen Gastes vorbei, rennen die Streckensicherer zur vorgeschriebenen nächsten Strecke. Oder fahren mit der Straßenbahn. Eine Möglichkeit zum Ausruhen gibt es begreiflicherweise nicht.

Zuerst brausen die Weißen Mäuse der Verkehrspolizei auf ihren Motorrädern vorbei. Dann folgt das Fahrzeug des Gastes. Dahinter ein Sicherungsfahrzeug der Staatspolizei und sonstige Begleitfahrzeuge. Der Streckensicherer hat Alarmstufe III.

Zur direkten Begleitung ausländischer Gäste werden ausschließlich Staatspolizisten eingestellt. „Kommandierte" kommen nicht in seine Nähe.

In meinen jungen Jahren war ich natürlich auch „Streckensicherer". Oder Bahnhofsgeländebewacher. Auch wenn der Zug des ausländischen Gastes erst in Stunden erwartet wurde.

Bei der Staatsvertragsunterzeichnung stehe ich auf einem Dachboden. Am Aufgang zum Dachboden wurzeln ebenfalls

vier Sicherer. Vor der Dachtüre auch. Ebenso auf der Dachbodenstiege. Und wie gesagt, auf dem Dachboden stehe ich. Ich bin also bestens gesichert und bewacht . . .

Bald habe ich heraußen, daß bei den Kommandierungen „Chargen" viel besser abschneiden als eingeteilte Beamte. Ich bemühe mich, Charge zu werden. Von 140 Bewerbern werden aber nur 35 zugelassen. Es gibt eine strenge Aufnahmeprüfung, und die 35 Besten werden genommen. Ich komme in den Kurs. Ich werde Charge.

Dann fällt mir auf, daß Chargen, die auch einen Smoking besitzen, stets bei den großen Empfängen dabei sind. Ich leiste mir einen Smoking. Als Charge und Smokingbesitzer bin ich mit den Kollegen der Staatspolizei gleichberechtigt.

Ich amüsiere mich königlich dabei, die Pinguine mit Frack und Orden im Rennläuferstil zum Büfett sprinten zu sehen. Sie häufen Berge auf ihren Teller, als würde im nächsten Augenblick eine Hungersnot ausbrechen. Was auf dem Teller nicht Platz hat, stecken sie in ihre Taschen. Eine vornehme Dame räumte einmal eine größere Menge Törtchen sogar in ihre Handtasche. Als Smokingträger und Charge komme ich mir zu nobel vor, um mitzusprinten, und erledige diese Angelegenheit auf meine Art: Ich widme mich dem Küchenpersonal; werde bedient wie ein König; erhalte die besten Stücke. Man liest mir jeden Wunsch von den Augen ab. Ich vergesse auch die „Sicherer" nicht und versorge sie ebenfalls. Sie freuen sich immer, wenn sie mit mir Dienst haben.

Als smokingtragende Charge habe ich das Ärgste überstanden. Mir widerfährt nur Gutes. Aber wenn es dem Menschen gutgeht, strebt er nach Höherem. Das nächste ist: höhere Charge und Frackbesitzer sein. Dahinter bleiben die Chargen-Smokingträger weit zurück. Unter den zirka 160 Staatspolizisten inklusive der leitenden Beamten gibt es vielleicht zwölf Mann mit eigenem Frack. Sie sind die Herrgötter. Sind nur verpflichtet, sich unter die Creme der Gesellschaft zu mischen, zu achten, daß sich kein Unwürdiger einschleicht. Also spare ich. Lasse mir von einem erstklassigen Schneider einen tollen Frack bauen. Budget habe ich zwar keines mehr, jedoch der Frack macht sich bezahlt. Ich bewundere mich vor dem Spiegel. Hätte nie gedacht, wie „vornehm" ich bin. Mit dem

Frack schinde ich ungeheuren Eindruck. Auf einmal habe ich viele noble Freunde.

Am Opernball fühle ich mich wie zu Hause. Vornehme Damen bewundern mich, und keine weiß, wer ich bin. Aus Eitelkeit wollen sie mich sehr hochstehend wissen. Ich lege ihnen das Verhalten eines Aristokraten hin. Unterhalte sie bestens und bin ein gerngesehener Gast.

Auch das legendäre Zusammentreffen Kennedys und Chruschtschows in Wien erlebe ich aus nächster Nähe. Ein Detail: Chruschtschow besichtigt eine Fabrik in Floridsdorf. Sein Weg in der Fabrik ist genau vorgeschrieben. Wege und Räume, die er betritt, sind gesichert. Er hält sich aber nicht an das Protokoll. Geht Wege und betritt Räume, die nicht gesichert sind. Seinem persönlichen Begleiter, Major Sacharow, steht der Angstschweiß auf der Stirn. Er sieht mich flehentlich an. Aber ich kann nicht Russisch, er nicht Deutsch. Ich versuch's mit der guten, alten Zeichensprache: „Beim Chruschtschow einhängen. Dann hochheben." Ich hänge mich beim anderen Arm ein. Gleichzeitig heben wir ihn etwas vom Boden ab. Während er mit seinen kleinen Füßen in der Luft trippelt, tragen wir ihn zum Ausgang. Er sieht uns verwundert an. Sacharow redet auf ihn ein. Chruschtschow lacht. Beim Ausgang klopft er mir auf die Schulter und lacht mich an.

Was ihm Sacharow erzählt hat, habe ich nie erfahren.

Ein andermal weilt Tito mit Gattin in Wien. Die Herrschaften sind schon den ganzen Tag unterwegs. Haben kaum Zeit zum Umziehen. Dann geht es zur Galavorstellung in die Oper. Im Teesalon ist Tito merklich unruhig. Er tritt von einem Bein auf das andere. Das kenn ich, der muß. Die Herren vom Protokoll sehen das sicher auch. Doch keiner sagt was.

Seit jeher sind für mich alle Menschen gleich – speziell wenn sie nackt sind. Ich stell mir also Tito nackt vor, trete auf ihn zu. Ganz gegen das Protokoll. Mach eine Verbeugung und erinnere ihn, daß er sich die Hände waschen wollte. Ein so befreiendes Händewaschen habe ich bis heute nicht mehr erlebt.

Und es gibt noch nicht einmal eine Rüge von seiten des Protokolls.

Auch beim Empfang der englischen Königin in Wien bin ich dabei.

Ich habe Auftrag, mit einigen Kriminalbeamten im Schloß Belvedere zu achten, daß niemand die Queen belästigt.

Sie erscheint in Begleitung des Herrn Bundespräsidenten. Dahinter der Prinzgemahl mit der Gattin des Bundespräsidenten. Dahinter die Bundesregierung. Zum Schluß der Wiener Bürgermeister in Begleitung.

Neben mir drängt sich ein kleiner Mann im ordenübersäten Frack nach vorne. Ich fordere ihn auf stehenzubleiben. Er gibt mir keine Antwort und straft mich mit Verachtung.

Die Königin kommt näher. Der kleine Mann macht einen Schritt auf sie zu. An seinen Frackschößen zieh ich ihn zurück und fauch ihn an: „So, da bleiben Sie jetzt stehn!“ Er fällt fast um ob meiner Dreistigkeit. Mir ist er egal. Die Königin schreitet vorüber. Es folgt Prinz Philip. Er bleibt vor dem kleinen Mann stehen und gratuliert ihm zu dem hohen englischen Orden, den er auf der Brust stecken hat. Au weh, wen hab ich denn da an den Frackschößen gezogen? Jedenfalls mach ich einen kleinen Schritt von dem kleinen Mann weg. Als sich dann noch der Bürgermeister vor ihm aufbaut und ihn mit „Exzellenz“ anspricht, bin ich schon verschwunden.

Ich erfuhr später, daß der kleine Mann ein hoher kirchlicher Würdenträger war.

Am nächsten Tag in der Oper. „Fledermaus“.

Meine Aufgabe ist es, die Prominentenloge zu sichern. Ich bin im Frack. Auf der Brust hab ich zwei Orden baumeln und komme mir sehr würdig vor. Die Königin, ihr Gemahl und der Bundespräsident mit Gattin befinden sich schon im Teesalon. Die Herren und Damen der Bundesregierung sollen dort vorgestellt werden. Plötzlich fragt mich der Chef des Protokolls: „Ist es jetzt modern, den Frack ohne Weste zu tragen?“

Ich kann mir allein keinen Frack anziehen. Diesmal war ich auf mich allein gestellt. Prompt habe ich die Frackweste vergessen. Doch ich hab mich gleich in der Gewalt und antworte dem Protokollchef erstaunt: „Ja, wenn es so heiß ist, kann man das. Ich hab das aus England. Ist ja auch bequemer.“

Er sieht mich an, grinst und meint: „Das muß ich mir direkt merken. Sieht eigentlich gar nicht so schlecht aus. Nur werd ich das Gefühl nicht los, da fehlt etwas.“

Er verneigt sich leicht und läßt mich stehen.

Sofort hebe ich die Hände mit den weißen Handschuhen in Bauchhöhe und gebe sie nicht mehr herunter.

Da kommen schon die Herren der Bundesregierung mit ihren Damen. Voran der Bundeskanzler. Er sieht mich, bleibt stehen (ich hätte nie gedacht, daß ich imstande bin, eine ganze Bundesregierung aufzuhalten), begrüßt mich herzlich und sagt: „Na, kommst nachher noch mit zum Sacher?“ Ich stottere: „Jawohl, Herr Bundeskanzler.“ Er gibt mir die Hand, seine Gattin ebenfalls. Ich deute huldvoll einen Handkuß an.

Nachdem mich der Bundeskanzler so herzlich begrüßt hat, sehen sich die übrigen Herren und Damen ebenfalls veranlaßt, mich zur Kenntnis zu nehmen, und es kommt meinerseits zu einem längeren Kopfnicken. Mir ist nicht ganz geheuer: Mit wem hat mich der Bundeskanzler verwechselt?

Jedenfalls sind die Kollegen von der Staatspolizei sofort bei mir und erkundigen sich, wieso ich die Bundesregierung so gut kenne. Ich spiele den Überlegenen und antworte: „Die kenn ich schon lange.“ Was eigentlich gar keine Lüge ist. Denn welcher Kriminalbeamte kennt die Bundesregierung nicht?

Das Publikum unterhält sich prächtig, es wird viel gelacht, und Prinz Philip beugt sich bei jedem Lacher zur Königin und übersetzt, warum gelacht wurde. Die Queen verzieht keine Miene. Wahrscheinlich ist das königlich.

In der Pause ersucht mich Prinz Philip beim Verlassen der Loge, seinen Fauteuil näher zu dem seiner Gattin zu rücken: er muß sich beim Übersetzen immer über die Lehne beugen – jetzt schmerzen ihn schon die Rippen. Ich veranlasse sofort das Gewünschte. Nach der Pause, die Herrschaften haben ihre Plätze eingenommen, steht der Prinz plötzlich wieder auf und winkt mir ein Dankeschön zu. Ich verneige mich besonders tief. Alle drehen sich nach mir um. Die Kollegen von der Staatspolizei mustern mich.

Nach der Vorstellung begibt sich das königliche Paar mit dem Bundespräsidenten und seiner Gattin per Auto zum Sacher. Die Bundesregierung legt den Weg zu Fuß zurück.

Ich begleite die hohen Herrschaften zu ihrem Fahrzeug und bemerke, wie die eingeteilten Sicherer der Oper ehrfürchtig zu mir aufsehen. Zumindest bilde ich mir das ein.

Der Bundeskanzler winkt mich zu sich und fragt mich über

eine Sitzung aus, an der ich nie teilgenommen habe. Ich gebe ganz unverbindliche Antworten. Neben mir geht ein Konzeptsbeamter und hört jedes Wort. Er bestaunt mich aufrichtig. Denn auch er ist der Meinung, ich sei ein Freund des Bundeskanzlers. Ich laß ihn bei seiner Meinung.

Geschickt bringe ich schließlich das Gespräch auf die Vorstellung und rette mich so bis zum Sacher. Vor dem Sacher lädt mich der Bundeskanzler ein, auf einen Sprung mitzukommen. Ich bedaure und sage: „Sehr gerne, Herr Bundeskanzler, aber wir haben noch eine Sitzung."

„Ja, stimmt, das hätte ich beinahe vergessen. Laß mir alle schön grüßen und ruf mich bitte morgen an."

Bis heute habe ich nicht angerufen. Aber ich wäre zu gerne dabeigewesen beim Zusammentreffen des damaligen Bundeskanzlers mit dem Herrn, für den er mich offensichtlich gehalten hat.

Die Jungen kommen . . .

Nichts auf der Welt dauert ewig.

Nachdem wir über zwanzig Jahre zusammengearbeitet haben, kommt eines Tages die Trennung.

Zauberer kommt zur Staatspolizei, Pratzerl und Professor werden auf andere Kommissariate versetzt.

Trotz unserer gegenseitigen Versicherung, daß diese Trennung keinen Abschied bedeutet, fühlen wir doch, daß der schönste Teil unserer Dienstzeit – unsere Jugend – zu Ende gegangen ist.

Aber das Leben geht weiter: Der seinerzeitige „Junge" in meiner Gruppe ist jetzt 37 Jahre alt und wird mein Stellvertreter.

Er ist fleißig, gewissenhaft und zäh. Nur kommt er vom Götzzitat nicht los und gebraucht es so, wie ein anderer etwa „guten Morgen" sagt. Doch die rauhe Schale, mit der er sich umgibt, ist nur Schein, er hat ein weiches Herz. Es hat lange gedauert, ihm beizubringen, wo er im gewohnten Ton sprechen kann und wo – zu seinem Vorteil – nicht.

Er wäre in anderen Gruppen längst selbständiger Gruppenführer, zieht es aber vor, bei mir Stellvertreter zu sein.

Beim Verhör von Verbrechern ist er in seinem Element, er würzt jeden Satz mit seinen Lieblingsausdrücken wie „hopadatschig", „bakschierlich" oder „hinten und vorn".

Das hört sich dann ungefähr so an:

„Geh, spiel net hopadatschig, glaubst, es is bakschierlich, wannst strampfst, wo wir eh schon alles wissen. Waaßt, muaßt gscheit sein, immer wissen, wo hinten und vorn is, net?"

Oder:

„Paß auf, du kannst mi bakschierlich am Arsch lecken, und wannst weiter so hopadatschig bist, wirst glei net wissen, wo hinten und vorn is."

Es ist köstlich, ihm zuzuhören, doch schwer für mich, dabei immer ernst zu bleiben.

Es ist sagenhaft, wie die Beschuldigten auf seine Ausdrucks-

weise reagieren. Sie fühlen sich verstanden, angesprochen, in einer Umgebung von ihresgleichen, und er hat sofort Kontakt mit ihnen. Er hat die Gabe, ihnen das Götzzitat so hinzuwerfen, daß sie sich beschenkt vorkommen.

Sie verlieren bei ihm total das Gefühl, bei der Polizei zu sein, auf der Hut sein zu müssen; und alsbald sind sie mit ihm in einem Gespräch ohne Scheu und sagen viel früher die Wahrheit.

Ich nenne ihn, wie könnte es anders sein, „Hopadatschi".

Mein „Nachwuchs", drei junge Kollegen, die von der Sicherheitswache kommend die Aufnahmsprüfung zum Kriminaldienst bestanden und den neun Monate langen Überleitungskurs mit sehr gutem Erfolg absolviert haben, ist bei Hopadatschi in guten Händen.

Sie lernen meine Vernehmungstaktik kennen, die ich in fast vierzig Jahren mit viel Erfolg entwickelt habe, und lauschen ebenso aufmerksam Verhören von Hopadatschi.

Wenn ich so ganz für mich ihre Art, ihre Mentalität und ihre Vorstellung von unserem Betrieb beobachte, ist mir gespenstisch zumute. Ich sehe ganz deutlich meine Jugend wieder vor mir, meinen Eintritt zur Kriminalpolizei. Die Zeit ist wohl vergangen, die Menschen haben sich geändert, unser Leben hat sich verändert, doch die Einstellung eines jungen Kriminalbeamten, der nicht nur auf Grund seines Dienstausweises Kriminalbeamter ist, sondern mit Herz und Seele in seinem Beruf aufgeht, ist gleichgeblieben und wird sich zum Glück offenbar nie ändern.

Genau wie ich in meiner Jugend – von dem Gedanken getragen, im Beruf alles gebrauchen zu können – hat sich einer der neuen Kollegen ein Verzeichnis angelegt, wie viele Parkanlagen es in Wien gibt, wie viele Cafés, wo der Gassenstrich ausgeführt wird, in welchen Lokalen eigentumsgefährliche Personen verkehren, wo Stundenhotels sind, wo sich Homosexuelle treffen, in welchen Lokalen sich die Damen unter- oder auch obereinander lieben. Für den Kriminaldienst sehr wertvolle Hinweise.

Sein Diensteifer ist unbeschreiblich, am liebsten würde er Tag und Nacht Dienst versehen. Ich nenn ihn „Wifzack". Er trägt außer seiner Dienstpistole noch eine private, hat immer

Handschellen bei sich sowie ein Sortiment von Schlüsseln und Dietrichen. Er ist allzeit bereit und einsatzfreudig.

Ich bringe ihm bei, sich nicht unnütz in Gefahr zu begeben, erst zu denken, zu überlegen, was es für Möglichkeiten geben könnte, dann aber entschlossen zu handeln. Ich gebe ihm die Zügel nur halb frei, und so lernt er schnell, unbedeutende Dinge zu erkennen, die Spreu vom Weizen zu sondern.

Der zweite junge Kollege wird von mir „Playboy" genannt. Er hat Glück beim weiblichen Geschlecht, ist sehr intelligent und schnell orientiert. Was der eine mit Ausdauer und Fleiß schafft, macht er mit seiner Intelligenz, hat aber dabei den Hang, nicht unbedingt seine ganze Kraft und Ausdauer bei einem Fall einzusetzen. Ich habe ihn bald durchschaut und verlange das Letzte von ihm. Er spürt, daß ich ihm sehr gewogen bin und bemüht sich. Am liebsten gibt er jedoch seine Aufgaben an Wifzack weiter. Er macht das mit so viel Charme, daß Wifzack oft gar nicht merkt, daß er ausgenützt wird.

Aber letztlich ist auch Playboy mit Leib und Seele Kriminalbeamter, und ich bin stolz auf ihn.

Der dritte meiner Jungen ist der „Lulatsch".

Ein seelensguter Mensch, der sich am liebsten bei jedem, den er zu verhaften hat, entschuldigen würde. Er ist 189 cm groß, hager, seine Bewegungen sind linkisch, doch er ist unermüdlich. Seine Vernehmungstaktik liegt auf einer ganz anderen Linie; er reitet immer die alles verzeihende, ruhige Tour und lullt dabei seine „Kunden" mit seinem „Selbstverständlich"-Schmäh so ein, daß der erst hartnäckig leugnende Täter schließlich ein Geständnis ablegt. Ihm muß ich etwas Härte beibringen sowie die Mimik, die er benötigt, wenn er einmal den „Scharfen" spielen muß.

Ein guter Kriminalbeamter ist ja immer ein guter Schauspieler und muß sich von einem Augenblick auf den anderen umstellen können. Einmal ein Ekel, einmal ein guter und verständlicher Mensch sein, dann wieder ein richtiger „Beißer"; schimpfen können, stänkern können und erst im richtigen Moment wieder umschalten auf die sympathische Linie. Der Häftling darf nie wissen, wie er dran ist. Der Kriminalbeamte muß das Geschehen diktieren, und nicht umgekehrt. Lulatsch ist auf dem besten Weg, ein guter Schauspieler zu werden.

Solange der Nachwuchs so aussieht wie meine „Jungen“, ist mir um die Erfolge bei der Kriminalpolizei nicht bang. Freilich, ich weiß, daß nicht alle Kriminalbeamten wirkliche Kriminalbeamte sind, doch hier müßte die Dienstbehörde erkennen, wer brauchbar ist und wer nur Jahre für die Pension sammelt. Der wirkliche Kriminalbeamte müßte viel mehr Aufstiegsmöglichkeiten haben, er müßte eher befördert werden, und die Beförderung dürfte nicht eine Frage des Dienstalters, sondern der Erfolge sein.

Die Jungen arbeiten mit Hopadatschi großartig zusammen, sie ziehen sich untereinander auf und rufen als letzte Instanz mich an. Sie nehmen Hopadatschi ganz schön hart, aber der bleibt ihnen nichts schuldig.

Nur wenn sie zu ausgelassen werden, greif ich ein und erinnere sie, daß sie noch ihre Akten zu erledigen haben. Dann bremsen sie sich ein, und ich höre sie sagen: „Machen wir halt dem Alten die Freude und erledigen wir die fade Akte.“

Manchmal spiele ich dabei mit, spring in ihr Zimmer, stoß sie und schrei sie an: „Wer ist bei euch der Alte? Mit euch Bürscherln nehm ich's noch immer auf!“ Dabei hau ich ihnen ein paar großsprecherische Brocken hin oder schneid mit meiner Männlichkeit derart auf, daß sie überlegen, ob ich wirklich ein Alter bin.

Nehm ich sie einmal ernstlich her, weil sie schlampig sind, im Wirtshaus sitzen und ihre Amtshandlung vergessen, dann kommt schon mein Hopadatschi und erklärt mir, daß sie nur im Interesse der Amtshandlung im Gasthaus waren, weil sie dort etwas zu erfahren hofften.

Ich kenn die ganzen Schmäh und Ausreden aus meiner Dienstzeit und tu ihnen den Gefallen, ihre Ausrede zu glauben. Sie sehen mich an und wissen, daß ich sie durchschau, ihnen aber nicht bös bin.

Viecher

Über das Wochenende ist in einer großen Tierhandlung eingebrochen worden. Tiere im Wert von 46.000 Schilling sind verschwunden.

Hopadatschi, Wifzack und Lulatsch sind schon am Tatort.

Sie stellen fest, daß die unbekannten Täter zwanzig Affen, fünfundzwanzig Jungkrokodile, vierzig Zentimeter lang, und über zweihundert Vögel, Wellensittiche und Papageien, gestohlen haben. Ein Affe blieb mit zertrümmertem Schädel am Tatort zurück.

Verwertbare Spuren werden nicht gefunden.

Die Tierhandlung liegt im unverbauten Gebiet. Ringsumher gibt es nur Gärten und den Ottakringer Friedhof. Weder der Anzeiger noch sonst jemand in der Umgebung kann betreffs der Täter Angaben machen.

Hopadatschi diktiert Wifzack den Tatortbericht. Lulatsch sieht in den Zirkularen nach, ob in letzter Zeit in Tierhandlungen eingebrochen worden ist. Playboy erläßt ein Zirkulartelegramm, das die Tierhändler von dem Einbruch informiert.

Lulatsch findet ein Telegramm, wonach vor 14 Tagen aus einem Pivatzoo in Tulln ein junger, ein Meter langer Alligator gestohlen wurde. Möglich, daß hier ein Zusammenhang mit unserem Einbruch besteht.

Gegen 16 Uhr kommt der Anzeiger ganz aufgeregt zu uns: Er sei von einem Tierhändler aus Hernals angerufen worden, daß zwei Burschen zehn Affen zum Kauf angeboten hätten.

Der Anzeiger, Hopadatschi, Wifzack und Lulatsch sind schon zum Tierhändler unterwegs.

Sie erfahren, daß gegen 15.30 Uhr zwei Burschen, zirka 23 Jahre alt, beide mit blonden, schulterlangen Haaren und mit blauen Hemden und gestreiften Hosen bekleidet, zehn Affen zum Kauf anboten. Die Affen trugen sie in einer großen Reisetasche.

Da der Tierhändler von dem Einbruch durch das Zirkulartelegramm informiert war und außerdem bemerkte, daß die

Affen unterkühlt waren und bei nicht sofortiger fachmännischer Pflege eingehen würden, kaufte er sie und gab den Burschen 7.000 Schilling dafür.

Es wurden ihm auch junge Krokodile und Papageien offeriert. Daraufhin hat er die Burschen morgen früh in sein Geschäft bestellt.

Hopadatschi sagt zu, mit seinen Kollegen am nächsten Morgen um 7.30 Uhr im Geschäft des Tierhändlers zu sein.

Wifzack befürchtet, die Burschen könnten nicht mehr kommen, und ersucht mich, durch die Gast- und Kaffeehäuser des Bezirkes und der umliegenden Bezirke streifen zu dürfen: vielleicht verkauften die Burschen auch in Lokalen ihre Tiere. Hopadatschi, Lulatsch und Playboy würden sich anschließen. Ich gebe ihnen freie Bahn, und sie versprechen, den „Kopf" zu bringen.

Am nächsten Morgen berichtet mir Playboy, daß die Streife erfolglos geblieben ist. Seine Kollegen befinden sich bereits in der Tierhandlung.

Gegen zehn Uhr hören wir im Stiegenhaus des Kommissariats Geschrei und Radau. Da weiß ich, Hopadatschi und seine Mannen waren erfolgreich.

Die Tür wird aufgerissen, und herein marschiert vorneweg Wifzack mit zwei zerknitterten Burschen in Handschellen. Lulatsch schleppt einen großen Sack, Hopadatschi eine Reisetasche. Lulatsch stellt den Sack behutsam ab und läßt Playboy hineinschauen.

Entsetzt stößt Playboy den Sack von sich, und in wilder Jagd springen sieben Affen heraus. Lulatsch sieht verdattert zu, wie die Affen von einem Schreibtisch zum andern springen, und ist ratlos.

Hopadatschi schreit: „Playboy, du hopadatschiger Trottel, was laßt denn die Affen heraus, jetzt kannst sie bakschierlich einfangen, schau nicht so blöd, gelt, jetzt weißt nicht, wo hint und vorn ist, du Krampen!"

Die Festgenommenen lachen, aber Wifzack bringt ihnen sofort bei, daß sie in nächster Zeit nichts zu lachen haben werden. Der eine kommt vorerst in den Arrest, der andere bleibt gleich zum Verhör.

Ich habe veranlaßt, daß die Fenster und Türen geschlossen

bleiben, und wir versuchen nun, die Affen einzufangen. Playboy fliegt über einen Sessel, Hopadatschi wirft eine Blumenvase um, Lulatsch stolpert über Wifzack, beide liegen auf dem Boden. Ich kann kaum mehr das Lachen verbeißen, doch die Affen fangen wir nicht. Sie schauen drein, als würden sie uns auslachen und darauf warten, daß wir sie weiter verfolgen. Ich ruf den Anzeiger an, er solle sich seine Affen bei uns abholen.

Noch lange kommen wir zu keinem Verhör, denn sämtliche Kollegen wollen die Affen sehen. Schließlich kommt die Kriminalbeamtin mit einer Banane, und tatsächlich setzen sich zwei Affen auf ihren Arm, als wüßten sie, daß sie für Kinder zuständig ist.

Wenn wir uns rühren, fletschen sie die Zähne.

Endlich kommt der Anzeiger und fängt seine Affen ein. Hopadatschi führt ihn anschließend in das Amtsarztzimmer, wo er zwanzig Jungkrokodile in das Waschbecken gelegt hat. Als er sie wieder vom Waschbecken in die Reisetasche stecken will, hält ihn der Tierhändler entsetzt zurück: „Ja, wissen Sie denn nicht, daß die kleinen Viecher imstande sind, Ihnen den Finger glatt durchzubeißen?“ Hopadatschi sieht sich seine Finger an und dankt Gott, daß die Krokodile offenbar gefühlt haben, wie gut er es mit ihnen meinte. Aber angreifen tut er sie nicht mehr. Der Tierhändler schnappt sie mit geübtem Griff.

Als Hopadatschi uns erzählt, in welcher Gefahr er geschwebt ist, zeigt sich Playboy äußerst mitfühlend. Hopadatschi läßt sich gehörig bewundern und vergißt ganz aufs Fluchen, was bei ihm selten vorkommt. Aber schon demaskiert sich Playboys Mitgefühl: „Stellt euch vor, Hopadatschi hätte keine Finger mehr – womit würde er dann jetzt nasenbohren?“

Alle grinsen, Hopadatschi hat wieder Gelegenheit, sich auszulassen.

Endlich können wir mit dem Verhör beginnen.

Karl Muckser, obwohl erst 23 Jahre alt, ist wiederholt wegen Einbruchdiebstahls vorbestraft. Er macht keine Schwierigkeiten und meint philosophisch: „Schaun S, Herr Inspektor, Sie haben ja den ganzen Murrer, der Rest ist in meiner Wohnung; in so einer Situation wär es doch ein Blödsinn zu leugnen.“

Er gibt zu, gemeinsam mit Pepi Stricker, der mit ihm

festgenommen wurde, den Einbruch in der Tierhandlung durchgeführt zu haben. Fahrzeug hatten sie keines, die Tiere wurden in einem großen Sack und einer Reisetasche versorgt und in Mucksers Wohnung gebracht.

Die 7.000 Schilling, die sie von dem Tierhändler in Hernals erhalten haben, wurden geteilt und sind noch vorhanden.

Muckser sagt: „Wissen S, einerseits bin ich froh, daß der Schaden gering ist, weil alle Viecher da sind, bis auf den einen Affen, dem ich den Schädel einschlagen müssen hab, weil er nicht zu fangen war; also wird das Schmalz hoffentlich nicht viel sein.

Andererseits, wenn ich bedenk, daß wir uns heute neu eingekleidet hätten, ist es schon schad, daß wir meier gegangen sind.

Aber jetzt brauch ich eh keine neuen Hadern mehr, ich geh ja eh ins Häfen."

Auch Stricker ist voll geständig.

Ehe noch die Hausdurchsuchung durchgeführt wird, kommt Hopadatschi mit dem Zirkular, wonach ein Alligator in Tulln aus einem Privatzoo gestohlen wurde. Stricker bestreitet, das Tier gestohlen zu haben. Mit diesem Einbruch hätten sie wirklich nichts zu tun.

Muckser klopft seinem Freund auf die Schulter und doziert:

„Weißt, Peperl, leugnen ist nicht immer gut. Stell dir vor, die Herrn finden bei der Hausdurchsuchung den Alligator. Was sollen wir sagen, woher wir den haben? Daß er uns zugelaufen ist im dritten Stock, sich die Tür aufgemacht und in die Badewanne gelegt hat? Das nimmt uns keiner ab. Oder sollen wir sagen, den Alligator hat man uns geschenkt? Das hält auch nicht, da haben sie uns gleich beim Arsch und wir kriegen Watschen – verdienterweise, Herr Inspektor, will ich sagen. Also, was soll's?

Herr Inspektor, der Alligator geht auch auf unser Konto. Den haben wir in Tulln aus einem Privatzoo gestohlen. Wir haben ihn auf meinem Moped nach Haus geführt. Dabei ist er unruhig geworden, und ich hab seinen Schädel unter mein Hemd gesteckt, damit er die grausliche Umwelt nicht sieht. Aus Dank hat mich das Gfraßt in den Bauch gebissen. Da, schaun S her."

Er zeigt uns eine ziemlich große Bißwunde am Bauch, die kaum versorgt und geheilt ist.

„Ich hab eh Glück gehabt, daß der Alligator mit seinem Meter Länge doch noch ein Gsteamel is, der hätt mir sonst glatt die Därme auszuzelt, der Pülcher. Aber was soll ich machen, ich bin halt ein Tiernarr und muß immer Viecher um mich haben. Ich verkauf sie nur, wenn ich neger bin, so wie jetzt."

Hopadatschi, Wifzack und Lulatsch führen danach im Beisein von Muckser die Hausdurchsuchung durch. Sie finden die restlichen Tiere aus der Tierhandlung, den Alligator und im Bett einen Haufen von Schlangen. Hopadatschi traut sich gar nicht hinzuschauen. Muckser sagt: „Ich muß sie zudecken, denen ist kalt."

In der Wohnung stinkt es dermaßen, daß ihnen fast schlecht wird, doch sie können die Fenster nicht öffnen, da drei Affen in der Wohnung herumklettern. Wifzack versucht, die Affen zu fangen, erwischt sie aber nicht, und einer, den er schon beim Kopf gepackt hat, beißt ihn in den Finger.

Als sie wieder ins Kommissariat kommen und mir Bericht erstatten, beruhige ich Wifzack: angesichts der Geringfügigkeit der Bißstelle brauche er sich doch keine Sorgen zu machen.

Wifzack ist nicht meiner Meinung und wendet ein, die Bißstelle habe geblutet, ein Virus könnte übertragen worden sein, er werde lieber doch zur Impfstelle gehen.

Lulatsch bemerkt ganz ernst: „Chef, ich bitte Sie, lassen Sie ihn gehen, sehen Sie denn nicht, daß der Wifzack schon ganz äffisch wird? Es wachsen ihm sogar schon im Gesicht Affenhaare." (Wifzack trägt einen Spitzbart.)

„Und die Haltung", meint Playboy, „schon ganz gebückt, wie ein Affe!"

„Du, Wifzack", gibt ihm Hopadatschi noch einen guten Rat, „wenn du jetzt wie ein Aff zum Umkraxeln anfängst, spring ja nicht auf unseren Vorhang, dafür bist du zu schwer, du Gorilla."

Sie zerkugeln sich. Wifzack läßt sich aber nicht davon abbringen, geimpft werden zu müssen. Ich lasse ihn gehen. Als er zurückkommt, erzählt er seinen staunenden Kollegen, daß ihn der Arzt gelobt habe, weil er gleich gekommen sei: Ein Affenbiß könne ganz schön gefährlich werden, er solle sich

gleich beim Tierhändler erkundigen, ob der Affe gesund war, und sofort den Arzt verständigen.

Wifzack ruft an, spricht mit dem Tierhändler; sein Gesicht wird immer länger, er immer nervöser; er bedankt sich und legt auf.

Gespannt sehen wir ihn an und Playboy fragt: „Was gibt's, Wifzack?"

Verzweifelt teilt er uns mit: „Der Tierhändler hat mir grad gesagt, daß der Aff, der mich gebissen hat, eingegangen ist."

Ein höllisches Gelächter bricht los, Hopadatschi schreit: „Eben alles verkehrt auf dieser Welt! Nicht du hättest geimpft gehört, sondern der Aff. Du hast's überstanden, das Viech nicht. Du Affenmörder!"

Wifzack hat unter der Affenstory noch lange zu leiden.

Der Haftbefehl

Schon seit Tagen macht uns ein Haftbefehl viel Arbeit. Ein schwer vorbestrafter Einbrecher und Gewalttäter, Franz Simalek, ist aus der Strafhaft entflohen und zur Festnahme ausgeschrieben.

Wir kennen zwar einige Adressen, wo er sich früher einmal aufgehalten hat, doch dort ist er nicht zu finden. Vertraulich erfahren wir, daß Simalek in den letzten Tagen in der Degengasse 41 bei seiner Schwester gesehen wurde. Hopadatschi schwirrt schon mit zwei Kollegen ab.

In dem erwähnten Haus ist bereits die Nachtbeleuchtung eingeschaltet; Hopadatschi schleicht sich mit den Kollegen leise zur Wohnungstür. Durch das Schlüsselloch sieht er verschwommen menschliche Gestalten im Zimmer stehen.

Er klopft kräftig an die Tür und schreit: „Aufmachen, Kriminalpolizei!"

Es bleibt weiterhin alles still.

Die anderen Kollegen bemerken durch das Schlüsselloch ebenfalls die Gestalten im Zimmer.

Jetzt gibt es kein Halten mehr. Hopadatschi klopft noch lauter, stößt mit dem Fuß gegen die Wohnungstür. Sie rufen: „Aufmachen, Kriminalpolizei! Wir sehen Sie doch im Zimmer stehn. Öffnen Sie sofort die Tür!"

Keine Reaktion.

Hopadatschi entwirft einen Schlachtplan: Die Kollegen entfernen sich überlaut, Hopadatschi bleibt an der Tür und lauscht. Späht durch das Schlüsselloch: Die Gestalten sind noch da.

Aus der Wohnung klingt eine männliche Stimme: „Sind sie schon weg?"

Eine weibliche Stimme antwortet: „Hören tu ich sie nimmer."

„Aber ich hör Sie!" springt Hopadatschi auf und pocht gegen die Tür.

Es bleibt alles still, es rührt sich nichts.

Wifzack tritt in Aktion, probiert alle seine Schlüssel und Dietriche, bringt aber die Tür nicht auf.

Schließlich ruft mich Hopadatschi an: „Chef, der Simalek ist in der Wohnung. Wir haben ihn alle durch das Schlüsselloch gesehen. Seine Schwester ist bei ihm, wir haben sie miteinander sprechen gehört. Soll ich die Feuerwehr verständigen?"

„Ja, wenn der Simalek in der Wohnung ist. Wenn ihr ihn gesehen und gehört habt, dann verständig die Feuerwehr, laß die Wohnungstür aufbrechen. Den Simalek müssen wir erwischen."

Hopadatschi verständigt die Feuerwehr. Die Feuerwehrmänner sehen durch das Schlüsselloch ebenfalls zwei verschwommene Silhouetten.

Ho-ruck, ho-ruck, die Tür wird aufgebrochen, die Kriminalbeamten springen in die Wohnung. Die Wohnung ist leer. Wo sie die Zimmertüre vermuteten und die Gestalten wahrnahmen, hängt ein großer Spiegel an der Wand. Die Zimmertür befindet sich in der rechten Ecke der Küche und ist von der Wohnungstür aus durch das Schlüsselloch überhaupt nicht zu sehen.

Wieso bemerkten sie trotzdem Gestalten?

Nun, während einer durch das Schlüsselloch blickte, standen die anderen vor der Tür, von der Gangbeleuchtung angestrahlt. Und die Eingangstür ist verglast, mit grobmaschigen Vorhängen dahinter. Diese Wunderkieberer sahen also im Spiegel die schemenhaften Gestalten ihrer eigenen Kollegen!

Aber Hopadatschi und Wifzack haben doch ganz deutlich Stimmen gehört!

Ganz richtig. Denn als die Feuerwehr ihre Aktion beendet hat, öffnet der Nachbar des Simalek seine Wohnungstür:

„Bitte, gesprochen hab ich mit meiner Frau. Wir sind zwei alte Leut und haben uns gefürchtet. Als es nach dem Klopfen und Schreien plötzlich ganz ruhig wurde, hab ich meine Frau gefragt, ob sie schon weg sind. Und sie hat geantwortet, daß sie sie nimmer hört."

Den Simalek haben sie übrigens schon seit acht Tagen nicht mehr gesehen.

Ich tröste meine Helden und sag ihnen, daß große Ereignisse immer ihren Schatten vorauswerfen. „Eure Täuschung war der

Schatten, wenn ihr euch jetzt anhängt und nicht nachlaßt, werdet ihr den Simalek erwischen."

Zwei Mann sollen weiterhin das Lokal überwachen, die anderen sämtliche Lokale und Unterkünfte des Simalek abklopfen.

Playboy und Lulatsch übernehmen die Überwachung des Hauses, Hopadatschi und Wifzack machen sich auf die Socken, Simalek zu suchen. Sie sollen alle Stunden bei mir anrufen.

Die ganze Nacht sind die Braven im Einsatz, finden Simalek aber nicht. Daraufhin rufe ich sie zurück, um neue Pläne zu entwerfen.

In den frühen Morgenstunden bringt uns die Sicherheitswache einen Mann wegen Störung der Ordnung herein. Er hat auf die Straße gepinkelt und Passanten wüst beschimpft.

Der Festgenommene protestiert gegen seine Verhaftung; er habe nichts angestellt und will sofort entlassen werden. Ich versprech ihm, daß er nach der Einvernahme durch den Konzeptsbeamten wieder gehen kann.

Da erblickt er auf meinem Schreibtisch seinen Führerschein, springt hin und will ihn an sich nehmen. Mein Wifzack ist aber schneller und schnappt ihn sich. Daraufhin schimpft uns der Mann „Trotteln, die lieber Mörder fangen sollen und nicht harmlose Passanten einsperrn. Der Führerschein gehört mir, ich war zu Fuß unterwegs, der Polizist hatte gar kein Recht, ihn mir abzunehmen."

Der Kerl fängt an, mir auf die Nerven zu gehen. Ich schaue mir seinen Führerschein an und stelle fest, daß der Mann auf dem Foto nie und nimmer der ist, der vor mir steht.

Ich frag ihn nach seinem Namen. Er fragt zurück, ob ich denn nicht lesen könne. Sein Name stehe ja im Führerschein.

„Und wo haben Sie den Führerschein her?"

Er bleibt weiter frech: „In der Tombola hab ich ihn gewonnen!"

Noch bleib ich ganz ruhig und sage: „Aha! Darum ist auch nicht Ihr Bild, sondern das vom Veranstalter der Tombola drin."

„Schaun S, machen Sie, was Sie wollen, das ist mein Führerschein. Mein Name ist Karl Promizka, so stehts auch drinnen, und jetzt will ich meinen Anwalt sprechen."

Ich fordere den Mann auf, sich ganz auszuziehen. Er fragt mich empört, ob ich pervers sei.

Nun kommt er längere Zeit nicht zum Sprechen. Meine Kriminalbeamten ziehen ihn aus, durchsuchen gründlich seine Kleider und finden im Futter seines Sakkos einen Meldezettel auf den Namen Franz Simalek.

Wifzack stöhnt auf, und die anderen schauen auch nicht gerade geistreich drein.

Der Mann bleibt trotzdem dabei, Promizka zu sein; den Meldezettel des Simalek habe er gefunden.

Wir reden nichts mehr mit ihm, und er kommt in den Arrest. Komischerweise schimpft er jetzt nicht mehr, er scheint zu ahnen, was ihm blüht.

Wifzack holt die Bilder des Simalek von der Lichtbildstelle des Erkennungsamtes, und wir wissen nun positiv, daß Promizka unser langgesuchter Simalek ist.

Meine jungen Kriminalbeamten werden zum ersten Mal mit einem Fall konfrontiert, der ihnen unheimlich vorkommt.

Simalek alias Promizka wird aus dem Arrest geholt. Er sieht uns an, ein unsicheres Lächeln huscht über sein Gesicht:

„Ich glaub, ich kann heim schreiben, daß ich gefallen bin. Schuld bin ich selber, ich Trottel. Was sauf ich mich an? Was streit ich mich mit den Leuten? Was für eine Hexe hat mir eingegeben, mit Ihnen anzuhängen? Ich weiß nicht, jedenfalls: Ich bin der Simalek, ich werd gesucht. Den Führerschein vom Promizka hab ich gestohlen, das ist ja auch schon wurscht. Bitte verständigen Sie nur meine Schwester, daß ich mülli bin."

Simalek wird dem landesgerichtlichen Gefangenenhaus eingeliefert.

Wifzack meint: „Der Chef hat rechtgehabt, nach dem Schatten ist das große Ereignis eingetreten. Ich bin nur neugierig, ob es auch eingetreten wär, wenn der Simalek nicht auf die Straße gepischt hätte."

„Sicher", sagt Playboy, „denn dann hätten bestimmt wir ihn verschüttet."

Danach

Kürzlich habe ich erfahren, daß meine ehemaligen Kollegen Zauberer und Pratzerl in Pension gehen, und ich denke, schön langsam wird es auch für mich Zeit abzutreten. Immer öfter erwische ich mich bei dem Gedanken, mir meine voraussichtliche Pension auszurechnen.

Noch hätte ich ein paar Jahre, doch meine Kriminalbeamten sind heute schon so weit, ohne mich auszukommen, und ich bemerke, daß ich pensionsreif bin.

Ehe das auch die anderen bemerken, will ich mich pensionieren lassen. Meine Kollegen raten mir ab, wollen mir die ganze Arbeit im Dienst abnehmen – nur kommen soll ich.

So leid es mir tut, ich bleibe hart, verspreche aber, die Gruppe oft zu besuchen.

Hopadatschi wird Gruppenführer und fühlt sich momentan gar nicht wohl. Ich weiß, das wird sich aber mit den auf ihn zukommenden Aufgaben ändern.

Ich bewohne in der Nähe von Wien, mitten im Wald, ein nettes Einfamilienhaus und nehme mir vor, auszuruhen und abzuschalten.

Zauberer und Pratzerl besuchen mich des öfteren. Auch meine „Jungen“ kommen, und selbstverständlich wird fachgesimpelt, alte Erinnerungen werden aufgefrischt, und unsere Zusammenkünfte sind immer ein Fest für mich. Besuche ich einmal meine Kollegen im Kommissariat, fällt mir auf, daß alles in meinem Sinn weiterläuft; sie gebrauchen sogar zum Großteil noch meine Ausdrücke, und Hopadatschi vertritt mich ausgezeichnet.

Nun sehe ich dem Abschied von dieser Welt mit Gelassenheit und Ruhe entgegen und bin neugierig, wie es drüben sein wird.

Und sollte ich drüben gefragt werden, was ich in einem etwaigen zweiten Leben gern wäre, wird es für mich nur eine Antwort geben:

„Kieberer . . .“

Erklärungen

DER IM BUCH BENÜTZTEN AUSDRÜCKE
AUS DIALEKT UND GAUNERSPRACHE

abbrocken	festnehmen; pflücken
abschmieren	beobachten, bespitzeln
Anpumperer	Großsprecher
Arschkräuler	Speichellecker
ausborgen	zur Rechenschaft ziehen
aussassern	ausforschen
ausschmieren	ausbaldowern
ausschnapsen	verabreden
Baan	Prostituierte, Flittchen
bakschierlich	niedlich
Bär	Tresor
Beißer	ordinärer Kerl, Ganove, Strolch
blad	korpulent
Brandineser, Branntweiner	Schnapsbudike(nbesitzer)
brennen	bezahlen
Bröckerlhuasten	Brechreiz
brunzen	pissen
Büachl	Buch; Kontrollkarte der Prostituierten
Budel	Theke, Verkaufspult
Buschen	Schamhaare, weibl. Scham
Cabskutscher	Lastkutscher, Bierkutscher
Dienstkäuln, Dienstkutschen	Dienstmädchen
Eierspeis	Rührei
einfahren	scheitern, Pech haben
Einfahrer	Mißgeschick, Mißlingen
eini	hinein
einiraunzen	einschmeicheln
Engelmacherin	Abtreiberin

Fahrer	Kratzer, Schnitt durchs Gesicht mit Rasierklinge oder Zuckerwürfel (beliebt als Strafe für unbotmäßige Prostituierte)
Federn	Angst
fett	betrunken
Fetzen	1.000 Schilling
Fleck	Brieftasche
Frankist	nicht Vorbestrafter
frischgflacht	neu (im Amt)
Fut	Vagina; Frau, Schlampe
gamsig	geil, lüstern
Gfraßt	Schuft, Widerling
Glitzermurrer	Juwelen
Glurn	Augen
gnaschtig	naschhaft, lüstern
Goschen	Mund, Mundwerk
Grüner Heinrich	Grüne Minna
gschalnt	gutgekleidet
Gsteamel	Knirps
Guckermucken	Sommersprossen
Gustospatzerl	appetitliches Geschöpf (auch ironisch)
haamdrahn	töten
Haberer	Freund
habidehre	grüß Gott; potztausend
Hacken	Arbeit; kriminelles „Ding"
Hadern	Lumpen; Kleidung
Häfen	Gefängnis; Topf
häkeln	necken, zum besten haben
Hapfen	Bett
happen	stehlen
Häusl	WC; Haus; Dummkopf
Hobel ausblasen	arschlecken
hochweiß	wohlhabend
Höh	Polizei
hopadatschig	großspurig, überheblich
Hosentürl	Hosenschlitz
Janker	Panzerkassette

Kieberei	Kriminalpolizei
Kieberer	Kriminalbeamter; Polizist
Klopfer	Dachschaden
Klutsch	(Nach-)Schlüssel
Kniaschnackler	weiche Knie, mulmiges Gefühl
Koloniakübel	Mülltonne
Krachen	Schußwaffe
Lapperl	Kleinigkeit
Läufel	Fahndungsbuch
leiwand	gut, hervorragend
Lemoniberg	Irrenhaus, psychiatrisches Krankenhaus auf der Baumgartner Höhe
Leserl	Fahndungsbuch
Maria-Lourdes-Blick	scheinheilige Miene
Marie	Geld
Masl	Glück
Maslitiker	Glückspilz
meier gehn	verhaftet werden
mülli	verhaftet
Murrer	Beute; Plunder
nachwassern	nachprüfen, nachforschen
naphtha	vergeblich, unbrauchbar
neger	pleite
niederlegen	gestehen
pampfen	stopfen, essen
passen	lauern
patschert	ungeschickt
Piatnik	bekannter Wiener Spielkartenerzeuger
Pleampel	Dummkopf, Einfaltspinsel
pudern	koitieren
Puffer	Schußwaffe
Pülcher	Prolet, Ganove, Strolch
Quargelsturz	Käseglocke
Rand	Rendezvous
Reiberl	Straßenraub
Reindl	Kasserolle
Rumerl	Schnapsdrossel, Rumsäufer

Rutschen legen	aufs Glatteis führen; behilflich sein
safteln	Saft absondern; Appetit haben
Salettl	Gartenpavillon
Schas	Furz
Schäuferl nachlegen	aufstacheln, Öl ins Feuer gießen
Schleich	Schwarzhandel
Schmäh	Trick, Lüge, List, Gefasel, Witz, Bonmot, Charme
Schmalz	Gefängnisstrafe, Strafausmaß
Schnapsen	österreichisches Kartenspiel („66")
schuastern	koitieren
Schuß	Tritt (in den Hintern)
schwindlig	bescheuert, dumm
Spatz	Penis (Kindersprache)
speiben	erbrechen; gestehen
Speiskarten	Vorstrafenregister
Spießer	Voyeur
Stamperl	Schnapsglas
stierln	stochern, stöbern
Stoß	verbotenes Kartenspiel
Suacherl	Hausdurchsuchung, Untersuchungsrichter
Tanz	Unfug, Umstände
teppert	dumm, bescheuert
törisch	schwerhörig; begriffsstutzig
Trenzerling	Speichelfaden
umasunst	gratis; vergeblich
verklopfen	verkaufen, verhökern
verkutzen	verschlucken, in die falsche Kehle kriegen
verpassen	verhehlen
verschütten	verhaften
verzwicken	verspeisen, aufessen
vif	klug, rasch von Begriff
Watschen	Ohrfeige
Weh	Schwachkopf; Ausgenützter
Wickel	Streitigkeiten, Schwierigkeiten
wiescherln	pissen
Wifzack	heller Kopf

Wohlturl	Penis
Würschtl	Pferd
zaarn	tragen, zerren, schleppen
zerwuzeln	zerkugeln (vor Lachen)
Zuckerl	Bonbon
Zund	Tip, vertrauliche Mitteilung; Konfident
zuzeln	saugen, lutschen